



Jenny
Erpenbeck

Aller Tage
Abend

Roman

KNAUS

Jenny Erpenbeck

ALLER TAGE ABEND

Roman

Knaus

1. Auflage
Copyright © 2012 beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-08149-2

www.knaus-verlag.de

Für Wolfgang.

Noch im vergangenen Sommer sind wir
von hier nach Marienbad gefahren.
Und jetzt, wohin fahren wir jetzt?
(W. G. Sebald in »Austerlitz«)

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, hatte die Großmutter am Rand der Grube zu ihr gesagt. Aber das stimmte nicht, denn der Herr hatte viel mehr genommen, als da war – auch alles, was aus dem Kind hätte werden können, lag jetzt da unten und sollte unter die Erde. Drei Handvoll Erde, und das kleine Mädchen, das mit dem Schulranzen auf dem Rücken aus dem Haus läuft, lag unter der Erde, der Schulranzen wippt auf und ab, während es sich immer weiter entfernt; drei Handvoll Erde, und die Zehnjährige, die mit blassen Fingern Klavier spielt, lag da; drei Handvoll, und die Halbwüchsige, der die Männer nachschauen, weil ihr Haar so kupferrot leuchtet, wurde verschüttet; dreimal Erde geworfen, und es wurde auch die erwachsene Frau, die ihr, wenn sie selbst begonnen hätte, langsam zu werden, eine Arbeit aus der Hand genommen hätte mit den Worten: ach, Mutter, auch die wurde langsam von Erde, die ihr in den Mund fiel, erstickt. Unter drei Händen voll Erde lag eine alte Frau da im Grab, eine Frau, die selbst schon begonnen hat, langsam zu werden, zu der eine andere junge Frau oder ein Sohn manchmal gesagt hätte: ach, Mutter, auch die wartete nun darauf, dass man Erde auf sie warf, bis die Grube irgendwann wieder ganz voll sein würde, und ein wenig voller als voll, denn den Hügel über der Grube wölbt ja der Körper aus, wenn der auch viel weiter unten liegt, wo man ihn nicht mehr sieht. Über einem Säugling, der plötzlich gestorben ist, wölbt sich der Hügel fast gar nicht. Eigentlich aber müsste der Hügel so riesig sein wie die Alpen. Das denkt sie, und dabei hat sie die Alpen noch niemals mit eigenen Augen gesehen.

Sie sitzt auf derselben Fußbank, auf der sie als Kind immer saß, wenn ihre Großmutter ihr Geschichten erzählte. Diese Fußbank war das Einzige, was sie sich von der Großmutter für

ihren eigenen Hausstand gewünscht hatte. Sie sitzt im Flur auf dieser Fußbank, lehnt sich an die Wand, hält die Augen geschlossen und rührt das Essen und Trinken, das eine Freundin vor sie hingestellt hat, nicht an. Sieben Tage wird sie jetzt so da sitzen. Ihr Mann hat versucht, sie hochzuziehen, aber gegen ihren Willen hat er es nicht geschafft. Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, war sie froh. Noch am letzten Freitag hatte die Urgroßmutter der schlafenden Kleinen über den Kopf gestrichen und sie ihr *Maideleh* genannt. Sie selbst hatte durch die Geburt des Kindes ihre Großmutter in eine Urgroßmutter verwandelt, und ihre Mutter in eine Großmutter, aber jetzt waren all die Verwandlungen schon wieder aufgehoben. Vorgestern hatte ihre Mutter, die zu der Zeit noch eine Großmutter genannt werden konnte, ihr eine wollene Decke mitgebracht, die sollte sie sich umlegen, wenn sie an kalten Tagen mit dem Säugling im Park spazierenging. Angeschrien hatte ihr Mann sie in der Nacht, sie solle doch irgendetwas tun. Aber sie hatte nicht gewusst, was in solch einer Lage zu tun war. Nach seinem Schreien, und nach den wenigen Minuten in dieser Nacht, als sie nicht gewusst hatte, was tun, nach diesem einen Moment, in dem auch ihr Mann nicht gewusst hatte, was tun, hatte er kein Wort mehr mit ihr gesprochen. Sie war in ihrer Not zur Mutter gelaufen, die nun keine Großmutter mehr war, die Mutter hatte zu ihr gesagt, sie solle nach Hause zurückgehen und dort auf sie warten, sie schicke die Leute. Während ihr Mann im Wohnzimmer auf und ab ging, hatte sie nicht gewagt, das Kind noch einmal zu berühren. Sie hatte alle Eimer, die mit Wasser gefüllt waren, aus dem Haus gebracht und ausgeschüttet, hatte den Spiegel im Flur mit einem Laken verhängt, hatte die Fenster des Zimmers, in dem das Kind lag, zur Nacht hin geöffnet, und sich dann neben die Wiege gesetzt. Mit diesen Handgriffen hatte sie sich an den Teil des Lebens erinnert,

der von Menschen besiedelt war. Das aber, was sich vor nicht einmal einer Stunde hier in ihrer Wohnung ereignet hatte, ließ sich von keiner Menschenhand greifen.

So war es auch bei der Geburt des Kindes gewesen, die noch nicht einmal acht Monate her war. Nach einer Nacht, einem Tag und wieder einer Nacht, in der das Kind nicht gekommen war, hatte sie sterben wollen. So weit entfernt hatte sie sich während dieser Stunden vom Leben: von ihrem Mann, der draußen wartete, von ihrer Mutter, die in einer Ecke des Zimmers auf einem Stuhl saß, von der Hebamme, die mit Wasserschüsseln und Tüchern hantierte, und längst auch von diesem Kind, das angeblich in ihrem Leib sein sollte, sich aber in der Unsichtbarkeit verkeilt hatte. Am Morgen nach der Geburt dann sah sie von ihrem Bett aus, wie alle einfach das taten, was zu tun war: Ihre Mutter, nun in eine Großmutter verwandelt, empfing eine Freundin, die gekommen war, um zu gratulieren, die in eine Urgroßmutter verwandelte Großmutter brachte die Kindbett-Zettel mit dem Psalm 21 und frischgebackenen Kuchen, und ihr Mann war ins Gasthaus gegangen, um auf das Wohl des Kindes zu trinken. Sie selbst hielt das Kind in den Armen, und das Kind trug die Wäsche, an der sie selbst, ihre Mutter und ihre Großmutter in den Monaten vor der Geburt gestickt hatten.

Auch für das, was jetzt passiert war, gab es Regeln. Die Leute waren bei Sonnenaufgang erschienen, hatten das Kind aus der Wiege genommen, es in ein Tuch gewickelt und auf eine große Bahre gelegt. So leicht und klein war das Bündel gewesen, dass einer es festhalten musste, als sie die Treppe hinuntergingen, sonst wäre es fortgerollt. *Saj mojchl un fa mir mejne trep nit arunter.* Sei so gut. Sie hatte gewusst, dass das Kind noch am selben Tag unter der Erde sein musste.

Jetzt sitzt sie auf dieser kleinen Fußbank aus Holz, die sie von ihrer Großmutter zur Hochzeit bekommen hat, sitzt da mit geschlossenen Augen, so wie sie andere in Zeiten der Trauer hat sitzen sehen. Manchmal war sie es, die Trauernden Essen gebracht hat, nun hat eine Freundin ihr selbst Schüsseln mit Essen vor die Füße gestellt. So wie sie gestern in der Nacht alles Wasser, das im Haus war, ausgeschüttet hat, weil es heißt, der Todesengel spüle darin sein Schwert, wie sie den Spiegel verhängt und das Fenster geöffnet hat, weil sie es andere so hat machen sehen, aber auch, weil die Seele des Kindes dann nicht wiederkehren, sondern für immer hinausfliegen würde, so wird sie jetzt sieben Tage da sitzen, weil sie andere so hat sitzen sehen, aber auch, weil sie anders gar nicht wüsste, wo bleiben, während sie diesen unmenschlichen Ort nicht mehr betreten will, der das Zimmer des Kindes in der letzten Nacht war. Wie Stege sind die Sitten der Menschen ins Unmenschliche hineingebaut, denkt sie, greifbare Gebilde, an denen ein Schiffbrüchiger sich wieder hinaufziehen könnte, wenn überhaupt. Schön wäre es, denkt sie, wenn der Zufall regieren würde, und nicht ein Gott.

Dass die Decke zu dick war, könnte doch der Grund gewesen sein. Dass das Kind auf dem Rücken schlief. Dass es sich womöglich verschluckt hat. Dass es krank war, und keiner es wusste. Dass durch die Türen das Schreien des Kindes beinahe gar nicht zu hören war. Im Zimmer des Kindes hört sie jetzt die Schritte ihrer Mutter und weiß, ohne hinzusehen, was diese dort macht: Sie nimmt Decken und Kissen aus der Wiege und zieht die Bettwäsche ab, sie streift den Stoff, der die Wiege überdacht, vom Holzgestell ab und schiebt die Wiege beiseite. Mit dem Arm voller Wäsche kommt sie jetzt aus dem Zimmer, geht an ihrer auf der Fußbank sitzenden Tochter vorbei, die hält die Augen noch immer geschlossen,

und trägt alles in die Waschküche hinunter. Dass sie zu jung war, um zu wissen, was tun. Dass ihre Mutter nie über all das mit ihr gesprochen hat. Dass auch ihr Mann nicht gewusst hatte, was tun. Dass sie, im Grunde genommen, immer ganz allein war mit dem Kind, mit diesem Wesen, das am Leben zu halten war. Dass niemand ihr vorher gesagt hat, dass das Leben nicht funktioniert wie eine Maschine. Die Mutter kehrt wieder zurück. Sie nimmt im Vorbeigehen das Laken, das den Spiegel im Flur verhängt, ab, faltet es zusammen und bringt es ins Zimmer des Kindes. Zuunterst legt sie es in den Koffer, den sie eigens zu diesem Zweck mitgebracht hat, dann nimmt sie die Sachen des Kindes aus dem Schubfach in der Kommode und legt sie zu dem Tuch in den Koffer. In den Monaten vor der Geburt haben sie, die Schwangere, ihre Mutter und ihre Großmutter an diesen Jacken, Kleidern und Mützen genäht, gestickt und gestrickt. Ihre Mutter schiebt jetzt die leere Schublade zu. Oben auf der Kommode liegt das Spielzeug mit den silbernen Glöckchen. Als sie es wegnimmt, klirren die Glöckchen. Gestern haben sie auch geklirrt, als die Tochter selbst noch eine Mutter war und mit ihrem Kind gespielt hat. Das Klirren hat in den vierundzwanzig Stunden, die seither vergangen sind, seinen Klang nicht verändert. Ihre Mutter legt das Spielzeug jetzt zuoberst in den Koffer, dann schließt sie den Koffer und hebt ihn auf, sie kommt aus dem Zimmer, trägt den Koffer durch den Flur, an der Tochter vorbei, und bringt ihn in den Keller. Vielleicht aber doch, dass das Kind noch nicht getauft und die Ehe der Eltern nur eine sogenannte *Notzivilehe* war. Nach jüdischem Brauch haben sie es heute begraben, und nach jüdischem Brauch wird sie nun auf der Fußbank sitzen für sieben Tage, doch der Mann spricht nicht mit ihr. Sicherlich ist er jetzt in der Kirche und betet für die Seele des Kindes. Wo kann denn die Seele des Kindes nun hin? Ins Fegefeuer, ins Paradies oder die Hölle? Oder war es so, wie manche sagen, dass das Kind eines von

denen war, die nur kurze Zeit brauchen, um irgend etwas aus einem anderen Leben, von dem die Eltern nichts wissen, zu Ende zu bringen, und deshalb so bald schon dahin zurückkehren, woher sie kamen? Ihre Mutter kommt wieder, geht in das Zimmer des Kindes und schließt dort die Fenster. Vielleicht gab es doch jenseits des Lebens einfach nur nichts? Ganz still ist es jetzt in der Wohnung geworden. Das wäre ihr im Grunde genommen das liebste.

Als es dunkel wird, beginnen ihre Brüste, hart zu werden und zu schmerzen. Milch hat sie noch, Milch für ein Kind, das unter der Erde liegt. Am liebsten will sie an dem, was sie jetzt zuviel hat, verrecken. Während das Kind noch nach Luft schnappte und dann blau anlief, hatte sie in Gedanken alle Zeit ihres Lebens dem Kind geschenkt, hatte mit dem Gott ihrer Väter einen Handel schließen wollen und ihr Leben für das Leben, das aus ihr gekommen war, eintauschen wollen. Aber der Gott, wenn es ihn gab, hatte das Geschenk nicht angenommen. Sie lebte. Jetzt fällt ihr wieder ein, wie die Großmutter von der Hochzeit an nie wieder zuließ, dass sie mitkam, um den Großvater zu besuchen. Erst als das Kind schon da war, und sie es ihm unbedingt zeigen wollte, erfuhr sie, dass der Großvater an dem Tag, als sie, seine Enkelin, den Goj geheiratet hatte, für diese lebendige Braut die Totenwache abgehalten und trotz seiner Schwäche sieben Tage lang auf dem Bett gesessen hatte. Von oben, aus dem Himmel des Großvaters gesehen, hatte also auch sie schon die Grenze des Lebens überschritten und besaß gar nichts mehr, das sie dem Gott zum Tausch hätte anbieten können. Als die Nacht kommt, schiebt sie die Schüsseln mit dem Essen beiseite und legt sich dort, wo die Fußbank steht, schlafen. Sie hört nicht, wann die Mutter sich schlafen legt. Sie hört auch nicht, wann ihr Mann zurückkommt. Irgendwann in dieser Nacht ist es genau vierundzwanzig Stunden her, dass in

einer kleinen galizischen Stadt, 50.08333 Grad nördlicher Breite, 25.15000 Grad östlicher Länge, ein Säugling plötzlich gestorben ist.

2

Ein alter Mann liegt in einem Bett in einer dunklen Hütte und schweigt. Schon seit langer Zeit liegt er so, Tag für Tag, er weiß, dass die Leute sagen, er liege im Sterben, aber während das Sterben für manche ein kleines Vorzimmer ist, das sie mit einem Schritt, einem Sprung durchqueren, um auf die andere Seite zu gelangen, liegt er in einem riesigen Sterben, das zu durchqueren ihm einfach nicht gelingen will, vielleicht, weil er schon zu schwach ist.

Neben ihm sitzt seine Frau, sitzt lange, ohne etwas zu sagen, draußen ist es inzwischen schon wieder dunkel. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sagt sie schließlich.

Im letzten Frühjahr hatte seine Frau oft neben ihm gesessen und gestrickt, und obgleich seine Augen nicht mehr die besten waren, hatte er gesehen, dass die Sachen, an denen sie arbeitete, sehr klein waren. Eines Tages dann hatte sie aus den Vorräten, die für die ganze Woche hätten reichen sollen, einen Kuchen gebacken und war aus dem Haus gegangen. In dieser Woche hatte es am Sabbat kein Ei in der Suppe gegeben. Er hatte sie nichts fragen, sie nichts erklären müssen.

Heute früh, als es noch dunkel war, hat er im Halbschlaf seine Frau und die Tochter in der Stube tuscheln hören, nach dem Mittag dann ist seine Frau aus dem Haus gegangen und erst bei Einbruch der Dunkelheit wiedergekehrt, sie hat sich neben ihn gesetzt, lange geschwiegen, und schließlich gesagt: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.

Zur Hochzeit der Enkelin waren die beiden Alten nicht eingeladen worden. An dem Tag, an dem die Enkelin einen Goj heiratete, hatte der Alte sich in seinem Bett aufgesetzt und sieben Tage gesessen, um für diese lebendige Braut, wie es sonst nur üblich war, wenn jemand starb, die Totenwache zu halten.

Jetzt schweigt seine Frau neben ihm, ihrem alten, bettlägerig gewordenen Mann, und schüttelt den Kopf. Weiß Gott, was unserem Maideleh eingefallen ist, ihre Kleine mit einem Goj zu verheiraten, sagt der Alte.

3

Sie nimmt Decken und Kissen aus der Wiege, zieht die Bettwäsche ab, sie streift den Stoff, der die Wiege überdacht, vom Holzgestell ab und schiebt die Wiege beiseite. Begonnen hatte das Unglück vor vielen Jahren, da war ihre Tochter selbst noch ein Säugling gewesen. Als sie den Lärm draußen hörten, hatte ihr Mann die Amme mit dem Kind gleich ins Kinderzimmer hinaufgeschickt, sie solle die Tür verriegeln, auf gar keinen Fall aufmachen, wenn es klopfe, und die Fensterläden fest schließen. Dann waren sie in der unteren Etage von Fenster zu Fenster gelaufen, um zu schauen, was los war: In den umliegenden Straßen und auf dem Platz vor dem Haus schienen sich Leute zu sammeln, manche rannten, manche schrien, aber was sie schrien, war nicht zu verstehen. Sie und ihr Mann waren nicht mehr dazu gekommen, auch unten die Fensterläden zu schließen, bevor die ersten Steine das Haus trafen. Der Mann hatte versucht zu erkennen, wer die Steine warf, und hatte Andrej erkannt. Andrej, hatte er hinausgerufen, Andrej! Aber Andrej hörte nicht, oder tat so, als ob er nicht hörte, was wahrscheinlicher war, denn er wusste ja, wer in dem Haus lebte, das er mit

Steinen bewarf. Dann flog ein Stein von Andrej durch eine Fensterscheibe, flog nur um Haaresbreite an ihrem Kopf vorbei, krachte hinter ihr in den verglasten Bücherschrank und traf den 9. Band der in Leder gebundenen Gesamtausgabe von Goethe, die ihr Mann von seinen Eltern als Geschenk zum Schulabschluss bekommen hatte. *Keine Luft von keiner Seite!/ Todesstille fürchterlich!/ In der ungeheuern Weite/ Reget keine Welle sich!* Daraufhin hatte ihr Mann voller Zorn die Eingangstür aufgerissen, offenbar, um Andrej beim Kragen zu packen und zur Vernunft zu bringen, hatte aber die Tür sofort wieder zugemacht, als er sah, wie Andrej jetzt, zusammen mit drei oder vier anderen jungen Männern, von denen einer eine Axt in der Hand hielt, im Laufschrift aufs Haus zukam. Hatte schnell den Schlüssel im Schloss umgedreht und gemeinsam mit ihr, seiner Frau, versucht, die Bretter, die für einen solchen Notfall immer griffbereit in der Nähe der Tür standen, vor die Tür zu nageln. Dazu aber war es schon zu spät gewesen, wo die Nägel, wo der Hammer, schon begann die Tür unter den Axthieben zu splintern. Andrej, Andrej. Da waren sie und ihr Mann die Treppe hinaufgelaufen, hatten an die Tür gepocht, hinter der die Amme mit dem Kind saß, aber die hatte nicht aufgemacht, entweder weil sie nicht verstand, wer da um Einlass bat, oder weil ihre Angst so groß war, dass sie die Tür einfach nicht aufmachen wollte. Über die letzte, steile Stiege waren sie und ihr Mann dann auf den Dachboden geflüchtet, als Andrej und seine Männer schon unten ins Haus drangen. Im Erdgeschoss zerschlugen die Eindringlinge die restlichen Fensterscheiben, rissen die Fensterrahmen aus der Wand, stießen den Bücherschrank um, schützten die Bettdecken auf, zerschmissen Geschirr und Einweckgläser, schütteten die Vorräte auf die Straße, dann aber musste einer von ihnen gehört haben, wie sie und ihr Mann versuchten, die Dachbodentür zu verriegeln, denn ohne sich im ersten Stock

aufzuhalten, liefen die Männer jetzt die Treppe hinauf, rissen auf dem Weg nach oben die Tapete von den Wänden und hieben mit der Axt hier und da Löcher ins Mauerwerk. Sie und ihr Mann standen hinter der Dachbodentür, die sehr dünn war, sie hatten den Riegel vorgeschoben, aber kein Möbel gefunden, das schwer genug gewesen wäre, um damit die Tür zu verbarrikadieren, jetzt hörten sie die Schritte der Männer auf der letzten, steilen Stiege. *Höre mein Gebet, Herr; und vernimm mein Schreien, schweige nicht zu meinen Tränen; denn ich bin ein Gast bei dir, ein Fremdling wie alle meine Väter. Lass ab von mir, dass ich mich erquicke, ehe ich dahinfahre und nicht mehr bin.* Der Himmel, der Himmel. Ging es nicht nach unten, musste es nach oben einen Ausweg geben. Sie begannen, die Ziegel des Daches mit den Händen fortzustößen und sich so eine Öffnung zu schaffen. Aber die Tür in ihrem Rücken, die die Verfolger einen Moment lang aufhält, ist dünn, nur ein paar Bretter. Ihr Mann hilft ihr, sich hochzuziehen und durch die Öffnung aufs Dach zu klettern. Und dann will sie ihn nachziehen. Und dann hält die dünne Tür den Schlägen der Meute nicht mehr stand. Und dann zieht sie ihn an dem einen Arm, und die Männer unten ihn an dem anderen. Lot will die Engel, die bei ihm zu Gast sind, nicht herausgeben. Lot steht auf der Schwelle, das Volk packt ihn am Arm und will ihn hinausziehen, um ihn für das Gastrecht, das er gewährt, zu strafen, sich wenigstens über ihn herzumachen, sich an ihm zu vergehen, ihn anzuspüren, zu schinden und zu zertreten, die Engel aber packen ihn von drinnen mit ihren Engelhänden an dem anderen Arm, sie sind stark, sie schlagen die Menschen draußen mit Blindheit, ziehen Lot wieder ins Haus und schließen die Tür zwischen ihm und den Menschen, die Menschen draußen können einander nicht mehr sehen und auch nicht mehr den Eingang zu Lots Haus, sie tasten sich mit den Händen an den Mauern entlang und müssen abziehen.

Mein Gott, säume doch nicht. Sie hat nicht die Kraft von Engeln, es gelingt ihr nicht, ihren Mann zu sich nach oben zu ziehen, ihren Mann am Arm festhaltend bittet sie Andrej, den sie von Kindesbeinen an kennt, um Erbarmen, auch die Männer, die sie nicht kennt, darunter den mit der Axt, um Erbarmen, aber während sie die Hand ihres Mannes noch festhält, wird ihr Mann unter ihr von den Männern, die sie nicht kennt, und von Andrej, den sie von Kindesbeinen an kennt, erst beschimpft, dann geschlagen, Erbarmen, und schließlich unter ihren Augen zerhackt. Sie lässt nicht los. Erst hält sie ihren Mann an der Hand, dann hält sie nur noch ein Stück Fleisch an der Hand, dann gibt es nichts Lebendiges mehr, das sie zu sich ins Freie hinaufziehen könnte. Dann ist sie eine jüdische Witwe, die den Tod an der Hand hält. Dann lässt sie los, richtet sich auf und blickt auf die kleine Stadt da unten und die weite Landschaft. Es ist heller Tag, es gibt Strohdächer und Dächer, die mit Schindeln gedeckt sind, es gibt Straßen, Plätze und Brunnen, in der Ferne Felder und Wald, Kühe stehen auf einer Weide, eine Kutsche fährt einen Feldweg entlang, unten vor dem Haus stehen Menschen, die zu ihr aufblicken und jetzt schweigen und sich nicht rühren. Und dann sieht sie plötzlich, dass es schneit. Alles erfriert jetzt, denkt sie, gut so, denkt sie, Schnee, Schnee. Sie verliert das Bewusstsein und stürzt, rollt vom abschüssigen Dach hinunter und fällt, wie es ihr Glück will, in einen Haufen aus Kleidern, Bettzeug und Vorhängen, die die Männer zuvor auf die Straße geschleudert haben, sie bleibt da liegen in dem Haufen von Fetzen, in einem Blut aus Himbeermarmelade, die sie im letzten Sommer selbst eingekocht hat, das Marmeladenglas ist beim Rausschmeißen zersplittert, sie liegt so da, mit zerbrochenen Gliedern, die Augen geschlossen, und keiner von den Schweigenden auf dem Platz tritt näher oder schaut, ob sie noch lebt. Sie lebt, aber in dem Moment weiß sie es selbst noch nicht. Das Gestöber hat durch ihren

Sturz noch einmal Aufwind bekommen, mehr Federn stieben aus den zerschlitzten Betten auf, zarter Gänseflaum schwebt in der Luft und lässt sich langsam auf den Zweigen der Bäume nieder, Schnee, Schnee, ganz so wie im Winter.

Mit dem Arm voller Wäsche verlässt sie jetzt das Kinderzimmer und geht an ihrer auf der Fußbank sitzenden Tochter vorbei. Sie weiß ganz genau, warum sie ihre Tochter mit einem Christen verheiratet hat. Der Vater sei eines Tages fortgegangen und nie wiedergekehrt, hatte sie der Tochter erklärt, als die nach einem Vater zu fragen begann. Warum ist er fortgegangen? Wohin? Wird er irgendwann einmal wiederkommen?

In den Bücherschrank wurden neue Scheiben eingesetzt. Sie verkaufte das Haus im Ghetto und zog in die Innenstadt, führte das Geschäft ihres Mannes fort und legte alles, was sie erübrigen konnte, für die Aussteuer der Tochter beiseite. Sie weiß schon sehr lange, was ihre Tochter von heute auf morgen lernen wird: Am Ende eines Tages, an dem gestorben wurde, ist längst noch nicht aller Tage Abend.

4

Jetzt war nur offensichtlich geworden, was er sein ganzes Leben, besonders in den letzten drei Jahren, geahnt hatte – dass nämlich, wenn man auch nur ein klein wenig neben die Spur geriet, das Ende genauso unausweichlich war, als wenn man sich gleich geradenwegs in den oder jenen Abgrund gestürzt hätte. Als k.u.k. Beamter, zuständig für einen 35 Kilometer langen Streckenabschnitt der Galizischen Carl-Ludwig-Bahn, wusste er, dass alles davon abhing, Ordnung zu schaffen, und sie dort, wo sie bereits geschaffen war, zu erhalten. Ihm selbst aber war in seinem Leben immer das Leben dazwischen gekommen. Im Jahr seiner Anwartschaft,

als er noch kein Gehalt bekam, hatte sein Hunger ihn dazu gebracht, sich zu verschulden. Schon mit Schulden beladen hatte er deshalb nach Ablauf des Anwartsjahres seine Tätigkeit als regulärer Beamter der elften, also der untersten, Gehaltsklasse beginnen müssen. Sein Hunger war immerhin ein Zeichen dafür gewesen, dass er lebendig war, und auch sein Frieren in diesem ersten Winter – die Schulden aber würden nun bei der *geheimen Qualifikation*, der verschwiegene Einschätzung durch den Vorgesetzten, schlecht zu Buche schlagen. Wann er von der elften in die zehnte Gehaltsklasse aufsteigen würde, um die Schulden verringern zu können, war daher nicht zu sagen, und es wurde ihm auch von niemandem gesagt. Keine Aussicht also, ins normale Leben zurückzuspringen. Der Hunger und das Frieren befestigten den Hunger und das Frieren, so war das, wenn das Leben auch nur einmal überhandnahm. Dann hatte er die jüdische Kaufmannsfrau kennengelernt und ihre Tochter, deren Haut so weiß war, dass er schneblind hätte werden können, wenn er als Käfer auf ihr herumspaziert wäre. Wenn er nur gewusst hätte, wo die Spur war und wo nicht, als er seinen Heiratsantrag machte. Mit einer jüdischen Mitgift zahlt man keine Schulden, auch wenn man sie zahlt. Es gibt Unterschiede. Die Unterschiede erkennt man daran, dass sich ein Schweigen breitmacht – im Casino, im Büro. Und dieses Schweigen hat etwas mit dem Ende im Allgemeinen zu tun, das versteht er jetzt, das hat er jetzt begriffen, da das Ende unübersehbar geworden ist. Wie still das Kind auf einmal war.

Sein Vater war weder zur zivilrechtlichen Trauung noch zur Geburt des Kindes angereist. Der Weg sei zu weit und zu teuer. Seit drei Jahren hatte er ihn nun schon nicht mehr gesehen, und, wenn alles gut ging, müsste er ihn auch sonst niemals mehr sehen. Am Morgen nach der Geburt war er

allein in ein Gasthaus gegangen und hatte mit fremden Männern auf das Neugeborene angestoßen, und als er den Schnaps, bevor er ihn hinunterschluckte, mit der Zunge im Mund herumwirbelte, um seinen Geschmack voll auszukosten, hatte er daran gedacht, dass auch seine kleine Tochter eine Zunge im Mund hatte, mit einem eigenen Inneren war sie aus dem Inneren ihrer Mutter geschlüpft, mit eigenen Höhlungen aus der Höhlung der Mutter. Er, der Beamte elfter Klasse, hatte etwas Lebendiges gezeugt, und keiner *geheimen Qualifikation* bedurfte es, um diese Tatsache anzuerkennen.

Zwei Zentner Bindfaden braucht man, um den Bahnhof von Brody anlässlich einer Durchfahrt des Kaisers mit Blumenschmuck zu versehen. Eichenholzbohlen mit Fünfeckner- Querschnitt, um die Schwellen zwischen den Bahngleisen zu erneuern. 600 Gulden im Jahr bekommt ein Beamter der elften Gehaltsklasse, ein Beamter der zehnten hingegen 800, und mit etwas Glück noch 200 Gulden Zulage. Was aber machte man mit all dem, was sich nicht berechnen ließ? Wieviel Zeit lag zwischen der Sekunde, in der ein Kind lebendig war, und der nächsten, in der es nicht mehr lebendig war? War das überhaupt Zeit, was einen solchen Moment von den anderen trennte? Oder müsste das anders heißen, nur war noch kein Name dafür gefunden? Wie berechnete man die Kraft, die ein Kind hinüberzog zu den Toten?

Er erinnert sich noch an den Moment, in dem er sich zum ersten Mal vorgestellt hatte, wie die weiße Spalte zwischen den Beinen seiner Braut aussehen mochte, fleischig und prall, und wenn er sie mit den Fingern auseinanderspreizte, wäre der winzige rote Hahnenkamm zu sehen. Später dann, als sie seine Frau war, hatte er die Geräusche geliebt, die ihrer beider verschwitzte Körper machten, wenn sie sich aneinander rieben und voneinander lösten, geschналzt und

geschmatzt hatte es, ihre Münder, Zungen, Lippen waren ineinander verschwommen, saugend hatte sich, was zuvor einzeln war, in eine einzige feuchte Höhle aus Fleisch verwandelt. Fleisch, Fleisch, manchmal hatte das Wort gereicht, um ihn zu erregen. Aber seit er gestern Nacht seiner Frau das leblose Kind aus dem Arm genommen und es in die Wiege zurückgelegt hat, weiß er, wie kalt sich etwas Gestorbenes anfühlt, viel kälter, als er es jemals erwartet hätte. Er weiß nicht, wie er das je wieder vergessen soll. Er, der Beamte elfter Klasse, hat etwas Totes gezeugt, und es bedarf keiner *geheimen Qualifikation*, um das zu erkennen.

Sonnenlicht fällt auf den rohen Kiefernholzboden des Wirtshauses, in dem er sitzt. Als er in der Nacht hier ankam, hatten unter den Tischen noch ein paar russische Deserteure gelegen und geschlafen. Während er den ersten Hochprozentigen trank, und den zweiten, und den dritten, waren sie aufgewacht, hatten ihre Bündel zusammengesucht und waren mit einem kleinen, glatzköpfigen Mann, der bei Tagesanbruch erschien, und mit dem sie offenbar verabredet waren, fortgegangen. Weder der Glatzköpfige, noch irgendeiner von den Männern hatte dabei viel gesprochen, und dennoch war klar gewesen, dass diese Russen, wie man sie häufig in solchen Schankwirtschaften antraf, Männer waren, die sich entschlossen hatten, nicht mehr umzukehren. Nach dem, was er, der Beamte elfter Klasse, in der Nacht erlebt hat, versteht er plötzlich, was eine solche Grenzüberschreitung in Wahrheit bedeutet. Er versteht, was es bedeutet, wenn die Möglichkeit, den Rückweg anzutreten, nicht mehr besteht. Es ist, als würde jetzt von allem, was er sieht und was ihm begegnet, die Schicht abbröckeln, die ihn zuvor am Verstehen gehindert hat, und er muss nun das, was darunter liegt, ob er will oder nicht, erkennen und das Erkennen aushalten – aber wie das gehen

soll, weiß er nicht.

Manchmal hatte er sich, wenn er das Kind ansah, gefragt, woher es wohl gekommen, wo es vorher gewesen war, bevor seine Mutter es empfangen hatte. Jetzt würde er sich wünschen, dass es keinen Unterschied machte, ob das Kind erschienen, aber nur verschwindend kurz geblieben war, oder ob es überhaupt nicht erschienen wäre. Aber nein, es machte einen Unterschied. Mit dem Daumen reibt er einen blanken Mantelknopf blank. Weil es für den Unterschied zwischen Leben und Tod kein Maß gab, war das Sterben dieses winzigen Kindes ebenso absolut gewesen wie jedes Sterben. Noch niemals ist ihm das Messen, das ja doch sein Beruf ist, so überflüssig erschienen, wie an diesem Morgen. Soll er sich den Alltag wieder überziehen, nun, nachdem er verstanden hat, dass der Alltag nur ein Gewand ist?

In der Nacht hatte er seine Frau angeschrien, weil sie das Kind zwar genommen und versucht hatte, es zu beruhigen, aber nicht gewusst hatte, was tun, weil sie kein Mittel gegen den Tod gewusst hatte, aber er hatte auch geschrien, weil er selbst kein Mittel gegen den Tod gewusst hatte.

Er, der Beamte untersten Ranges, war dem Tod nicht gewachsen gewesen.

Und jetzt?

Der kleine glatzköpfige Mann betritt wieder die Wirtschaft, nickt dem Wirt zu und setzt sich an einen Tisch, nicht weit von dem königlichen und kaiserlichen Beamten, den er schon am Morgen dort sitzen gesehen hat, als er die Russen abholte. Der Beamte hat seinen Mantel mit den goldenen Knöpfen achtlos über einen leeren Stuhl geworfen, und gäbe es nicht den Mantel, wüsste der Glatzköpfige nicht, dass hier einer sitzt, der an einem solchen Tag um diese Zeit eigentlich längst in einem Büro sein sollte. Der Beamte ist unrasiert, die

Enden seines Schnurrbarts sind schmutzig, er trägt keine Krawatte und hat schon wieder ein volles Gläschen Hochprozentigen vor sich stehen, er blickt aus dem Fenster auf die Straße, wo ein Köter im Kreis rennt und versucht, seinen eigenen Schwanz zu fangen, manchmal rutscht das Tier dabei auf einer überfrorenen Pfütze aus, taumelt kurz, kommt wieder hoch und beginnt erneut die Jagd nach seinem eigenen struppigen Ende. Der Glatzköpfige bestellt einen Gabelbissen, marinierten Hering, dazu ein Bier, und lässt es sich wohlsein. Er schließt nicht aus, dass hier an diesem Vormittag noch ein Geschäft zu machen ist.

5

Es ist wahr, sie ist aufgewacht, und es gibt diesen nächsten Tag, und auch den wird sie auf der Fußbank sitzend verbringen. Ihre Mutter hat offenbar noch in der Nacht oder am frühen Morgen die Schüsseln mit Essen weggeräumt, die die Trauernde nicht angerührt hat. Sie hört, wie in der Küche hantiert wird, Wasser plätschert, etwas wird auf dem Tisch beiseite geschoben, Schritte gehen über die Dielen, Porzellan klirrt. Im Kinderzimmer jedenfalls gibt es jetzt nichts mehr zu tun. Es war nicht so, wie sie gestern befürchtet hat: Dass sie im Schlaf vergessen würde, was passiert ist, und die Erinnerung beim Aufwachen wieder mit dem ganzen Gewicht über sie herfiele. Nein, den ganzen Schlaf hindurch hat sie gewusst, dass ihr Kind nicht mehr lebt, und beim Aufwachen hat sie es noch immer gewusst, der Schlaf war nicht mehr und nicht weniger bleiern gewesen als das Wachsein, und so war es ihr erspart geblieben, den abgelebten Alltag noch einmal einstürzen zu sehen. Als sie sich jetzt aufrichtet und wieder auf die Fußbank setzt, wird es still in der Küche, als wolle die Mutter belauschen, was ihre Tochter tut, seit die

sich gerührt hat. Warum war es jetzt daheim wie auf der Jagd? Im Salon schlägt die kleine Standuhr mit hellen, blechernen Schlägen 6 Uhr, dann ist alles wieder vollkommen still. Ihr Mann ist, wie es scheint, noch immer fort. Gestern, als sie von der Beerdigung ins Haus zurückkehrten, und sie sich auf den Schemel setzte, hatte er versucht, sie wieder hochzuziehen, aber als ihm das nicht gelang, war er aus dem Haus gelaufen. Seitdem hat sie ihn nicht mehr gesehen. Wird es ihr jetzt genauso ergehen wie ihrer Mutter? Wenn sie als kleines Mädchen versuchte, sich vorzustellen, wo ihr Vater sein mochte, statt bei seiner Familie zu sein, sah sie immer einen vor sich, der sich aufgehängt hat. Vater ist vielleicht in Amerika, hatte die Mutter gesagt. Oder in Frankreich. Aber sie hatte ihr nicht geglaubt. Ihre Mutter hatte über die Abwesenheit ihres Mannes immer wie über etwas Endgültiges, Unumkehrbares gesprochen, hatte niemals die leiseste Hoffnung in ihrer Tochter aufkommen lassen, dass er heimkehren, oder gar in der Nähe sein könnte, in der Kreisstadt etwa, mit einer anderen Frau, mit neuen Kindern. Manchmal hatte es ihr geschienen, als verschlüge es Leuten, denen sie zum ersten Mal ihren Namen nannte, einen Augenblick lang die Rede. In Amerika, hatte ihre Mutter gesagt, oder in Frankreich. Aber sie selbst hatte den Vater nie als Lebendigen vor ihrem inneren Auge gesehen, weder in Amerika noch in Frankreich, und auch nicht hier in der Nähe, sondern immer nur als einen Mann, der sich zum Beispiel aufgehängt hat – und wenn etwas nah war, war es höchstens der Wald, in dem er vielleicht gebaumelt hatte, womöglich war sie an dem Baum, an dem er den Strick festgemacht haben mochte, schon vorüberspaziert.

Brauchst du irgend etwas, fragt jetzt die Mutter. Hinter ihr scheint die Sonne in die Küche hinein, deshalb sieht die Mutter wie ein Schattenriss aus. Die Tochter schüttelt den

Kopf. An diesem zweiten Tag, an dem sie sitzt, spricht sie mit der Mutter nicht viel. Niemand kennt ihre Mutter besser als sie, und niemand kennt sie besser als ihre Mutter, da gibt es nicht viel zu sagen. Sie sitzt und denkt daran, dass ein Teil von ihr jetzt unter der Erde liegt und zu verwesen beginnt, dann schaut sie ihre Haut an, die noch an der Luft ist und lebt. Eine Freundin kommt zu Besuch, bringt wieder Schüsseln und sagt: Du wirst ein zweites Kind haben, und auch ein drittes und viertes. Sie sagt, wir werden sehen. In einer der Schüsseln, die die Freundin gebracht hat, sind Eier, sie weiß, dass das so üblich ist, aber sie mag sie nicht essen. Eine Nachbarin klopft nicht einmal, sondern stürzt heftig weinend zur Tür herein, streift nicht einmal den Schnee von den Schuhen, sondern fällt mit ihrem Weinen der Sitzenden gleich vor die Füße, gelobt sei der einzige Richter, schreit sie und steht wieder auf, fällt auch der Mutter schluchzend um den Hals, warum nur, warum, schüttelt den Kopf, spricht dann wieder nichts, weil die Stimme vor lauter Weinen ihr nicht zur Verfügung steht. Der Kutscher Simon kommt, er bleibt gleich bei der Tür im Flur stehen und sagt, es tue ihm leid, er bringe ein wenig Suppe, seine Frau lasse schön grüßen, sie könne leider nicht selbst hier erscheinen, weil sie so krank sei. Es kommt eine andere Freundin und sagt: Von Anfang an hab ich gedacht, dass es blass war. Eine andere, die sagt: Warum habt ihr denn keinen Arzt mehr gerufen? Ging es wirklich so schnell? Eine dritte: Die Kleinen halten nun einmal nichts aus, wer weiß, was sich der Herr in seiner unendlichen Größe gedacht hat! Eine vierte: Wo überhaupt ist denn dein Mann? Die Großmutter kommt am Abend, setzt sich zu ihr auf den Boden, nimmt die bestrumpften Füße der Enkelin in ihren Schoß und wärmt sie mit ihren Händen, erst da vermag diese zum ersten Mal, seit das Kind tot ist, zu weinen. Am dritten Tag kommt wieder der, der und die. Wie vor einen Altar treten Freunde und ehemalige Nachbarn aus

dem Ghetto vor den Schemel mit der Trauernden hin, sie bringen ihr Essen, sie trösten, sie wissen selbst, wie es ist, ein Kind zu verlieren, oder wissen es nicht, nicht wenige sind wahrscheinlich sehr zufrieden darüber, dass es eine erwischt hat, die mit einem Goj und so weiter, aber das sagen sie nicht, sondern sie sagen zum Beispiel: Das Wichtigste ist doch, dass du selber noch lebst. Was sie angeht, kann sie, solange Besuch da ist, nicht weinen, am dritten Tag ist sie schon sehr müde davon, dass die andern an ihr die heilige Pflicht des Beistands erfüllen, sie weiß nicht, wie sie es aushalten soll, dass der Tod ihres Kindes nicht aufhört und von jetzt an nie mehr aufhören wird und sich nie mehr vermindern, aber darüber spricht sie mit keinem von den Besuchern. Am Abend des dritten Tages weiß sie, dass der Mann, wenn er bis jetzt nicht wiedergekehrt ist, auch nicht wiederkehren wird. Sie fragt ihre Mutter, wie das sei, so – ohne Mann. Die Mutter sagt: Schwer. Eine Freundin sagt: Du wirst sehen, spätestens morgen ist er wieder da, er hat sich bestimmt nur betrunken. Die Großmutter setzt sich zu ihr und singt ihr ein Kinderlied vor. Ist jetzt schon die Zeit, in der sie eine erwachsene Frau war, vorüber? Kehrt die Zeit, wenn sie den Weg nach vorn verfehlt hat, einfach um und geht wieder rückwärts? Am vierten Tag ist ihre eigene Trauer ihr fremd, und sie denkt sich, dass es vielleicht gar keinen Unterschied macht, ob ein Wesen vor oder hinter der Grenze ist. Am fünften Tag sagt die Mutter, wir müssen jetzt überlegen, was wird. Am sechsten Tag schlägt die Standuhr mit hellem, blechernem Klang all die Stunden, die so ein Tag hat. Wäre es jetzt vielleicht doch an der Zeit, den Vater, wenn er sich nicht erhängt haben sollte, zu suchen? Am Morgen des siebenten Tages hilft die Mutter ihr auf und führt sie zum Tisch in der Küche. Erst, als die Tochter sich dort hingesetzt hat, sagt sie zu ihr: Wir müssen jetzt sparen. An diesem siebenten Tag fällt der Tochter zum ersten Mal auf, dass sie

selbst eben auch eine Tochter ist, eine sogar am Leben gebliebene Tochter, deren Leben erst jetzt, mit einer kleinen Verspätung von siebzehn Jahren, misslingt. Wann sich herausstellt, dass ein Wunsch nicht erfüllt wird, kann niemand vorhersehen. Ihre Mutter setzt sich zu ihr, nimmt ihre Hände und sagt: Deinen Vater haben die Polen erschlagen.

6

Er weiß jetzt, wo er die Agentur finden kann, der Glatzköpfige hat ihm die Adresse gegeben. Als er auf die Straße tritt, muss er daran denken, dass auch einem seiner Kollegen das erste Kind früh gestorben ist. Kurz nach dem Tod dieses Kindes hatte der Kollege ihn einmal gefragt, ob er das Grab sehen wolle. Ja, hatte er, obgleich er es eigentlich nicht hatte sehen wollen, gesagt, und so waren sie eines Mittags über den Friedhof spaziert. Links an der Mauer zeigte ihm der Kollege auf einer eisernen Tafel den Namen des Kindes, den Grabhügel davor und die Einfassung aus Stein mit dem kleinen Geländer. Nicht einmal anderthalb Jahre später war dieser Kollege abermals Vater geworden, dem Neugeborenen wurde bei seiner Taufe der Rufname des verstorbenen Kindes als zweiter Name verliehen. Er tritt in die Bank ein, um den für die Reise notwendigen Betrag abzuheben. Die 20 Dollar, die er, wie der Glatzkopf ihm gesagt hat, für die Einreise braucht, bekommt er in der Wechselstube nebenan. Ihm fällt ein, wie seine Frau immer gelacht hat, wenn er ihr vorspielte, wie sie beim Schlafen aussah. Wieder und wieder hatten sie über die gleichen Scherze gelacht, wieder und wieder über beinahe nichts, und die Schwiegermutter hatte, wenn sie dabei war, selten verstanden, worum es überhaupt ging, und nur mit den Schultern gezuckt. Über die Gleise, die er bis jetzt

beaufsichtigt hat, wird sein Zug nun bald fahren, 1 Stunde und 20 Minuten dauert der Abschnitt, nicht länger, verschwindend kurz ist die Strecke, für die er bis jetzt verantwortlich war, im Verhältnis zur ganzen Reise, die er nun vorhat. Wenn er seine Frau umarmte, passte ihr Busen genau in die Wölbung seiner Rippen. Manchmal hatten sie nur so gestanden und waren glücklich gewesen, manchmal hatten sie vor dem Spiegel gemeinsam Fratzen geschnitten, mal hatte er ihr die Spitzen seines Schnurrbarts ins Ohr gesteckt, ein andermal seine Nase an ihrer Nase gerieben. Auf dem Landweg geht es nach Bremen, und dort, so hat der Glatzkopf es ihm erklärt, schiffet er sich ein, das Schiff heißt *Speranza*. Dann hatten sie sich gefragt, ob andere Leute wohl auch solche Dinge trieben, wenn sie allein waren.

Auf dem Weg zum Bahnhof sieht er auf der anderen Straßenseite sein Haus und bleibt kurz stehen. Da oben findet das statt, was bisher sein Leben hieß, nur die Straße müsste er überqueren, nur die Treppe hinaufgehen, dann wäre er wieder da, wo er hingehört: bei seiner Frau. Bis hierher hört er, wie aus dem Innern Geschrei und Geheul dringt. Die Stimme seiner Frau ist es nicht, soviel ist sicher, und, wenn ihn nicht alles täuscht, auch nicht die seiner Schwiegermutter. Wer weint denn da um sein Kind? Die Tür geht auf, und eine, die er nicht kennt, läuft aus dem Haus, mit flachen Schuhen, den Mantel bis oben hin zugeknöpft, die Haare verhüllt, wischt sie sich im Gehen die Tränen aus dem Gesicht, sie hat den Mann auf der anderen Seite der Straße nicht bemerkt, und selbst wenn, hätte sie keine Ahnung, warum er da steht, noch bevor sie die nächste Ecke erreicht hat, wird ihr niemand mehr ansehen, dass sie geweint hat. Als sie abbiegt, kommt ihr ein Alter entgegen, nur knapp weicht er ihr aus, in den Händen trägt er eine Schüssel. Der Alte nickt der Frau zu, geht dann langsam weiter bis vor das Haus

und drückt mit der Schulter die Tür auf, damit, was in der Schüssel ist, Suppe vielleicht, die er der Trauernden bringen will, nicht über den Rand läuft. Er, der Leidtragende ersten Grades, einen Steinwurf entfernt, sieht den gekrümmten Rücken des Alten und weiß, es ist Simon, der Kutscher aus dem jüdischen Viertel, der sonst Holzspäne, Bauschutt und Milch fährt, oft hat er ihn, auf dem Kutschbock sitzend, auch so von hinten gesehen. All die Leute hier scheinen zu wissen, was ihre Pflicht ist, nur er selbst fragt sich, was er soll. Seine Mutter, wenn sie noch lebte, würde mit ihm jetzt den Rosenkranz beten, er säße neben dem kleinen Sarg in der Stube und wäre der Vater des verstorbenen Kindes. Zeugt es von Feigheit, wenn man sein eigenes Leben verlässt, oder von Charakter, wenn man die Kraft hat, neu zu beginnen?

7

Die Frage, ob das Kinderzimmer von nun an für immer verschlossen bleiben soll, stellt sich ihr nicht, denn es liegt auf der Hand, dass sie die Wohnung im Ganzen aufgeben muss. Die einzige Möglichkeit, die ihr bleibt, ist die, wieder zu ihrer Mutter zu ziehen. Hatte es ihr nicht gefallen, dass ihr Mann auch ohne das Einverständnis seiner Eltern sie, eine Jüdin, zur Frau nahm? Hatte ihr nicht gerade gefallen, dass seine Leidenschaft für sie ihn so hinriss, dass er seine Herkunft vergaß? Diesmal ist eben sie das, wovon es ihn fortreißt, nun lässt er sie ohne ihr Einverständnis allein. Sie weiß, seine Abwesenheit wird nur eben so groß sein, wie seine Liebe zu ihr und dem Kind, an der Linie des Todes spiegelt sich jetzt, im Grunde genommen, nur, was ihn an sie bindet.

Mädelchen, du darfst nicht vergessen, dass er mit dir seine Schulden bezahlt hat.

Mit mir hat er auch bezahlt, dass er nicht aufstieg: Ewig wär

er für mich in der elften Gehaltsstufe geblieben.

Ewig war's aber nicht.

Das liegt an dem Kind.

Denkst du. Ihm war es vorher einfach nicht klar, dass er sich mit der Heirat selbst keinen Gefallen getan hat.

Ach, und das soll mir ein Trost sein?

Ja.

Jetzt willst du mir also auch noch die Zeit, in der ich glücklich war, nehmen.

Ich meine nur, du hast gar nicht so viel besessen, wie du jetzt glaubst zu verlieren.

Du meinst wohl, wenn ich das so sehen könnte, wäre mir leichter zumute?

Ich hoffe.

Dann würde ich einfach wieder die Schürze nehmen und mich daran erinnern, wie viel ein Hering wiegt im Vergleich zu drei Äpfeln.

Bei Hering und Äpfeln weiß man zumindest, woran man ist.

Da merkt man, dass es schon lange her ist, dass du geliebt hast.

Du weißt, dass du jetzt ungerecht bist.

Ich will nicht mehr reden.

Immer hatte sie sich gedacht, bei der Vereinigung zweier Menschen gehe es darum, eine Grenze zu überschreiten, die man mit niemandem sonst überschritt, die Welt hinter sich zu lassen und von da an miteinander alles zu teilen. Jetzt sieht sie, dass die Grenze beweglich ist und sich in solchen Zeiten, wie es zum Beispiel diese jetzt ist, verschiebt. Unmerklich ist die Grenze nach innen gerutscht und trennt ihn jetzt wieder von ihr. Vorher ist sie seine Freiheit gewesen, jetzt sucht er sich seine Freiheit woanders.

Wenn er nur wüsste, wo er den Tod finden kann, einen leichten wünscht er sich, nun, nachdem er schon so lange liegt und auf ihn gewartet hat. *So leicht wie ein Kuss. So leicht, wie man ein Haar aus der Milch zieht.* Eine Nachbarin hat ihm, ohne dass er darum gebeten hätte, erzählt, dass der Säugling erstickt sei. Ersticken, so steht es im Talmud, sei der härteste unter den neunhundertunddrei Toden. *Ersticken ist wie ein Dornenstrauch, der sich in Wolle verfangen hat, den man mit aller Gewalt herausreißt und hinter sich wirft. Wie ein dickes Seil, das man durch eine zu enge Öffnung hindurchzieht.*

Finden und finden, hat ihm sein Freund bei der Hochzeit gewünscht, zweiundsiebzig Jahre zuvor, und so dauert das Finden bis heute an, finden, die Weisheit in der Tora, finden, eine gute Frau, finden, ein friedliches Leben bis zur letzten Schaufel Erde, die auf den Leichnam geworfen wird, finden, einen Tod, der leicht ist wie ein Kuss, *wie der Kuss, mit dem der Herr Adam zum Leben erweckt hat*, Atem hat er ihm durch die Nase geblasen, und küsst den Atem, wenn man Glück hat, eines Tages sanft und leicht wieder fort. Finden aber auch, denkt er jetzt, wenn man ein dringendes Bedürfnis hat, einen Abort, und grinst sein greises, zahnloses Grinsen. Ich muss mal, ruft er nach draußen, denn ohne die Hilfe der Frau, die seine Braut war, als der Freund ihm mit dem Wort *finden* Glück gewünscht hat, zweiundsiebzig Jahre zuvor, kann er nicht mehr aufstehen.

9

Grau ist das Wasser, grau, und er übergibt sich, wem eigentlich übergibt man sich, wenn man sich übergibt, denkt er, als er den Kopf kurz hebt, aber dann ist ihm wieder so schlecht, so schlecht, wie ihm in seinem ganzen Leben nicht

war. Seine Frau hatte ihm einmal erzählt, dass sie als Kind lange Zeit überzeugt war, die Welt sei flach wie eine Palatschinke, und gerade sie sei, wie auch die anderen Bewohner der Grenzstadt, an den äußersten Rand dieser Palatschinke gestreut, ein Körnchen Zucker. Hatte sie sich in der Umgebung des Städtchens verirrt, war ihre einzige Angst, dass sie der Grenze zu nahe kam und plötzlich über den Rand fiel. Mein Körnchen Zucker. Dabei war ihr Horizont, wie sie später in der Schule erfuhr, nichts weiter als eine gedachte Linie, die sich über Russland hinzog. Solange man an einem Fleck blieb, war das wirklich schwer zu verstehen, auch für ihn, den jungen Beamten, der sich sogar von Berufs wegen um die Eisenbahn, das heißt also um die Fortbewegung der Menschheit, hatte kümmern sollen. Eigentlich wird ihm erst hier, auf diesem schwankenden Schiff, tief innerlich klar, was es heißt, die Erde sei eine Kugel. Nicht allein, dass ihm schwindlig ist von ihrer Rundung, dass er um sie kreist und das Kreisen nicht aushält, sondern auch, dass sich der Horizont zugleich vor ihm, der in Bewegung ist, immer weiter hinausschiebt, so als bliebe das schwankende Schiff ihm zu Fleiß auf der Stelle, damit er, der Reisende, immer gleich weit von seinem Ziel entfernt wäre, als liefe das Ende vor ihm, der davonläuft, davon, und machte, während er sich bewegt, seine Bewegung sogleich wieder zunichte. Das Wasser ist grau, und ihm ist sehr schlecht, ebenso schlecht wie mehreren andern, die neben ihm stehen und sich gleichfalls übergeben. Der Wind weht aus der Richtung, in die das Schiff fährt, er zerrt an den Schößen des kaiser- und königlichen Mantels und macht dem, der bis vor kurzem Beamter auf Lebenszeit war, den Rücken kalt, indessen der, über die hintere Reling gebeugt, seiner Heimat zum Abschied alles vererbt, womit sie ihn ernährt hat. Nach zwei oder drei Tagen klinge die Übelkeit ab, sagt hinter ihm jemand, es ist der Herr, mit dem er die Kabine zweiter Klasse teilt, ein Schweizer, der

spaziert eben über das Deck und reicht ihm, als er sieht, dass es nottut, ein Taschentuch, danach werde es besser. Der Herr ist ans Reisen offenbar schon gewöhnt, er hält seinen Haarschopf in den Wind und zieht jetzt einen Apfel hervor, ihm mache die frische Luft ganz im Gegenteil Appetit, sagt er, beißt ab und bietet dem jungen Mann auch einen Apfel an, nein danke, sagt der und wendet sich wieder der See zu, verstehe, sagt der Apfelbesitzer, und wirft das zweite runde Ding von der Galerie hinunter zu den Reisenden letzter Klasse, unten im Frachtraum, die sicher Hunger haben, allerdings keinen Zugang zu einer eigenen Reling, um sich, wenn ihnen schlecht wird, zu übergeben.

10

Und sie? Sie wiegt ungefähr drei Jahre lang Heringe ab und Äpfel, reicht Brot, Milch und Zündhölzer über den Tresen.

Du kannst doch den Leuten nicht immer so lang ins Gesicht schauen.

Es gibt ja sonst nichts zu sehen.

Das gehört sich nicht. Das machen nur Kinder.

Es hat sich noch niemand beschwert.

Die Gmora kommt seltener her, und auch der Veitel.

Du führst wohl Buch.

Das nicht, aber ich hab ein Gespür für die Kundschaft.

Und ich wohl nicht.

Grundsätzlich schon.

Ich kann es auch lassen.

Jetzt sei doch nicht immer so schnell beleidigt.

Ich bin nicht beleidigt, aber wenn meine Hilfe hier nicht erwünscht ist, kann ich auch gehen.

Ach so, und wohin denn?

Die Tochter schweigt.

So hab ich es doch nicht gemeint, und das weißt du.

Wissen tu ich überhaupt nichts.

Die Eier bekamen sie früher von Johanna Sawitzki, inzwischen aber hat sich herausgestellt, die von Karel sind frischer. Das Kerosin für die Lampen ist im Preis gefallen, denn das galizische Erdöl wird nicht so schnell verkauft, wie es verdirbt, wenn es einmal zutage gefördert ist. Für Hering und saure Gurken zusammen machen sie ihrer Kundschaft einen besseren Preis als der Levi.

In der Zeit, in der du herumstehst, wenn niemand da ist, hättest du aufwischen können. Zum Beispiel.

Jaja.

Mädel, das hier ist auch dein Geschäft, du bist erwachsen.

Ausgesucht hab ich mir's nicht.

Ach, jetzt bin wohl ich schuld.

Wozu habe ich denn in der Schule Goethe auswendig gelernt?

Sei froh, dass du überhaupt eine Schule besucht hast.

Jetzt hat das, was die Händlerin ihrer Tochter immer als Wahrheit verkauft hat, sich doch noch ein Leben verschafft. Jetzt ist die Tochter an ihrer Stelle die sitzengelassene Ehefrau, und sie dafür das, was sie, wenn auch verschwiegen, immer schon war: eine Witwe.

11

Die Gmora kommt seltener her, und auch der Veitel, das kann schon sein. Dafür kommt aber seit Neuestem täglich, gerade dann, wenn die Mutter bei den Bauern die Eier und Milch holt, der Offizier, um sich Zündhölzer zu kaufen. Er sagt dann vielleicht, dass ihm gefällt, wie sie ihr Haar trägt, und sie fragt ihn vielleicht, ob beim Manöver mit echten Kugeln geschossen wird. Oder er sagt, dass es möglichst nicht

regnen soll, wenn heute die Aufstellung geübt wird, und sie sagt, davon schmilzt man ja nicht, und lacht, und er sagt, sie habe ein schönes Lachen. Und einmal, als sie ihm die Zündhölzer über den Tresen reicht, hat er plötzlich den weißledernen Handschuh abgestreift, bevor er die Schachtel nimmt, und berührt kurz ihre Hand und sagt leise: Ich brenne, und sie sagt: Das macht einen Groschen, wie immer, weil sie glaubt, dass sie sich verhöhrt hat. Beim nächsten Mal sagt er vielleicht nichts Besonderes und behält auch den Handschuh an, weil die Mutter neben ihr steht, denn am Sonntag sind die Bauern, von denen die Mutter sonst Eier und Milch holt, in der Kirche. Aber dann, zu Anfang der drauffolgenden Woche, als sie wieder allein hinter dem Tresen steht, schiebt er ihr stumm, indem er sie ansieht, mit dem Geldstück auch einen Zettel zu, den sie jedoch erst, als er fort ist, auseinanderfaltet und liest. Nichts weiter steht auf dem Zettel als: eine Straße, eine Hausnummer, ein Tag und eine Uhrzeit. So, denkt sie, und denkt auch, dass sie sich also doch nicht geirrt hat. Und später, am Abend, als sie allein in ihrem Bett liegt, in dem sie schon als Mädchen gelegen hat, und in das sie nach dem Tod ihres Kindes zurückgekehrt ist, um sich darin alt zu schlafen, und eines Tages vielleicht, wer weiß, sogar darin zu sterben, später, am Abend, als der Abend im Grunde genommen schon Nacht werden will, weiß sie eigentlich nicht, was dagegen spricht, dass sie um die angegebene Zeit dahin geht, wo der Offizier sie erwartet.

Ja, warum denn auch nicht? Ihr Mann ist fort, das Kind gibt es nicht mehr, und der Mutter muss sie es schließlich nicht sagen. Sie will. Ihr ist, wenn sie an die warme, trockene, beinahe raue Hand des Offiziers denkt, ganz schwindlig vom Wollen. Ihr Wollen verzweigt sich bis in die Enden ihres Körpers hinein, bis in die Glieder ihrer Finger, ihrer Zehen, bis zwischen die Beine hinein ist ihr schwindlig. So also ist es,

wenn die Versuchung aufhört, ein bloßes Wort zu sein, und in ein Leben hineinfährt, einer beliebigen Frau unter den Rock fährt und durch deren sterblichen Körper hindurch plötzlich mit aller Macht dasteht. Ausgezeichnet sei der, der versucht wird, denn nur er bekomme Gelegenheit zu widerstehen, so hatte der Großvater es ihr vor Jahren einmal erklärt, als sie, halbwüchsig inzwischen, wieder einmal auf der Fußbank saß, während ihre Mutter mit Pferd und Wagen über Land fuhr, um Ware zu kaufen.

Und was bekommt man dafür, dass man standhält?

Zu widerstehen, darin besteht schon der Lohn.

Das hieße ja, ich bezahle mich selbst.

Nur, wenn du widerstehst.

Wenn ich widerstehe.

Der Herr will, dass du dich seiner würdig erweist.

Mehr will er nicht?

Mehr will er nicht.

Dann geht es nur um mich?

Um dich, als Teil des Ganzen.

Dann bin eigentlich ich seine Prüfung.

Wie meinst du das?

Widerstehe ich nicht, heißt das, er hat schlechte Arbeit gemacht.

Wenn der Großvater lachte, konnte sie in seinen Mund hineinsehen, und sah, wie wenige Zähne er nur noch hatte.

Das wäre nun wirklich zum Weinen, wenn er, der das Wasser im Meer zusammenhält wie in einem Schlauch, sich an einem jungen Ding wie dir prüfen lassen wollte.

Aber wozu braucht er sonst meine Entsagung?

Damals waren ihre Beine schon so lang, dass sie, auf der Fußbank hockend, ihr Kinn mühelos auf die Knie stützen konnte. Wegen ihrer Hochzeit mit dem Goj hatte der Großvater dann für sie die Totenwache gehalten, Schiva gesessen, als sei sie gestorben. Von da an bis zu seinem

eigenen Tod, vor anderthalb Jahren, hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Ihr Großvater hatte sie verworfen, aber nach der Verwerfung durch ihn war ihr Leben ja weiter gegangen, und dauerte bis heute an. Welche Gesetze jedoch von da an für dieses Leben galten, das für ihn gar kein Leben mehr gewesen war, konnte sie niemanden fragen. Das Leben war von da an einfach nur noch das Leben gewesen.

12

Einmal müssen sie Rettungswesten anlegen, weil das Schiff durch dichten Nebel hindurchfährt und die Gefahr besteht, dass es mit einem anderen zusammenstößt, einmal stürmt es so sehr, dass eine alte Frau ihr Medaillon von der Halskette abreißt und unter Gebeten ins Wasser wirft, um den Herrgott mit dem Schiff zu versöhnen, einmal hört man auf einem der unteren Decks jemanden Geige spielen, ein Stück aus der Operette »Die Fledermaus«, aber der ehemalige Beamte kennt die Musik nicht, obgleich er in Wien studiert hat. Ginge er jetzt an der nicht endenwollenden Übelkeit zugrunde, wer bekäme dann seine Taschenuhr und den Mantel mit den goldenen Knöpfen? Der mitreisende Herr zeigt einem polnischen Kind eine Banane und erklärt, wie man so ein Ding schält. Die kleine schwarze Spitze der Banane beißt der Herr selber ab und spuckt sie in die See. Das Kind will die Banane aber nicht haben. Weder nach zwei, noch nach drei, noch nach vier Tagen legt sich die Übelkeit des jungen Mannes. Erst nach unendlichen zwölfteinhalb Tagen sieht er eines Morgens, inmitten einer Menge von Menschen, die sich plötzlich an Deck drängen, die Freiheitsstatue, und das ist immer noch besser, als sie niemals zu sehen. Der Herr hatte ihm unterwegs von einem deutschen Kapitän erzählt, dessen Schiff so marode war, dass er, statt die Fahrt über den

Großen Teich zu wagen, mit seinen Passagieren nur vor der Küste von Schottland gekreuzt war, grad so weit vom Land entfernt, dass diese die Insel nicht sahen. Nach neun Tagen dann hatte er die Auswanderer in einem kleinen Hafen an Land gesetzt, mit dem Hinweis, das sei nun Amerika. Hier wie dort wurde ja Englisch gesprochen, eine Sprache, die keiner der Ankömmlinge verstand, und die Männer liefen in Röcken herum, wie das in New York wohl die neueste Mode war – deshalb dauerte es beinahe eine Woche, bis auch dem letzten Einwanderer klar war, dass er sich immer noch in Europa befand. Da aber war der marode Kapitän mit dem Geld für die Überfahrt in die Neue Welt natürlich längst auf und davon.

Jetzt weinen Männer, Frauen und Kinder vor Rührung und zeigen sich gegenseitig die riesige Frauengestalt, manche umarmen den Erstbesten, der neben ihnen steht, den Österreicher will eine ältere Dame in die Arme schließen, aber der verwehrt sich dagegen. Er hat seinem Vater vor der Abfahrt nur eine Postkarte geschrieben, was soll er sich jetzt mit der Menschheit verbünden. Vielleicht ist er nun einmal ein kühler Mensch, denkt er zum ersten Mal über sich selbst und fragt sich, ob die Ankunft in der Fremde so bald schon aus einem Mann in derselben Haut einen anderen macht. Ein Kind zeigt auf die Statue und fragt: Wer ist das? Und er sagt: Columbus.

13

Das Haus, in das sie eintritt, sieht nicht anders aus als andere Häuser. Es ist Mittwochnachmittag, auf die Eingangstür fällt noch Sonne, der Mutter hat sie gesagt, sie besuche eine Freundin. Sie hat sich um fünf Minuten verspätet, damit sie ganz sicher nicht eher da ist als er. Noch bevor sie dazu

kommt zu klopfen, macht er die Tür auf, er hat ihre Schritte auf der Treppe gehört. Er zieht sie hinein und verwandelt das Hineinziehen gleich in eine Umarmung, dann kommt der Kuss, dann berührt sie mit der Zunge seine Zähne, dann merkt sie, wie sein Speichel ihre Mundwinkel nass macht, dann stößt sie ihn weg, dann hält er sie fest, presst ihr seinen Arm vor den Mund, und sie beißt hinein, weil sie nicht weiß, was sie sonst mit dem Arm soll, und er sagt: Ah, sie beißt fester zu, und er sagt wieder: Ah, und sie bekommt Lust, bis auf den Knochen in ihn zu beißen, da stößt er sie weg und packt sie wieder und dreht sie so herum, dass er ihr Kleid aufmachen kann, das hinten zugehakt ist mit einer langen Reihe von Haken, und auch ihr Mieder, währenddessen beugt sie ihren Kopf und löst die Nadeln aus ihrem Haar, und ihrer beider beherrschte, stille Beschäftigung ist die Vorbereitung zu etwas, das, wie wohl ausgemacht ist, weder beherrscht sein soll noch still. Das Zimmer, in das er sie eingeladen hat, ist klein und möbliert, die Gardine vergilbt, von der Waschschüssel, die auf der Kommode steht, blättert die Emaille schon ab, aber das sieht sie nicht, sondern sie sieht, dass die enganliegende Hose des Offiziers sich über dem Schritt deutlich wölbt, sie streicht mit der Hand über die Wölbung und wundert sich, dass sie das darf, und auch darüber, dass sie weiß, dass sie das darf. Manches an diesem Nachmittag ist anders, als es mit ihrem Mann war, das Glied des Offiziers biegt sich nach oben, statt nach unten, wenn er erregt ist, er leckt an ihren Brüsten, was ihr Mann niemals getan hat, und schlägt, wenn sie auf ihm liegt, mit der flachen Hand auf ihren Hintern, dass es klatscht. Für sie ist es an diesem Nachmittag zu jedem Zeitpunkt zu spät, um wieder zu gehen. Als aber die zwei Stunden, für die er das Zimmer gemietet hat, beinahe um sind, gibt er ihr einen Kuss auf die Wange und sagt: Wir müssen leider, mein Schatz. Sie sieht ihm dabei zu, wie er aufsteht, seine Beine sind sehnig und lang, viel länger als die

ihres Mannes. Er bückt sich, um seine und ihre Sachen, die in einem Knäuel auf dem Boden liegen, auseinander zu sortieren, Kleid, Mieder und Strümpfe wirft er hinüber zu ihr auf das Bett, fährt seinerseits in die enganliegenden Hosen, eine Wölbung ist jetzt nicht mehr zu sehen. Er weiß nicht, dass sie schon einmal ein Kind auf die Welt gebracht hat, aber sie würde es ihm gern erzählen, nur wie? Sie steht jetzt auch auf und streift sich die Strümpfe über, währenddessen sucht er in seinem Portemonnaie. Vielleicht wird sie nun doch noch eins haben, und zwar von ihm, denkt sie und lächelt. Sie schlüpft in das Mieder, hakt es geschickt wieder zu, mit oder ohne Heirat, das wäre ihr jetzt schon egal, da hat er endlich den Geldschein gefunden, den er ihr zustecken will, sie jedenfalls wäre glücklich. Sie zieht das Kleid über den Kopf, es raschelt, und erst, als sie aus dem Kleid wieder auftaucht, sieht sie seine ihr hingestreckte Hand mit dem Schein, seine trockene, warme Hand, mit der alles begonnen hat, sieht seine Hand mit dem Schein und will beinahe lachen, und fragt: Was soll das denn? Aber er lacht nicht zurück, sondern sagt vielleicht nur: Für dich. Oder auch so etwas wie: Jetzt hab dich nicht so. Oder: Das stimmt so. Oder: Du hast es dir wirklich verdient, meine Schöne. Irgend so einen Satz sagt er zu ihr, da schaut sie ihn an, als hätte sie ihn noch niemals gesehen.

Er aber nickt ihr zu, legt das Geld auf die Kommode, dreht sie dann, als sei sie ein Kind, das sich noch nicht selbst anziehen kann, mit dem Rücken zu sich und hakt ihr, die nun ganz und gar in sich versunken scheint, das Kleid zu, damit sie auf die Straße hinausgehen kann, ohne dass man ihr etwas ansieht. Im Weggehen streift er die weißledernen Handschuhe über und sagt:

Du kommst bitte etwas später nach unten.

Sie schaut ihn weder an, noch gibt sie eine Antwort, sie steht einfach nur in der Mitte des Zimmers und schaut zu

Boden, so, als ginge der Boden in irgendeine, ihm nicht sichtbare Tiefe.

14

Als ihr Mann, der mit seiner schweren Krankheit länger gelebt hatte als viele Gesunde, doch endlich starb, war die Alte der Einladung ihrer Tochter gefolgt, hatte ihre Hühner verschenkt, die Heilige Schrift, den siebenarmigen Leuchter und ihre zweierlei Sorten Geschirr eingepackt und war zu dieser gezogen. Das Halbdunkel, in dem sie ihr Leben verbracht hatte, ließ sie zurück, auch die paar Möbel, deren Füße zerschrammt und zerschunden waren, wenn sie begannen zu faulen, hatte ihr Mann die Säge genommen und sie um ein paar Zentimeter gekürzt, sie ließ den Lehmbooden hinter sich, der der gleiche war wie draußen vor der Tür, die Enkelin hatte, als sie noch klein war, mit einem Stock Buchstaben hineingeritzt. Bald schon würde das Strohdach das nun verlassene Haus ganz niederdrücken, es in die Erde hineindrücken und so lange zudecken, bis es verwest war.

Hier, in der Wohnung ihrer Tochter, sind, seit der Goj mit der Mitgift der Enkelin durchgebrannt ist, Teppiche, Tischdecken und chinesisches Porzellan längst verkauft, aber die Wohnung hält ihre Tochter noch – die Dielen sind aus blankgelaufener Eiche, die Türklinken aus Messing, das Licht fällt durch gläserne Fenster. Allmorgendlich geht die Alte mit einer Gänsefeder durch alle Zimmer und wischt damit den Staub, der auf den wenigen Möbeln liegt, fort, dann legt sie die Schürze ab und setzt sich aufs Kanapee, um in der Tora zu lesen. *Wende und wühle in ihr, denn in ihr ist alles, schaue in sie und werde in ihr alt und verbraucht, und weiche nicht von ihr, denn es gibt nichts Besseres als sie.* Die einzige Mitgift, die

sie und ihr Mann der Tochter bei der Heirat mit dem wohlhabenden Kaufmannssohn hatten mit auf den Weg geben können, war die Leidenschaft für das Studium der Heiligen Bücher gewesen. Nächtelang hatten die beiden jungen Leute, nachdem die Kleine zu Bett gebracht war, mit den beiden Alten darüber diskutiert, ob das Reich Gottes in Wahrheit schon hier auf der Erde zu finden sei, wenn man nur den Blick dafür habe, ob also vielleicht mitten unter den Menschen das Rätsel des Lebens versteckt sei, oder doch erst im Jenseits. Ob es grundsätzlich zwei Welten gebe oder nur eine. Nur durch ein Leben in Heiligkeit könne es dem Menschen gelingen, das, was zerfallen ist, die kommende Welt mit der irdischen, zu verbinden, hatte ihr Mann gemeint. Was denn aber ein Leben in Heiligkeit sei, hatte der Schwiegersohn ihn darauf gefragt, alles sei doch nur eine Frage der Auslegung der Heiligen Schrift durch den Menschen – irre der Mensch, verirre sich auch sein Streben nach dem richtigen Leben. Ja, hatte die Tochter gemeint, alles, was dem Menschen in der Tat auf Erden widerfahre, müsse man lesen, es gehe nicht allein um das, was in der Heiligen Schrift steht. Sie selbst hatte an diesen Abenden an das ewige Leben auf Erden geglaubt, denn sie sah es ja vor sich: sich selbst und den Alten, die Tochter mit ihrem Mann, und das neugeborene, winzige Mädchen, das, den Kopf nach hinten in den Nacken gelegt, fest schlief. Nachdem man der Tochter aber den Mann erschlagen hatte, gab es keine solchen Gespräche mehr, die Tochter hatte das Ghetto verlassen und ihr Mädchen, als es herangewachsen war, einem Goj zur Heirat gegeben. Nun war der Goj wieder fort, die Enkelin wohnte wieder, wie in der Kindheit, mit der Mutter zusammen, und wenn die Mutter nicht da war, sorgte die Großmutter für sie, so wie früher. Ein Menschenleben war also lang genug, um eine Flucht zu vereiteln.

Wenn es Abend wird, legt die Alte das Buch beiseite und streift die Schürze wieder über. Gibt es Fleisch, beginnt das Kochen damit, dass sie hinuntergeht auf den Hof und das scharfe Messer, mit dem sie das Fleisch schneiden will, reinigt, indem sie es in die Erde steckt und wieder herauszieht, denn in diesem Haushalt kann man sich nicht darauf verlassen, dass außer ihr jemand die vorgeschriebene Trennung der Geschirre und Geräte einhält. Das Böcklein soll aber nun einmal nicht in der Milch seiner Mutter gekocht sein.

15

Auf Ellis Island, einer winzigen Insel in Sichtweite von Manhattan, werden die Ankömmlinge auf ihre Eignung für das Leben in Freiheit geprüft. Es werden ihre Augen geprüft, ihre Lungen, ihre Hälser, ihre Hände und schließlich der ganze entblößte Leib, Männer und Frauen getrennt voneinander, Kinder von ihren Eltern getrennt.

Bei der Augenuntersuchung gib acht, wenn der mit dem Haken kommt!

Warum?

Da kann es passieren, dass dein Auge herausfällt.

Ganz sicher?

Ja, ein Mann hat mir's erzählt, dem ist sein Auge dabei in die Jackentasche gefallen.

Als er an der Reihe ist, wird er im Untersuchungszimmer aufgefordert, sich ganz und gar zu entkleiden. Auf Englisch versteht er die Aufforderung nicht, aber auch, als ein Dolmetscher sie für ihn übersetzt, rührt er sich nicht. Hatten die Amerikaner etwa ganz und gar den Verstand verloren? Oder glaubten sie wirklich, bei der Einreise in ihr Land handle es sich um eine zweite Geburt? Seine Prüfung damals an der Technischen Hochschule in Wien, die sicher nicht leicht war,

war anders gegangen.

Come on. Beeilung.

Es hilft nichts: Nackter, als er jemals vor seiner Frau stand, muss er sich in Gottes Namen jetzt unter das Licht stellen und sich einer ganzen Gruppe von Ärzten präsentieren. Wenn man im Vorhinein wüsste, wohin ein Weg führt, den man aus freiem Entschluss gewählt hat. Sein Mantel und seine Kleider werden inzwischen desinfiziert, als er sie nach der Untersuchung zurückerhält, sind sie zerknittert. Mit Scham also musste man sich das Leben in Freiheit erkaufen, oder bestand eben darin die Freiheit, dass die Scham hier nichts mehr galt? Dann war Amerika wohl wirklich das Paradies.

16

Ihr Mann wusste seit anderthalb Jahren, was nach dem Tod kam, und sie würde es nun auch bald wissen. Die Tochter dagegen, obgleich länger als sie verwitwet, hatte noch einen Gutteil des Weges zu gehen, sie mühte sich mit dem Geschäft, und was würde wohl aus der Enkelin werden, wenn die eines Tages allein auf der Welt war?

Zwei Schiffe liegen im Hafen. Obgleich sie ihre Ohren mit den ausgeleierten Ohrläppchen dicht an den Mund ihres Mannes hält, ist sein Flüstern so leise, dass sie den Rest der Geschichte kaum hört, aber sie hat sie selbst oft gelesen. *Das eine der beiden Schiffe ist eben von einer weiten Reise zurückgekehrt, das andere macht sich gerade bereit für eine weite Reise.*

Sie versucht, ihrem Mann, den das Sprechen sehr anstrengt, zu trinken zu geben, aber er will nicht schlucken, und so rinnt das Wasser über sein stoppelbärtiges Kinn bis hinunter aufs Kissen.

Jubel und Segenswünsche begleiten das absegelnde Schiff

– das angekommene dagegen wird von niemandem beachtet. Aber verdient nicht dieses in Wahrheit den Jubel?

Es ist schade, dass sie mit ihm nur die eine Tochter hat großziehen können. Zwei andere Kinder waren kurz nach der Geburt gestorben. Wenn sie an manchen Abenden über die gestorbenen weinte, hatte er sich neben sie gesetzt und genickt.

Das angekommene Schiff liegt glücklich im Hafen. Von dem absegelnden aber weiß man nichts. Wer kennt sein Schicksal? Wer weiß, ob es den Stürmen, die ihm bevorstehen, Widerstand wird leisten können?

Ihre Tochter hat neulich gemeint, vielleicht sei es klüger, den Laden zu schließen und dafür einen Teil der Wohnung zu vermieten.

Oder magst du lieber Suppe?

Das Kissen war von dem Wasser, das sie ihm hatte zu trinken geben wollen, noch nass, da hatte er schon aufgehört mit dem Atmen.

17

Die Händlerin erinnert sich noch gut an den Tag, an dem der Goj zum ersten Mal ins Geschäft kam und ihr Mädchen, das gerade sechzehn geworden war, sah. Sie selbst hatte ihn wenig später, als er ernsthaft interessiert schien, auf einen Tee in ihre Wohnung gebeten, vormittags, da war die Kleine noch in der Schule. Hatte ihm das Wohnzimmer und das Bücherregal mit der Goethe-Ausgabe gezeigt, hatte von der Mitgift gesprochen und ihn schließlich sogar ins Zimmer der Tochter geführt, das Kleid, das diese am Vortag getragen hatte, hing noch über der Lehne des großen Sessels, von den Schuhen, die daneben standen, war einer umgekippt, auf dem Bett lag die Hauskatze zusammengerollt und schlief.

Sie wissen aber sicher, wir sind jüdischer Herkunft.

Das weiß ich.

Noch können Sie gehen.

Sie hatte schon viele Waren in ihrem Leben verkauft. Sie wusste, wann es für einen Kunden zu spät war, das Geschäft zu verlassen. Je mehr Freiheit man ihm ließ, um zu wählen, desto sicherer wählte er genau das, was er sollte.

Wo denken Sie hin.

Beide hatten noch eine Zeitlang schweigend neben dem Bett des abwesenden Mädchens gestanden und auf die Katze geschaut, die ihre Krallen im Traum manchmal ausfuhr und dann wieder ins Fell zurückzog.

An diesem Vormittag hatte sie für das Glück ihrer Tochter das Glück ihrer Tochter verkauft. Manchmal wuchs so ein Preis sich aus und wurde erst lange, nachdem man ihn bezahlt hatte, zu teuer. So ein Handel ist ein lebendes Gleichgewicht, das hat sie erst in den letzten drei Jahren, nach dem Abhandenkommen des Schwiegersohnes, verstanden. Gewinn und Verlust bedienten sich eines Verkäufers nur, um miteinander zu spielen, im Grunde genommen aber handelten sie mit sich selbst und glichen sich irgendwann auch selbst wieder aus. In der sonnigen Stille eines Sabbats fällt ein Brief aus einer sich öffnenden Hand in eine Hand, die jemand aufhält. Einem Mann, der am Sabbat einen Brief überbringen will, ist nicht erlaubt, so steht es im Talmud, den Brief zu übergeben, denn das wäre Arbeit. Arbeit wäre es, von der Straße her einzutreten in ein Haus, also die Vermischung von innen und außen. Am Sabbat aber soll der Mensch ausruhn, und die drei Räume – Außen, Innen und Wildnis – sollen jeder für sich sein. Träte der Bote jedoch an das zur Straße geöffnete Fenster des Empfängers und ließe den Brief in die Hand des Empfängers fallen, verlasse der Bote seinen Raum nicht, die Straße, und auch der Empfänger bliebe in seinem,

dem Haus – überdies wäre das Fallenlassen des Briefes kein Geben noch sein Empfang auf der offenen Hand ein Nehmen. Wie heftig hatten sie und ihr Mann mit den alten Eltern darüber diskutiert, dass hier der Talmud selbst den Weg zum Betrug wies, zum Überschreiten der Regeln, für die er eigentlich zuständig war. Ihr Vater sagte, es gehe nur um die genaue Bezeichnung der Grenzen, ein Verbot einzuhalten sei ja nicht möglich, wenn man nicht ganz genau wisse, wo es beginne und ende. Ein Gleichnis sei das jedenfalls nicht, hatte ihr Mann gesagt, sondern, im Grunde genommen, reine Mathematik. Ihre Mutter hatte gelacht und gefunden, gottlob nur sei, was der Bote fallenlasse, kein Ei. Sie selbst hatte damals das Zögern des Boten kleinlich genannt, ihr Vater hatte darüber gelächelt, dass sie so aufgebracht war, und gesagt, du verstehst nicht, was gemeint ist. Damals wollte sie auch nicht immer verstehen, was gemeint ist, denn der Vater war ja noch lebendig und da, und so lange durfte sie, auch als Erwachsene noch, die sein, die irrt. In der sonnigen Stille eines Sabbats fällt ein Brief aus einer sich öffnenden Hand in eine Hand, die jemand aufhält.

Wie glücklich muss der sein, denkt sie inzwischen, seit zwanzig Jahren ist ihr Mann da schon erschlagen, seit drei Jahren ihre Tochter eine Verlassene und seit anderthalb Jahren der Vater tot und begraben, wie glücklich muss derjenige sein, dem es gelänge, in solcher Unbewegtheit wie der Bote in dieser Geschichte zu handeln, die Dinge einfach geschehen zu lassen und dennoch das, was ihm aufgegeben ist, zu überbringen. Wenn sie in ihrem Haushalt Spuren von Erde an einem Messer findet, das ihre alte Mutter gereinigt hat, ekelt es sie vor ihrer Mutter. Ihre Tochter wiederum bewegt sich im Laden immer so langsam, dass sie nicht selten Lust hat, sie an den Haaren zur Arbeit zu ziehen. Aber auch ihrem eigenen Körper sieht sie mit Ungeduld dabei zu, wie er sich abmüht, die

Zehnkilosäcke mit Mehl auf den Wagen zu heben, die Bauern, die ihr manchmal helfen, manchmal auch nicht, heißen Marek, Krzystof, oder, und den Namen zu hören, fällt ihr immer noch schwer, oft auch Andrej.

18

Was mit den Händen begann, endet also auch mit den Händen. Soll sie dem Mann, der geglaubt hat, man könne sie kaufen, vielleicht etwas schenken? Sicher nicht, denkt sie und nimmt, als er fort ist, das Geld von der Kommode, geht aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, und tritt aus dem Haus, das nicht anders aussieht als andre, hinaus auf die Straße. Der ersten Bettlerin, die am Straßenrand hockt, schenkt sie das Geld, und zwei Tage lang sieht danach das Leben tatsächlich so aus wie das alte. Am dritten Tag aber, es ist ein Sonntag, betritt wieder der Offizier das Geschäft, als sei nichts gewesen, Zündhölzer wolle er kaufen, sagt er, wie immer, die Mutter wickelt eben im Hinterzimmer Waren in Zeitungspapier, es raschelt, da fasst er seine Geliebte von neulich über den Ladentisch hinweg beim Kinn, zwingt sie so, ihm in die Augen zu sehen, und sagt, und senkt nicht einmal die Stimme dabei, er habe da einen Freund, der ebenfalls interessiert sei.

Raschelndes Zeitungspapier.

Der Tag, die Uhrzeit, das Haus, das aussieht wie andre.

Raschelndes Zeitungspapier.

Wenn sie nicht wolle, dass jemand davon erfahre, solle sie hingehen.

Stille.

Mädel, kannst du mir mal helfen.

Ja, Mutter.

Gib's zu, du hattest auch deinen Spaß.

So ein Schlamassel – wo bleibst du denn, Kind, mir fällt gleich die Hand ab.

Ich komm schon.

19

Nach der Prüfung des einreisenden Fleisches wird auch der Geist auf seine Richtigkeit hin überprüft, auf dreißig Fragen muss Mann, Frau und Kind Antwort geben, und nur, wessen Antwort genehm ist, der, die oder das darf übersetzen aufs Festland. Den Wahnsinn, die Melancholie, den Anarchismus – all diese und andere solche lässt man nicht ein. Waren sie jemals im Gefängnis? Betreiben sie Vielweiberei? Der Österreicher im nun zerknitterten Mantel fragt sich, ob in Amerika aufgrund dieser strengen Einreiseuntersuchung vielleicht längst schon nichts Ungenügendes mehr existiert, es dort keine Krüppel mehr gibt und keine unheilbare Krankheit, keinen Wahnsinn, kein widersetzliches Verhalten und vielleicht nicht einmal mehr den Tod?

20

So also war das, wenn man, ein Körnchen Zucker, über den Rand der Palatschinke hinunterfiel und verschüttging. Das Geld ihres zweiten Kunden hatte sie schon für sich verwendet und sich neue Strümpfe gekauft, war es doch auch ihr eigener Körper, den sie da feilbot. Beim dritten war es ein Halstuch, lass die Vorhänge auf, ich will dich ansehen, beim vierten, na, kannst du dich nicht wehren, und fünften, gib mir deinen Mund, und sechsten, du jüdische Sau, vier, fünf und sechs zusammengekommen ein neues Paar Schuhe. Es tat ihr weh, es ekelte sie, es war lachhaft, manchmal riss ihre

Haut an empfindlichen Stellen ein und brannte, aber allmählich wurde, von allen guten Geistern verlassen zu sein, ihre Arbeit. Sie wusste nun, was die Männer vor ihren Familien verbargen, und auch die, die ihr in Uniform, in Hut und Zylinder oder im Kittel auf der Straße begegneten, vermochte sie nicht mehr anders zu sehen als, wie sie im Grunde doch alle waren: nackt. Was sie von dem Geld kaufen konnte, das sie auf diese Weise verdiente, war gemessen daran, dass sie mit niemandem auf der Welt, schon gar nicht mit sich selbst, mehr eins war, lächerlich wenig. Aber gerade je weniger ein Kleid, ein Hut, ein Schmuckstück in einem Verhältnis dazu stand, was sie von sich hergab, desto leichter wurde es ihr, sich ein weiteres Mal zu verkaufen. Irgendwann wäre ihr wahrer Wert, den jetzt nur noch sie allein kannte, unermesslich. *Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;/ Unsterbliche heben verlorene Kinder/ Mit feurigen Armen zum Himmel empor.* Die Mutter fragte nicht, woher die neuen Sachen eigentlich kamen, die sie jetzt trug, aber auch ungefragt sagte sie ihr, sie habe die Schuhe da oder dort billig gekauft, schon gebraucht, dies oder das habe ihr eine Freundin geschenkt, den Ring habe sie auf der Straße gefunden. Hatte ihre Mutter sie nicht auch eine ganze Kindheit und Jugend lang über den Tod des Vaters belogen?

21

Auf das Ergebnis der Prüfungen warten im Halbdunkel der großen Halle tausend oder zweitausend Menschen, und fortwährend kommen neue hinzu. Auf Bänken hocken, liegen und sitzen diese Menschen, Menschen mit Bündeln, Bettzeug und Kisten, mit Samowaren, Menschen ohne jedes Gepäck, rennende Kinder, weinende Babys, Menschen, die sich am Boden hingelegt haben und schlafen, Menschen mit

gebrechlichen Eltern, Menschen, die kein Wort Englisch verstehen, Menschen, die nicht wissen, ob der, der sie hier abholen soll, wirklich kommt, Menschen, die hoffen, Menschen, die zweifeln, Menschen, die Heimweh haben, Menschen, die Angst haben, Menschen, die nicht wissen, was sie erwartet, Menschen, die überlegen, wo sie die 25 Dollar für die Einreise herbekommen, Menschen, die plötzlich wieder zurückwollen, Menschen, die nur froh sind, dass der Boden unter ihren Füßen nicht mehr schwankt, Menschen mit kurzen oder langen Hosen, mit Kopftüchern, Röcken, Anzügen, mit Hüten, mit Fransen, Schuhen oder Pantoffeln, mit Handschuhen oder Manschetten, mit Zöpfen, Bärten, Schnurrbärten, Locken und Scheiteln, Menschen mit vielen, mit wenigen oder gar keinen Kindern – unzählige Menschen, die allesamt darauf warten, dass irgendwann ihr Name ausgerufen wird, und sie erfahren, ob sie bleiben dürfen oder zurückgeschickt werden nach Europa. Nicht viel anders, denkt der junge Mann, der auch einer der Wartenden ist, wird es wahrscheinlich dereinst beim Jüngsten Gericht zugehen.

Und dann gibt es plötzlich ein lautes Scheppern und Klirren in der Halle, und jeder verstummt für einen Moment und schaut hin und sieht: Eine große chinesische Vase ist am Boden zerschellt – ausgerechnet auf einem der ganz wenigen Plätze in der Halle, der nicht mit Menschen oder Kleidern oder Bündeln bedeckt ist, sondern nur mit steinernen Fliesen, hat ein Mädchen sie fallen lassen, diese Vase, die sie seit ihrer Abreise aus einer Kleinstadt bei Bukarest oder bei Warschau, bei Wien, Odessa, Athen oder Paris den ganzen Weg über Bremen, Antwerpen, Danzig, Marseille, Piraeus oder Barcelona im Arm gehalten hat: Diese Vase zerschellt hier, in der Ankunftshalle, der letzten Station vor New York, denn das Mädchen hat zum ersten Mal in seinem Leben einen schwarzhäutigen Mann gesehen, einen Beamten der Einwanderungsbehörde, der gerade zufällig den Saal

durchquert, und hat wahrscheinlich geglaubt, das sei der Teufel. Die Mutter des Mädchens sieht jetzt so aus, als würde sie ihr Kind am liebsten erschlagen, und das Mädchen sieht aus, als wüsste es sich, es sei tot. Dann setzt der Lärm wieder ein, das Weinen, das Reden und das Schreien, die Kinder rennen wieder, die Erwachsenen warten, ein Junge legt ein Eis, das ihm ein Verwandter, der ihn besuchen durfte, mitgebracht hat, neben sich auf die Bank, da schmilzt es langsam, denn der Junge weiß nicht, was ein Eis ist.

Schau mal, auf deinen Rücken hat der Kontrolleur mit Kreide einen Buchstaben geschrieben – auf meinen auch?

Der Junge dreht seinem Freund den Rücken zu, damit dieser sehen kann, ob auch er ein solches Zeichen trägt, das womöglich darüber entscheidet, ob er bleiben darf oder nach Europa zurück muss.

Nein, auf deinem Rücken steht nichts.

Was ist das für ein Buchstabe?

Weiß nicht.

Muss ich jetzt zurück, oder du?

Keine Ahnung.

Zwei kleine Mädchen hocken auf dem Fußboden.

Ich hab Durst.

Wenn du nach Battery Park kommst, sind dort ganz viele Brunnen, hat Großmutter gesagt.

Dann trink ich.

Nein, das darfst du auf gar keinen Fall.

Warum denn nicht?

Sie hat gesagt, dann vergisst du alles, was du über deine Herkunft weißt.

Dann vergesse ich den Garten?

Ja.

Und den Kamin?

Ja.

Und Großvater?

Ja.

Und Großmutter?

Ja.

Und die Katze?

Ja.

Alles?

Ja.

Woher will Großmutter das wissen?

Das hat sie von Leuten gehört.

22

Am Abend eines der Tage steht kein Essen auf dem Tisch, und als Mutter und Tochter die Tür zum Zimmer der Großmutter aufmachen wollen, ist das nicht möglich, weil deren Körper davorliegt. *Vos iz mit dir? Mameleh, vos iz mit dir?* Der Kutscher Simon wird zu Hilfe geholt, mit einer Axt schlägt er die Tür ein, die Mutter steht daneben und presst die Hand vor den Mund, die Tochter ruft den Namen der Großmutter, aber es antwortet niemand.

Was hast du heute noch zu tun?

Ich muss einen Gast bewirten.

Hast du oft Gäste?

*Ist denn die einsam gewordene Seele nicht Gast im Körper?
Heute ist sie hier, und morgen ist sie schon wieder fort.*

Als das Loch in der Tür endlich groß genug ist, strecken die beiden Frauen die Hände nach der Großmutter aus, aber die ist schon kalt, so kalt, wie sich nur etwas Gestorbenes anfühlt.

23

In der großen Halle von Ellis Island wird an einem der vielen kleinen, viereckigen Schalterfenster aus einem Loschell ein Louis, aus einem Davnar ein David, aus einem Arden ein Alvin, aus einer Chaja eine Clara. Und aus ihm, dem Johann, ein Joe. Hatte er wirklich so weit gehen wollen? Und warum überhaupt? Andere erfahren an einem solchen kleinen viereckigen Schalterfenster, dass ihre Familie zwar hier bleiben darf, aber sie selber nicht, oder dass auch alle anderen Familienmitglieder ihretwegen die Rückfahrt antreten und dahin heimkehren müssen, wo sie nicht mehr daheim sein wollten, wo sie verhungern werden oder man sie erschlägt. Dann schreien sie oder klammern sich aneinander, manche weinen auch einfach still in sich hinein oder verstummen.

24

Erst nach dem Begräbnis der Großmutter erzählt ihr die Mutter, dass sie, die Tochter, die ersten Schritte an der Hand der Großmutter gegangen sei.

Und wo warst du?

Ich habe den Umzug organisiert und den Laden trotzdem offengehalten.

Hat dir niemand geholfen?

Nein.

Warum nicht?

Der Umzug ging in die falsche Richtung.

Also wusste so eine Mutter mehr über ein Kind, als ein Kind jemals über sich selbst wissen konnte. Wäre ihr eigenes am Leben geblieben, hätte sicher sie selbst, als die Mutter, ihm beigebracht, wie man einen Fuß vor den andern setzt – an irgendeinem Vormittag, während ihr Mann im Amt gewesen wäre, hätte das Kind an ihrer Hand zum ersten Mal die Strecke vom Schrank bis zur Truhe zurückgelegt, ohne zu

fallen, vielleicht auch bei schönem Wetter unten den Weg von der Haustür zur nächsten Ecke. Als Mutter hätte sie das gewusst und es niemals vergessen, und ihrem Kind vielleicht eines Tages davon erzählt, vielleicht auch nicht, mit Grund oder ohne. Jetzt aber gehörten alle Geheimnisse und Erinnerungen ihr ganz allein, und was sie verschweigt, danach wird, auch viele Jahre später, keiner sie fragen. Das Haus der Großmutter, in dem sie, wie sie erst jetzt erfahren hat, laufen lernte, ist, sie hat es neulich gesehen, schon in sich zusammengefallen. Das Dach ist in die Stube gestürzt und hat aus dem, was früher ein Raum war, einen Haufen Unrat gemacht. Hühner stakten auf diesem Haufen herum und stocherten mit ihren Schnäbeln im fauligen Stroh, ihr Hühnerleben lang auf der Suche nach einem Wurm oder Käfer. Blicke sie für den Rest ihres Lebens in diesem Städtchen, würde sie früher oder später, aus einem Haus tretend, das aussieht wie andere, direkt davor auf der Straße ihrer Mutter begegnen, vielleicht auch nur einer Nachbarin oder Freundin, das würde schon reichen. Nein, sie muss nicht darauf warten, dass sie verloren gegeben wird, um sich selbst nicht mehr zu finden, schon jetzt ist sie bis auf die Knochen frei, schon jetzt ist vollkommen gleichgültig, was sie tut.

Mit denselben Händen, mit denen sie sich, als sie laufen lernte, an ihrer Großmutter festhielt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, packt sie nun in einen Koffer das Nötigste ein, trägt ihn zum Bahnhof und bezahlt das Billett. In einem Abteil zweiter Klasse fährt sie über die Schienen, für deren Instandhaltung der, der in ihrem früheren Leben ihr Mann hieß, zuständig war, den Abschnitt hinter sich zu bringen, dauert nur 1 Stunde und 20 Minuten, sie fährt noch zwei Stunden weiter und steigt erst in Lemberg, der Hauptstadt des Königreiches Galizien und Lodomerien, wieder aus, 90 Kilometer südöstlich der kleinen Grenzstadt, in der sie erst

Mädchen, dann eine junge Frau und später für kurze Zeit sogar Mutter und Ehefrau war. Sie schreibt sich von einem Aushang im Bahnhof eine Adresse ab, trägt ihren Koffer dorthin, zahlt eine Hälfte der Monatsmiete im Voraus, drückt eine Türklinke nieder und bezieht so ihr neues Quartier. Hier weiß niemand, wer sie an der Hand hielt, als sie, mit elf Monaten schon, lernte, aufrecht zu gehen, es weiß auch keiner, dass die Polen daran schuld sind, dass sie sich an keinen Vater erinnert, und ebensowenig weiß irgendwer, dass sie »Der Gott und die Bajadere« von Goethe noch immer auswendig hersagen kann. Hier wird sie ihre rechte Hand, natürlich auch ihre linke, sowie ihren Mund und die anderen Öffnungen ihres Körpers zu nichts weiter verwenden, als dazu, ebendiesen Körper, die Hände, den Mund, und den Rest, an dem die Öffnungen angebracht sind, am Leben zu erhalten. Allerdings unter neuem Namen, der, wie sie findet, dem neuen Leben einigermaßen entspricht, wenn einer sie danach fragt, sagt sie, sie heiße *Heiße von Lemberg*, und lacht.

25

Die österreichisch-ungarische Monarchie versammelte doch beinahe ebensoviele Völkerschaften unter der Krone, wie er sie hier in der Halle sieht. Von Bosnien bis in die entlegenste polnischsprachige Provinz waren die Türen einer Trafik immer mit gelben und schwarzen Streifen versehen, hatte das Kaiserbild einen Ehrenplatz an der Wand, und blieb bei aller Vermischung der verschiedenen Sprachen und Dialekte das Deutsche die Sprache der Ämter. Aber ausgewählt hatte der Kaiser nicht, sondern hatte einfach die Völker im Ganzen dem Reich einverleibt: Melancholie, Wahnsinn und Widergesetzlichkeit waren daheim geblieben, wenn auch

daheim plötzlich Österreich oder Ungarn hieß, und es hatte der Monarchie nicht geschadet. Krieg hin oder her, hatten sich innerhalb von Europa doch von jeher die Menschen, über das Festland streifend, vermischt und sich, wenn das eine Land zu wenig hergab oder das Leben aus einem anderem Grund unerträglich geworden war, eine neue Heimstatt gesucht. Aber vielleicht war so eine Küste von Natur aus eine entschiedenere Art von Grenze. Hier schickte man die Leute, die man nicht wollte, einfach aufs Wasser zurück, mochten sie doch zu Hause zugrunde gehen, oder einfach draußen auf See, wie überzählige junge Katzen, ersaufen.

26

Zum ersten Mal wünscht sie sich, ihr Geist wäre beschränkt, so beschränkt, dass sie es fertigbrächte, ihre Tochter ein undankbares Geschöpf zu nennen. Sie hat in der Wohnung jetzt so viele Zimmer frei, dass es sich lohnt zu vermieten. Das Geschäft gibt sie auf, von den Bauern verabschiedet sie sich und verkauft Pferd und Wagen an Simon, den Kutscher. Aus den Zimmern, die für die Mieter bestimmt sind, nimmt sie alle persönlichen Gegenstände heraus, auch den Keller räumt sie nach und nach leer, denn in zwei, drei Jahren wird ihre Kraft für solche Arbeiten vielleicht nicht mehr reichen. Vieles, was sie bis jetzt, obgleich eine Verwendung nicht absehbar war, hatte aufheben wollen, verschenkt sie nun endlich, die Wiege, in der ihr Enkelkind acht Monate lang geschlafen hatte, das elfenbeinerne Spielzeug mit den Glöckchen aus Silber, und auch das wollene Tuch, um die Schultern zu legen, ihr Geschenk an die Tochter, das unbenutzt geblieben war, weil die Tochter nicht mehr dazu kam, mit dem Kind im Park zu spazieren. Die Fußbank behält sie, denn ohne diese reicht sie nicht mehr ans obere Fach ihres Bücherschranks

heran, und dort stehen noch immer, und bleiben auch da, Band 1 bis 20 der Goethe-Ausgabe, darunter der 9., den vor Jahren der Stein von Andrej traf. Inmitten der guten bleibt so auch die schlimme Erinnerung aufbewahrt, körperlos die eine wie die andre. Und den silbernen Kerzenleuchter, den ihre Mutter mitgebracht hat, behält sie, er steht jetzt auf der Fensterbank im Salon, aber sie entzündet an keinem Sabbat, und auch sonst nie, die Kerzen.

27

Im August setzt er seinen Fuß auf der anderen Seite der Welt zum ersten Mal wieder auf Festland, zwischen den Häusern staut sich die Hitze, seine Frau hätte gesagt, die Luft steht, er hätte auf die tintenfarbenen Schatten unter ihren Achselhöhlen am sonst hellblauen Kleid geschaut und, wenn es niemand sah, seine Hand schnell dazwischen gesteckt, und sie hätte gesagt, lass das, und gelacht. Hier nun sieht er zum ersten Mal Händler mit nichts als einem dreckigen Unterhemd am schwitzenden Leib, Obst, Fleisch oder Fisch rufen sie aus und halten das eine oder andere Stück in die Höhe, die hiesige Kundschaft scheint das stille Wuchern der Männerhaare auf Brust, Nacken und Armen, dessen sie dabei ungewollt ansichtig wird, nicht zu stören. Er selbst tritt, um eine saubere Toilette zu finden, in ein Hotel ein, bei der Überfahrt von Ellis Island nach Battery Park ist seine Frisur in Unordnung geraten, er sieht sich im Spiegel, sieht denselben Mann, den er auch in Europa immer im Spiegel gesehen hat, dem legt er die Strähnen wieder in Form, tupft ihm etwas Pomade auf den Schnurrbart, legt ihm den Mantel aus gutem kaiserlich-königlichem Tuch über den Arm, gibt ihm den Koffer in die andere Hand und lässt ihn so, beinahe schon ganz Amerikaner, wieder ins Freie treten. Auf einem Zettel, den

sein Reisegefährte ihm beim Abschied gegeben hat, stehen Weg und Adresse. Er biegt, wie auf dem Zettel beschrieben, rechts ein und findet sofort den ihm empfohlenen Eintritt unter die Erde, mit der *subway* soll er nach Harlem, dort hat der Herr, der mit ihm gereist ist, seine Manufaktur, je tiefer er steigt, desto heißer und älter ist die unterirdische Luft, in der Monarchie sang man nach einer Melodie von Mozart: *Üb immer Treu und Redlichkeit/ Bis an dein kühles Grab,/ Und weiche keinen Finger breit/ Von Gottes Wegen ab* – hier dagegen schwitzen wohl selbst noch die Toten in ihrer Tiefe. Er versucht, sich an die übrigen Strophen des Liedes zu erinnern, da fährt schon die Bahn, von Pferden gezogen, in die Station ein, Scheuklappen tragen die armen Viecher, dabei ist es unter der Erde doch ohnehin dunkel, der Kutscher Simon würde sich wundern. Kaum weniger taub und stumm als die Pferde ist er, der Reisende selbst, weder spricht noch versteht er ein einziges englisches Wort, er weiß nicht, wessen Bild auf der Geldmünze ist, mit der er den Fahrschein bezahlt, und hält das Kaugummikauen mitreisender Passagiere für eine Krankheit. Gerade jetzt, da er sich inzwischen darüber im Klaren ist, dass die Welt der Zahlen mehr verbirgt als sie zeigt, liest er hier *96., 110., 116. Straße*. So wenig ausgekannt hat er sich nur in seiner Kindheit, als sein Vater ihn Sonntag für Sonntag schlug, und er den Grund dafür nie erfuhr, auch hinterher nicht, wenn er sich für die Schläge bedanken und den Vater mit seinem Titel ansprechen musste: Herr Zollamtsoberoffizial. Die Mutter hatte ihren Sohn vor dem eigenen Mann nicht geschützt, hatte gesehen, wie der Vater ihn schlug, ihrerseits aber nur in der Ecke gestanden, sich nicht vom Fleck gerührt und leise geweint. Wurde ihr Weinen zu laut, bekam sie selbst Schläge. Als Kind wusste er nicht, wen er mehr hassen sollte, seinen Vater, der ihn Sonntag für Sonntag totschielen wollte, oder die Mutter, die daneben stand und nicht wusste, was tun.

Auch seine Frau hatte in der bewussten Nacht nicht gewusst, was tun.

Noch vor seinem Abschluss an der Technischen Hochschule in Wien war zu Hause die Mutter gestorben, am Schlag, hatte es in dem Telegramm, das er bekam, geheißen. Er hielt das bis heute für einen schlechten Scherz, denn er kannte die Schläge des Vaters. Blaue Flecken, wie sie der Vater der Mutter wahrscheinlich zugefügt hatte, färbten sich, das hatte er einmal von einem Freund, der Medizin studierte, gehört, noch im Sarg und unter der Erde erst grün, dann schließlich gelb, als würden jene Entwicklungen, die ein totgeschlagener Mensch nicht mehr durchmachen kann, immerhin noch für kurze Zeit ersetzt durch diese Verwandlung der Farben. Damals standen die Prüfungen für seinen Teilabschluss im Wiegen und Messen unmittelbar bevor, mit dieser Begründung blieb er der Beerdigung fern, was dem Vater nur recht war. Irgendwo hatte er einmal gelernt oder gelesen, dass New York auf Felsen gebaut sei, und vielleicht ist das der Grund, dass er hier bleiben will, denn auf felsigem Grund kann er ganz sicher sein, dass er in keines Menschen, und schon gar nicht in seines Vaters, des Zollamtsoberoffizials, aber auch nicht in seiner furchtsamen Mutter Fußstapfen tritt.

28

Es ist jetzt so, dass die eine Hand weiß: Das Glied eines Mannes schmerzt nicht, auch wenn man es stärker drückt, es ist einfach ein Muskel. Eine andere Hand weiß schon lange, dass sie sich in Acht nehmen muss, wenn sie das Kascha im Topf mit Wasser begießt, denn das Wasser spritzt dann in die Höhe und verbrüht sie womöglich. Eine Hand greift täglich achthundertmal nach dem Hebel eines Bohrers und senkt ihn.

Eine Hand wäscht die andre, eine Hand fährt sich durch die Haare, eine Hand wirft einen *quarter* in einen Gasmesser ein. Eine Hand zieht ein Tuch glatt, eine andere wischt Krümel vom Tisch, eine dritte schaltet das Licht ein. Augen sehen im Gegenlicht Staub, sehen in offene Männermünder hinein, sehen ein Kännchen mit Öl. Ohren hören, wie eine Tür zuschlägt, hören Sirenen, hören, wie jemand hustet, Füße fahren in Seidenstrümpfe, Ellenbogen werden gerieben, Zehnägel werden geschnitten, gefeilt und lackiert, Füße sind so zerbeult, dass sie nicht in die Schuhe passen, graue, schwarze und braune Haare, Ringe unter den Augen, Hornhaut, zwei müde Brüste, beinahe schon eine Glatze, Zahnweh, Zunge, eine Stimme wie Seide. Was unter anderen Umständen die Glieder einer Familie hätten sein oder werden können, ist nun so weit auseinandergerissen, dass eine Zerteilung mit Pferden dagegen wie nichts ist. Und dennoch denkt der, die oder jene manchmal hier, da oder dort denselben Gedanken: Wie still das Kind auf einmal war.

INTERMEZZO

Hätte aber zum Beispiel die Mutter oder der Vater in der Nacht das Fenster aufgerissen, hätte eine Handvoll Schnee vom Fensterbrett gerafft und dem Kind unters Hemd gesteckt, dann hätte das Kind vielleicht plötzlich wieder angefangen zu atmen, vielleicht auch zu schreien, jedenfalls hätte sein Herz wieder angefangen zu schlagen, seine Haut wäre wieder warm geworden, und der Schnee wäre an seiner Brust geschmolzen. Vielleicht wäre so etwas wie eine Eingebung notwendig gewesen, woher aber eine Eingebung hätte kommen können, wusste die Mutter nicht, und wusste auch nicht der Vater. Ein Blick aus dem nächtlichen Fenster auf den schimmernden Schnee oder allein das Knacken des Fensterrahmens, der sich in der Kälte zusammenzog, hätte vielleicht für eine Eingebung ausgereicht, der Laut des Fensters in der Kälte genau in dem Augenblick, als das Kind verstummte, statt derselbe Laut nur eine halbe Stunde später, als es zu spät war. Im Lyzeum hatte die Mutter gelernt, dass die Pythia auf die Frage des Lyderkönigs Krösus geantwortet habe: *Wenn du den Halys überschreitest, wirst du ein großes Reich zerstören.* Was aber die Pythia mit all den Antworten machte, um die niemand sie bat, hätte die Mutter des Säuglings nicht zu sagen gewusst, und auch nicht der Vater. Wahrscheinlich saß die Ewige ewig über den aus dem Innern der Erde aufsteigenden Dämpfen und schaute sich selbst dabei zu, wie ihr Schweigen wuchs und unmenschliche Ausmaße annahm. Hätten die Eltern eine Eingebung gehabt, wäre das Überleben des Kindes das geworden, was wahr war. Das ganze Geflecht des Lebens – alles Wissen über Schnee, alle Blicke aus dem Fenster, alles Lauschen auf die Geräusche des kalten und feuchten Holzes – hätte die eine Wahrheit von der anderen für immer geschieden. Nur an die bläuliche Farbe der Haut, vor allem um des Mädchens Mund- und Kinnpartie herum, hätten die Eltern eine ungeliebte Erinnerung behalten. Eine Erinnerung, die ihnen dann und

wann ungewünscht in den Sinn gekommen wäre, und der eine hätte es dem andern nicht gesagt, aus Angst, das Schicksal herauszufordern. So wäre das Schicksal still geblieben, und der erste Moment, in dem das Kind hätte sterben können, wäre ohne viel Aufhebens vorübergegangen.

Das Kind hätte an der Hand der Mutter laufen gelernt, sein erster Weg: vom Schrank bis zur Truhe; die Urgroßmutter hätte ihm Zöpfe geflochten und dabei ein Liedchen gesungen: von einem Mann, der aus einem alten Stück Stoff einen Rock macht, aus dem Rock, als er zerschissen ist, eine Weste, aus der Weste, als sie zerschissen ist, ein Tuch, aus dem Tuch, als es zerschissen ist, eine Kappe, aus der Kappe, als sie zerschissen ist, einen Knopf, und aus dem Knopf ein Garnichts, aus dem Garnichts aber am Ende dies Liedchen, dann wären die Zöpfe fertig geflochten gewesen; die Großmutter hätte dem Mädchen Süßigkeiten aus dem Laden oder selbstgebackene Barches mitgebracht. Vier Jahre später wäre die kleine Schwester geboren worden, der Vater aber wäre da noch immer in der elften Gehaltsklasse gewesen, inzwischen hätte er an seinem Eisenbahnabschnitt jeden größeren Baum gekannt, von dem jemals ein Ast auf die Schienen gestürzt war, und die Mutter hätte, weil sie sich kein Dienstmädchen und keine Wäscherin leisten konnten, den Haushalt die ganze Zeit über selber geführt und die Wäsche selber gewaschen, in der eigenen Küche im Kochtopf, damit niemand sie dabei sah. Abends wäre sie oft, wenn sie noch lesen wollte, über dem Buch, das sie in der Hand hielt, in Schlaf gefallen. Die Großmutter, die gesehen hätte, wie ihre Tochter sich mühte, hätte ihr manchmal Geld zugesteckt, und zum siebenten Hochzeitstag im Jahre 1908 der jungen Familie eine Reise nach Wien geschenkt, zur Fronleichnamsprozession, auf der man, mit etwas Glück, den

alten Kaiser sah, wie er als einfacher Sünder hinter dem Himmel herging. Die Mutter hätte gezögert, das Geschenk anzunehmen, schließlich aber hätte der Vater doch den Heimatschein für sich, seine Frau und die Töchter beantragt. Stolz wären sie gemeinsam zum ersten Mal über die Gleise gefahren, die der Vater betreute, an all den großen Bäumen vorüber, von denen in den Stürmen der letzten Jahre Äste heruntergestürzt waren, 1 Stunde und 20 Minuten dauerte dieser Abschnitt, die Reise insgesamt aber 17 Stunden.

In Wien dann, inmitten der Menschenmenge, die den Weg von St. Stephan zur Hofburg säumte, hätte der Vater einen Studienkollegen getroffen, der inzwischen an der k.k.-Central-Anstalt für Meteorologie Wien angestellt war, die Männer hätten sich umarmt und zu erzählen begonnen, wie es ihnen inzwischen ergangen sei, der Vater hätte alles Mögliche gesagt, nur nicht das eine: Stell dir vor, meine Frau hat eine Handvoll Schnee genommen und der Großen so das Leben gerettet. Darüber hätte er geschwiegen, um das Schicksal nicht zu versuchen. Die beiden Männer hätten sich daran erinnert, wie schön ihre Studienzeit in Wien gewesen war, wie sie sich eine Zeitlang als Bettgeher das Bett eines Schichtarbeiters, der nachts nicht da war, geteilt hatten, der eine von ihnen hatte vier Stunden darin geschlafen, von abends um zehn bis nachts um zwei, der andere dann von zwei Uhr nachts bis früh um sechs, wenn einer von ihnen am Vormittag in der Vorlesung einschlief, schob der andere ihm ein paar Bücher unter den Kopf, damit er bequemer lag. Sie hätten sich auch daran erinnert, wie sie oft an den Winterwochenenden im Schnee durch den Wienerwald spaziert und dabei einmal der Verschiedenheit ihrer Spuren gewahr geworden waren: Im Gespräch hatten sie innegehalten und sich zufällig umgewandt, da war die Spur des Kollegen wie eine Schlangenlinie mit regelmäßiger

Amplitude hinter diesem zu sehen gewesen, indes die Abdrücke des Vaters im Schnee schnurgerade verliefen. Damals hatten sie sich darüber erstaunt und sich gefragt, was das wohl bedeuten mochte, und auch heute wüssten sie keine Antwort. Beide würden sich gegenseitig bestätigen, wie außergewöhnlich es sei, dass sie noch immer so miteinander vertraut wären, obgleich sie sich schon über acht Jahre nicht mehr gesehen und sich auch keine Briefe geschrieben, ja, sich beinahe vergessen hatten, wenn sie ehrlich sein sollten. Eine Freundschaft im Einweckglas, hätte der Vater gesagt, und der Studienfreund hätte gelacht und nach dem Lachen gesagt, so gelacht habe er wirklich schon lange nicht mehr. Dann hätten sie über die Arbeit gesprochen, über den Neid der Kollegen, die Missgunst, über die Tücken der *geheimen Qualifikation*, und der Studienfreund hätte gesagt, das sei damals noch alles ganz anders gewesen, niemals habe er als Student geglaubt, dass man später so vorsichtig sein müsse mit dem, was man sage. Einen wirklichen Freund finde man, wie er festgestellt habe, im späteren Leben kaum. Der Vater hätte genickt, hätte erzählt, dass auch er innerhalb dieser acht Jahre einsam geblieben sei, abgesehen natürlich von der Verbindung mit seiner Frau, dabei hätte er den Arm seiner Frau fester gepackt, ohne allerdings zu erwähnen, welchen Glaubens sie war. Der Studienfreund hätte die Frau nun genauer betrachtet, und dann gesagt, ein Familienglück sei ihm leider noch nicht beschieden, tja, wenigstens Glück im Spiel habe er, Glück im Amt meine er damit natürlich, tja, alles könne man nun einmal nicht haben, und dann noch einmal, tja, ohne dass irgendeine Bemerkung gefolgt wäre. Der Vater hätte darauf nicht recht gewusst, was zu erwidern, der Kollege aber hätte jetzt mitgeteilt, dass in der Anstalt für Meteorologie seit kurzem jemand gesucht werde, der Schreibdienste verrichte, das sei wahrscheinlich keine bessere

Stelle, als die, die sein Freund derzeit habe, auch nur elfter Klasse, aber mit Zulage immerhin, und zumindest in Wien, in Wien!, er könne durchaus versuchen, sich für den Freund zu verwenden, natürlich nur, falls dieser wirklich nach Wien, nach Wien!, billig sei die Stadt jedoch nicht, zumal für eine Familie, Sparmeister sein, so so, Wien!, dann also schauen, mei, da wär ich dir aber, lass nur, wenn du das, ich wüsste gar nicht, wie ich usw. Die kleinere Tochter wäre die ganze Zeit schon ungeduldig gewesen und hätte den Vater jetzt heftiger an der Hand gezogen und ihn gebeten, sie endlich auf die Schultern zu heben. Er hätte sie auf die Schultern gehoben, und dann seinem wiedergefundenen Freund noch mehrmals herzlich gedankt, dieser hätte den Dank nicht annehmen wollen, er wisse ja gar nicht, ob wirklich, er werde sich aber bemühen, und möglicherweise. Gleich darauf wäre der Kaiser erschienen und hinter dem Himmel einhergeschritten wie ein einfacher Sünder, und die Familie aus der Provinz hätte ihm zugejubelt wie alle andern, und schon jetzt hätte sie dabei niemand von echten Wienern unterscheiden können. Der Vater hätte gleich bei der Rückkehr ins Pensionszimmer eine förmliche Bewerbung aufgesetzt und diese noch am selben Abend in den Postkasten geworfen.

Seine Kollegen in Brody aber, allen voran sein Vorgesetzter, der Oberinspektor erster Klasse in der achten Rangordnung, Vinzenz Knorr, hätten einige Wochen später nicht schlecht gestaunt, als sie von seiner Versetzung erfuhren. Die Großmutter hätte die Familie bei der zweiten, nun endgültigen Abfahrt nach Wien zum Zug gebracht, und wäre sich beim Winken darüber im Klaren gewesen, dass mit der Tochter immerhin auch die Fragen der Tochter nach dem verschwundenen Vater davonfuhren, und dass es wahrscheinlich besser so war.

Im Januar 1919 zeigen die goldenen Knöpfe am Mantel des Vaters noch immer den doppelköpfigen Adler und die Krone des Kaisers, dabei ist der Kaiser seit zwei Jahren tot, und die ungarische Hälfte des Adlers in Wahrheit längst auf und davon geflogen. Aber der Mantel wärmt immer noch, deshalb sitzt der Vater Tag für Tag kaiser- und königlich angetan in seinem spärlich beheizten, inzwischen demokratischen Büro im Meteorologischen Institut zu Wien, nach dem Dienst geht er von dort ins spärlich beheizte Kaffeehaus *Vindobona* auf zwei Partien Schach mit seinem Freund und Kollegen, sitzt dort gleichfalls bemäntelt, und auch zu Hause am Abend legt er den Mantel nicht ab, denn das Holz, das die Mutter ein paarmal in der Woche zusammen mit der Großen aus dem Wienerwald holt, ist feucht und zischt im Küchenherd mehr, als es brennt. Die Öfen im Salon, im Kabinett und im Zimmer der beiden Mädchen bleiben seit langem kalt. Der Vater setzt sich in seinem Mantel mit den goldenen Knöpfen zu Tisch, es gibt Erdäpfel gekocht, je einen für Vater, Mutter und Kleine.

Wo ist die Große?

Nicht da.

Weißt du noch, als du so alt warst wie sie jetzt, hat es mit uns begonnen.

Ist schon recht.

Du siehst aus wie eine Hure, hatte die Mutter im letzten Sommer zu ihrer großen Tochter gesagt, als die ihren Rock bis übers Knie gekürzt hatte und so ausgehen wollte.

Was weißt du denn von Huren?, hatte die Tochter geschrien und im Abgehen die Tür so zugeschlagen, dass das

Glas klirrte, das in der oberen Hälfte eingesetzt war.

Als die Tochter fort war, hatte die Mutter eine halbe Stunde lang geweint, dann aber ihren eigenen Rock bis über die Knie gerafft und im Spiegel ihre Beine betrachtet. Wien war nun, nach vier Jahren Krieg, eine verwilderte Stadt, und auch sie war hier verwildert. Mit so viel Hoffnung war sie damals, als die Versetzung ihres Mannes sicher war, noch einmal allein hierher gefahren, um eine Wohnung zu finden. Sie weiß noch, wie sie zum ersten Mal in dieses Haus eintrat, das nach Kalkstein und Staub roch, so wie es nur in den Häusern einer Weltstadt nach Kalkstein und Staub roch. Schattig und kühl war es im Hausflur, während draußen die Hitze stand wie ein Block. Wäre ihr Mann mitgekommen, hätte er ihr, wenn niemand es sah, schnell seine Hand unter die Achsel gesteckt, und sie hätte gesagt, lass das, und gelacht. Bevor sie zur Wohnungsbesichtigung in den 2. Stock hinaufstieg, hatte sie damals dem Adler am Anfang des Handlaufs der Treppe über den Kopf gestrichen, vielleicht brachte das Glück. Zwei Zimmer mit Ausblick aufs Brausebad gegenüber, Küche und Kabinett zum Hof, im Hof unten konnten die Mädchen spielen, im Stiegenhaus eine Bassena, Toilette separat. Die Wohnung war bezahlbar, eine Monatsmiete im Voraus, dann fuhr sie zurück, um für den Umzug zu packen. Das letzte Ding, das sie zu Hause auflud, war die Fußbank, die ihre Großmutter ihr für den eigenen Hausstand geschenkt hatte, als Erstes würde sie diese Fußbank ins Vorzimmer stellen und von da an in Wien zu Haus sein. Selbst als die Mutter ihr zwei oder drei Jahre später schrieb, dass bei den Manövern, die an der Grenze stattfanden, nun mit scharfer Munition geschossen werde, vielleicht gebe es Krieg, hatte sie sich noch keine Sorgen gemacht. Aus der Provinz hatten sie sich nach Wien gerettet, wie auf ein großes Schiff, und hatten nicht ahnen können, dass dieses Schiff schon damals anfang zu sinken. *Feuer,*

Heuschrecken, Bluteigel, Pest, oder Bären, Füchse, Schlangen, Wanzen und Läuse wurden die Juden hier in Wien immer wieder genannt, aber sie hatte das nicht gewusst. *Lieber Gott, lieber Gott, den wir Vater heißen, wenn du uns schon Zähne gabst, gib auch was zu beißen.* Vielleicht ist der Adler am Anfang des Handlaufs in Wahrheit doch eher ein Geier und wartet seit Jahren nur auf ihren Abgang, sie jedenfalls hält seit Jahren dagegen und verweigert ihm die Verwandlung ihrer Familie in Fraß, dazu aber braucht sie all ihre Kraft – die, die sie hat, und auch die, die sie schon lang nicht mehr hat. Die Haare auf ihren Beinen reißt sie nicht aus, ihre Fußnägel sind hart, die Waden blau geädert. In den Parkanlagen von Wien wächst in den Sommern das Gras kniehoch, auf freien Plätzen werden Karotten angebaut, Erdäpfel und Rüben, die Landschaft wischt über Wien hin, verwischt die Stadt, niemand schert sich darum, wenn er nur überlebt, für Korrektur und Beschneidung des Lebens ist längst nicht mehr genug Leben da. *Übe, dem Knaben gleich, der Disteln köpft, an Eichen dich und Bergeshöh'n.* Der Arenbergpark unterscheidet sich im Sommer kaum noch von den Auen um Brody kurz vor der russischen Grenze, nur ist sie inzwischen erwachsen und hat andres zu tun, als sich eine Haselgerte zu brechen und das Gras niederzuschlagen, wenn sie querfeldein geht, wie sie es damals getan hat, um den Rand der Palatschinke nicht zu übersehen. Nach Wien haben sie sich doch nicht gerettet, um da zu verhungern. Aber wann sich herausstellt, dass ein Wunsch nicht erfüllt wird, kann niemand vorhersehen.

Ich schreib mir noch ein paar Sachen heraus, sagt er zu seiner Frau.

Ist schon recht, antwortet die und geht aus der Küche.

An dreißig Tagen wurde, wie aus der nachstehenden Chronik hervorgeht, steirischer Boden erschüttert. Zumeist

und in großer Ausdehnung geschah dies an jenen Tagen, an welchen vom Laibacher Schüttergebiete ausgehende Beben sich auch bei uns fühlbar machten.

Die Kleine, die von den Eltern immer noch so genannt wird, obgleich sie inzwischen schon dreizehn Jahre alt und einen Meter siebzig groß ist, macht sich im Vorzimmer fertig zum nächtlichen Anstehen, eine Decke klemmt sie unter den Arm, den Klappstuhl schnallt ihr die Mutter auf den Rücken. *Lange Loks.* Als sie fort ist, geht die Mutter zu Bett, um einige Stunden zu schlafen, bevor sie die Tochter um Mitternacht beim Anstehen ablöst. Mit etwas Glück werden sie, wenn sie die ganze Nacht über gewartet haben, um 7 Uhr früh Kuheuter bekommen. Kocht man Kuheuter in Milch, sind sie essbar.

Das Bett der Großen ist leer.

3

Eine Hure war sie wahrhaftig nicht. Für 2 Paar Schuhe hätte sie sich schon vorletztes Jahr verkaufen können, neulich auch für 1 Liter Sahne, 15 Erdäpfel oder 1 halbes Pfund Fett. Immer wieder raunte ihr mal der, mal der Schwarzhändler ihren Preis zu, der sich, wie alle Preise, je nach Kurs, in Bewegung befand, grundsätzlich allerdings in Bewegung nach unten. Längst hätte sie sich verkaufen können, damit ihre Familie zu Haus nicht mehr fror, oder für ihre Schwester, die schneller wuchs, als sie sollte. Vielleicht nahm die Mutter ihr, im Grunde genommen, genau das Gegenteil von dem, was sie ihr vorwarf, übel, nämlich dass sie noch immer versuchte, jung zu sein, ohne sich zu verkaufen. In einer der Nächte des letzten Sommers hatte sie sich am Donauufer zum ersten Mal die Bluse aufknöpfen lassen, ein jüngerer Mitschüler hatte seine Hand unter den Stoff gesteckt und nach ihren Brüsten

gegriffen, aber mehr hatte sie nicht zugelassen, er war ja noch ein Kind. In einer der Nächte des letzten Sommers hatte der Freund des Vaters sich einmal heimlich mit ihr getroffen und ihr gesagt, dass er ihr rotes Haar aufregender finde als irgend etwas, das er jemals in seinem Leben gesehen habe, er hatte dann erst ihr Haar und anschließend ihre Schulter geküsst, aber mehr hatte sie nicht zugelassen, er war ja zu alt. An der Marne oder am Isonzo fiel vielleicht gerade der, der ihr bestimmt gewesen wäre, verblutete am Stacheldrahtzaun vor Verdun oder verlor seine Beine. In diesem Krieg zerschoss man auch ihr, die in der Etappe jung war, die Jugend. Ihre beste Freundin hatte sich mit einem Studenten verlobt, bevor der in den Krieg ziehen musste, zwei Jahre lang hatte der Schlachten geschlagen und lag nun mit einer Gasvergiftung in einem Feldlazarett. Krieg führen müsste man gegen den Krieg, aber wie das gehen sollte, wusste weder sie, noch wusste es ihre Freundin. In den Warteschlangen hatte sie Mütter gesehen, die ihre hungernden Kinder den Wachhabenden unter die Augen hielten und damit drohten, sie am Fensterkreuz aufzuhängen und sich dazu, oder gleich die ganze Familie in der Donau zu ertränken, eine hatte ihren Säugling sogar auf die Straße gelegt und sich geweigert, ihn wieder an sich zu nehmen, weil sie nicht wusste, wie ihn weiter ernähren. Einmal, als sie nach stundenlangem Warten leer ausgehen sollte, hatte sie solche Wut empfunden, dass sie die anderen Frauen dazu aufrief, vor das Rathaus zu ziehen, um sich zu beschweren, sie hatte ihr Taschentuch wie eine Fahne in der Luft geschwenkt, und tatsächlich waren ihr, dem damals erst vierzehnjährigen Mädchen, Hunderte verzweifelte Frauen gefolgt. Nachdem aber mehrere Stunden lang aus dem Rathaus niemand herauskam, um zu verhandeln, hatten die Frauen, die sich für diesen Tag ja dennoch um Essen für ihre Familien kümmern mussten, sich wieder zerstreut und

verzogen. Sie aber hatte sich niedergesetzt und geweint, und das Taschentuch, das eben noch ihre Fahne gewesen war, nun dazu verwendet, sich zu schneuzen und ihre Tränen zu trocknen. Ihrer Mutter hatte sie nicht von dieser Niederlage erzählt, hatte aber nach diesem Tag beschlossen, sich unabhängig zu machen vom Hunger, sich nicht länger vom eigenen Körper zum Scheitern erpressen zu lassen, je weniger sie aß, das hatte sie schon gemerkt, desto klarer wurde ihr Denken. Ihre Wahrnehmung war schließlich so geschärft, dass sie in den Nächten des letzten Sommers, wenn sie mit ihrer besten Freundin am Ufer der Donau lag und so tat, als ob sie jung wäre, nicht nur die Strömung des Flusses hörte, sondern sogar das Gleiten der Fische und Schlangen unter der Wasseroberfläche, hellstichtig vor Hunger wusste sie, wie die Viecher sich in der Tiefe umeinander wanden und schnappten und fauchten.

4

Wäre er nicht der einzige Mensch auf der Welt, der ahnte, wie alles mit allem zusammenhing, würde er am liebsten sterben, als immer weiter zu frieren und zuzusehen, wie seine Familie fror, zu hungern und zuzusehen, wie seine Familie hungerte. *Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung der Erdbebenperiode, welche mit dem Laibacher Osterbeben des Jahres 1895 begann, dass unter den lange andauernden Nachbeben manche recht heftige Wirkungen erzielten, die zerstörend auftraten und ganz ähnliche Erscheinungen zeigten wie die Haupteerschütterung selbst. Das Beben vom 5. April 1897 war zwar kein besonders starkes, es zeichnete sich dieses Beben aber dadurch aus, dass die Bodenbewegung dem Schallphänomen gegenüber zurücktrat.* Auf jeden Fall musste er noch bis über den Ersten des nächsten Monats

hinaus lebendig sein, denn dann würde seiner Frau das Gehalt für den ganzen laufenden Monat ausgezahlt. Ein Monatsgehalt reichte derzeit, wenn sie geschickt damit umging, für eine Woche. Was in den übrigen drei Wochen des Monats und in den Wochen des nächsten Monats und was danach überhaupt werden sollte, wusste er nicht. *Die Erschütterung bestand aus zwei Schlägen von unten, von welchen der erste heftiger war; beide hatten etwa 2" Dauer mit einem Zwischenraum von 1"; sie erfolgte nach unmittelbarer Empfindung in der Richtung von Nord nach Süd und war mit einem Geräusche wie von einem in den Hausflur einfahrenden Wagen begleitet, welches der Erschütterung um einige Sekunden vorangieng und länger dauerte als dieselbe. Uhren und Lampen klirrten.*

Von den Handschuhen hat er die Spitzen abgeschnitten, dann kann er den Füllfederhalter besser halten. Wenn die Tinte durch die Kälte zu fest wird, haucht er auf die Feder.

5

Im November wurde der Krieg für beendet erklärt, im Dezember kehrte der Verlobte ihrer Freundin endlich heim, eines Nachmittags stand er plötzlich vor der Tür, und die Mädchen wussten im ersten Moment gar nicht, dass sie ihn kannten, so sehr hatte er sich verändert. Noch Wochen nach seiner Rückkehr sahen sie, wie es ihn riss, wenn jemand im Park den Tauben Brotkrümel streute. Fragten sie ihn nach dem Krieg, antwortete er nicht, sondern nahm Zigarettenstummel, die er irgendwo aufgelesen hatte, aus der Jackentasche und begann zu rauchen. Sagten sie ihm, dass sie gern ausgehen wollten, war es ihm recht, er blieb dann zu Hause. Erst, seit im Januar die Sperrzeit für die Häuser von 10 auf 8 Uhr vorverlegt worden war, waren sie

oft einfach in der Wohnung der Freundin geblieben, um den Sperrsechser an die Hausbesorgerin zu sparen. Sie hatten dort getrunken und geredet, manchmal war sie auch über Nacht dort geblieben und hatte auf einer Matratze im Vorzimmer geschlafen. An den wenigen Abenden, an denen sie ohne die Freundin ausging, ließ sie sich jetzt von niemandem mehr berühren, schon gar nicht küssen.

6

Die Kleine sitzt in der Nacht auf der Straße und wartet darauf, dass es Mitternacht wird. Im Grunde genommen sitzt sie so schon seit Jahren, manchmal zusammen mit der Mutter, manchmal zusammen mit der Schwester, oft auch allein. Bald nach Kriegsbeginn hatte dieses Warten begonnen, zuerst beim Anstehen um Brot, Fleisch, Fett, später auch um Milch, Zucker, Erdäpfel, Eier und Kohle. Jetzt, nach Kriegsende, sitzt sie immer noch so, in diesem dunklen Leiberwald, der über fünf Jahre hinweg um sie gewachsen ist, der des Nachts seine Glieder immer weiter ausstreckte in Gassen und Straßen hinein, um Ecken, über Stiegen und Plätze der Wiener Stadt, während auch sie in ihm wuchs, ein Meter siebzig inzwischen, hungernd in die Höhe geschossen, seit Jahren Nacht für Nacht wartend inmitten Tausender anderer Menschen, die ums Überleben kämpften durch Warten: vor Markthallen, Ankerbrotfilialen, vor Fleischergeschäften und Mehlausgabestellen, vor den Verschleißstellen der Milchindustrie und auch vor Geschäften, in denen es Karbid gab oder Kerzen, Schuhe, Seife oder Kaffee; überall standen, lagen und saßen all diese über Stunden hinweg schweigend oder raunend da, Wiener Blut, bis das gegen Morgen in Wallung geriet, sich zu stoßen begann, zu treten und zu beschimpfen, vorzudrängeln, sich zu beschweren, zu

beharren, zu beißen oder zu kratzen, bis das hinfiel, strauchelte, beiseitegeschoben wurde und selber schob, kreischte, weinte, verhöhnte und in Verzweiflung geriet. Ein Meter und siebenzig Zentimeter, indes andere in diesen Nächten schwach oder alt geworden waren, manche auch wahnsinnig oder bewusstlos, einige waren während des Wartens sogar gestorben. Auf dem Klappstuhl sitzt sie, und freut sich darüber, dass das Straßenpflaster so uneben ist, dass sie mit dem Stuhl hin- und herschaukeln kann, sie sitzt in die Decke gewickelt und wartet darauf, dass es Mitternacht wird und die Mutter sie ablöst.

7

Wenn seine Frau sich so früh am Abend hinlegt, geht er, nachdem sie eingeschlafen ist, manchmal hinüber und schaut ihr beim Schlafen zu. *In drei Häusern blieben gewöhnliche Schweizeruhren, deren Pendel von Süd nach Nord schwingen, stehen.* Wenn sie schläft, schweigt sie. Ist schon recht, sagt sie zu ihm, wenn sie wach ist, ist schon recht, wenn er anmerkt, dass der Himmel zum Beispiel bedeckt, blau, wolkig oder ganz und gar klar sei. Ist schon recht, wenn er ankündigt, dass er von nun an früher nach Haus kommen wird, weil das Büro nach 14 Uhr nicht mehr geheizt wird. Wenn sie aber schläft, setzt er sich gern neben ihr Bett und unternimmt einen weiteren Versuch zu ergründen, was ihm seit einiger Zeit als das große Rätsel der Menschheitsgeschichte erscheint: wie nämlich Vorgänge, Zustände oder Ereignisse, die allgemeiner Natur sind – zum Beispiel ein Krieg, oder lang andauernder Hunger, oder auch ein Beamtengehalt, das nicht an die rasende Inflation angepasst wird – in ein beliebiges privates Gesicht hineinschlüpfen können. Hier machen sie ein paar Haare grau,

dort fressen sie ein paar liebliche Wangen auf, bis die Haut nur noch über kantige Kiefernknochen gespannt ist, die Abspaltung Ungarns führt vielleicht in dem Gesicht irgendeiner Frau, es kann auch seine eigene sein, zu zerbissenen Lippen. Von ganz weit außen nach ganz weit innen wird also fortwährend übersetzt, nur gibt es dabei für jeden einzelnen Menschen ein eigenes Vokabular, und deshalb hat wohl bisher niemand erkannt, dass es sich dabei überhaupt um eine Sprache handelt, und zwar um die einzige, die für die ganze Welt und alle Zeit Gültigkeit hat. Wenn einer nur ausreichend viele Gesichter studierte, könnte er sicher aus Falten, zuckenden Augenlidern oder glanzlos gewordenen Zähnen auf den Tod eines Kaisers Rückschlüsse ziehen, auf ungerechtfertigte Reparationszahlungen oder eine erstarkende Sozialdemokratie. Seine Frau fragt nicht danach, warum er sich die »Aufzeichnungen über Erdbeben in der Steiermark« mit nach Hause gebracht hat, warum er Abend für Abend darin liest und sich die wichtigsten Stellen abschreibt, dabei sind dort minutiös eben solche Vorgänge notiert, wie er sie nun mit ganz andern Augen zu sehen vermag: Wie nämlich ein und dieselbe Ursache tausenderlei verschiedene Wirkungen haben kann auf verschiedene Landstriche und Orte. Es ist ihm, als würde von allem, was er sieht und was ihm begegnet, auf einmal die Schicht abbröckeln, die ihn bisher am Verstehen gehindert hat, und er vermöchte nun endlich das, was darunter liegt, zu erkennen. *Gemüter hier Landschaft*, notiert er zwischen dem einen Zitat und dem andern. Welch ein glücklicher Umstand, dass diese Beobachtungen gerade ihm in die Hände gefallen sind, ihm, der sich vorgenommen hat, so lange seine Kraft noch hinreichen mag, diese Ursprache, wie er sie nennt, zu erforschen. *Menschen, die auf festem Boden standen, verspürten ein leichtes Vibrieren der Erde*. Nichts anderes hält ihn an diesem elenden Leben, in dem ein Beamter der

neunten Klasse zusehen muss, wie seine Familie verhungert.

8

So, jetzt noch Händewaschen, und fertig.

Hab ich noch Wasser?

Ja.

Gut.

Das Wasser, mit dem der Eimer bis zur Hälfte gefüllt ist, ist von einer dünnen Eisschicht überzogen.

So ein Schlamassel.

Egal.

Die alte Frau steckt die Hände durch die Eisschicht hindurch ins Wasser und wäscht sie.

Mei, ist das kalt.

Und weiter im Text.

Hut, Schal und Handschuh.

Ach, Stiefel.

Hätt ich doch beinahe auf meine Füß vergessen.

Und das bei dem Schnee.

Na, so ein Schlamassel.

Aber ich komm noch zurecht, ich komm noch zurecht.

Nur keine Eile.

Die Karte.

Hätt ich doch beinah auf die Karte vergessen.

30 Dekafleisch.

Na, wollen mal schauen.

Jeden Morgen geht sie auf den Markt und reiht sich an. Im zweiten Kriegsjahr, als sie in Wien noch neu, und Gemüse noch keine Mangelware war, hatte sie, so wie zu Hause, Karotten, Erdäpfel oder Kohl gern mit den Fingern befühlt.

Nehmen's Ihre Finger weg, hatten die Wiener sie angeschrien, manchmal ihr auch auf die Hand geschlagen, wie

einem ungezogenen Kind.

Man wird wohl ein bisschen schauen dürfen, bevor man kauft.

Schauen ja, aber nicht tatschen!

Später stieß man sie einfach beiseite, wenn sie, was für ihren Magen bestimmt sein sollte, anfassen wollte. *Feuer, Heuschrecken, Blutegel, Pest, Bären, Füchse, Schlangen, Wanzen und Läuse*. Aber machten die Leute sich überhaupt jemals Gedanken darüber, was das hieß, einfach so Dinge, die in der Welt wuchsen, sich einzuverleiben?

Egal. *Zol es brennen*.

Inzwischen haben die meisten Händler gegen diese Unsitte der Flüchtlinge aus Galizien Schilder ausgehängt: *Das Berühren der Ware mit den Fingern ist strengstens verboten*.

Ja, wenn da wenigstens eine Ware wäre.

Hätte sie damals in ihrem eigenen Geschäft der Kundschaft das Betasten der Ware verboten, hätte sie gleich zumachen können. Wenn sie daran denkt, was sie bei der Flucht zurücklassen musste, an die Säcke voll Mehl und Zucker, an die Eier, die Fässer mit Heringen und die vielen Äpfel, könnte sie weinen. Hier sind die Leute unverschämt, dabei bekommt man nicht einmal mehr das, was einem laut Karte zusteht. Wenn sie beim Anreihen keinen Erfolg hat, sammelt sie jetzt manchmal sogar ein paar Blätter Kohl, faulige Erdäpfel oder was sonst noch bei den Gemüsehändlern in den Schnee fällt, vom Boden auf und steckt es in ihre Tasche.

Das ist doch noch gut.

Was den Leuten einfällt.

Im Wegschmeißen sind sie groß, diese Gojim.

Ende Januar wird ihre Freundin plötzlich schwer krank. Sie liegt mit vierzig Grad Fieber im Bett und spricht von einer

Grube, die mit Menschenfleisch gefüllt ist, und von einem Kind, das am Rand steht und das Fleisch aufessen will. Der Verlobte der Freundin weiß nicht, was er tun soll, gemeinsam schleppen sie die Kranke die Treppen hinunter und bringen sie mit einem Taxi zu den Baracken, die das Allgemeine Krankenhaus schon im letzten Jahr für die Epidemiekranken im Innenhof aufgestellt hat. Am nächsten Tag dürfen sie die Freundin nicht sehen, am dritten Tag auch nicht, außerdem habe eine Lungenentzündung die Krankheit verschlimmert, am vierten erfahren sie, es stehe sehr schlecht um die Freundin, und am fünften teilt der Arzt ihnen mit, dass diese nun schließlich an der Spanischen Grippe verstorben sei, schon am Morgen, um 3 Uhr und 20 Minuten.

Wo kommt sie jetzt hin?, fragt der Verlobte.

Nachts gegen elf holt sie der Siebzig-Einunddreißig.

Wer?, fragt der Verlobte.

Sie waren wohl lange im Krieg, dass Sie das nicht wissen.

Ja, sagt der Verlobte.

Erklären Sie's ihm, sagt der Arzt zu ihr und geht.

Wir warten hier, sagt sie zu dem Verlobten.

Der Verlobte sagt: Worauf?

Auf den Siebzig-Einunddreißig.

Dann stehen sie bis in die Nacht hinein angelehnt an die Wand des Krankenhausbaus, über ihren Köpfen zwei unendliche Reihen von Fenstern, aber niemand blickt aus diesen Fenstern auf sie herunter, weil alle hinter den Fenstern schlafen oder krank auf den Tod sind, keiner von denen kann aufstehen und hinaussehen, tote Fenster in zwei sich verjüngenden Reihen, undurchschaut und verschlossen. Die Bogenlampen beleuchten die Straße nur bis abends um zehn, danach ist es vollkommen dunkel. Manchmal hockt sich auch einer von ihnen hin oder geht ein paar Schritte. Der Verlobte raucht, so lange, bis seine Manteltaschen leer sind. Als es zu schneien beginnt, stellen sie sich unter das Tor, das vor vier

Tagen ein Eingang war, und nun bald ein Ausgang sein wird. *Heilung und Trost den Kranken*, steht darüber auf einer Tafel. Kurz vor Mitternacht kommt dann wirklich der Straßenbahnwagen Numero 7031 mit den zwölf quer angeordneten Fächern für Tote, eine Sonderanfertigung des vergangenen Jahres, als die Pferdefuhrwerke mit dem städtischen Sterben nicht mehr Schritt halten konnten. Es ist ein stilles Einladen mehrerer Särge, in einem davon liegt still die gemeinsame Freundin, auf dem Trittbrett des Wagens steht niemand, um frische Luft zu schöpfen, und die Stirnwand ist dort, wo für Lebende Türen wären, von der Neuen Wiener Tramwaygesellschaft vernagelt. Die beiden Trauernden bleiben auf der Alserstraße zurück, der Abschied von der Freundin ist ein stilles, elektrisch betriebenes Wegfahren des Wagens Numero 7031, über dem Fahrer, der für die beiden Hinterbliebenen keinen Blick hat, weil er den Starthebel bedient und auf die Weichen achtet, steht auf einer beleuchteten Tafel das Ziel: Tor IV, Zentralfriedhof Wien.

10

Die Erschütterungen waren gleichartig, ohne Geräusch; sie bestanden in einem langsamen Schaukeln, dessen Richtung nach bewegten Bildern als Nord-Süd angegeben wird. An der Zimmerdecke sollen einzelne kleine Sprünge entstanden sein. Unter dem Fortschreiten des Lebens hat sich, was ihm an seiner Frau anfangs als kindlicher Eigensinn gefiel, inzwischen verfestigt und ist etwas anderes geworden. Die Verwandlung hat sich allmählich vollzogen, aber von wann an das, was er inzwischen vielleicht als Härte bezeichnen würde, überwog, könnte er jetzt, im Nachhinein, nicht mehr sagen.

Am Anfang ihrer Ehe hatte sie sich manchmal gewünscht,

dass er seine Mittagspause verlängerte, damit sie nach dem Essen noch einen Spaziergang machen könnten, pfeif doch einfach auf dein Büro, hatte sie gesagt und gepfiffen, oder dass er, wenn sie den »Faust« mit verteilten Rollen lasen, das Gretchen spielte, ihr zuliebe auch sollte er seine Gehuniform einmal zu Hause anziehen, wenn außer ihr und den Kindern niemand ihn sah, und so weiter. Ihre Wünsche waren zum Lachen gewesen, und sie hatten auch beide darüber gelacht, es war einfach gewesen, ihr einen Wunsch zu erfüllen, aber auch einfach, ihr Nein zu sagen und dennoch zu lachen.

Gemeinsam mit der Großmutter hatten sie dann beschlossen, dass er ein halbes Jahr nach der Hochzeit, für die er sich hatte konfessionslos erklären müssen, wieder in die katholische Kirche eintrat, so wie sie auch gemeinsam mit der Großmutter beschlossen, das Kind an seinem ersten Geburtstag taufen zu lassen. Dennoch war der erste Streit, an den er sich erinnern konnte, der Streit darüber gewesen, warum sie, die Mutter, ins Taufregister nicht eingeschrieben werden sollte, nicht einmal mit dem Zusatz: *Israelitisch*. Ohne sie würde das Kind ja überhaupt nicht mehr leben! Ihm sei schließlich nichts eingefallen, um das Kind zu retten. Dabei sei nur eine Handvoll Schnee nötig gewesen, nichts weiter!

Die Erwähnung der Handvoll Schnee hatte ihn beunruhigt.

Die Taufe ist doch nicht meine Idee, hatte er darauf gesagt, sondern die deiner Mutter!

Dann heirate doch meine Mutter!

Darauf hatte er nichts erwidert.

Geld gibt sie mir, Geld, diese Mutter.

Es könne, hatte er daraufhin gemeint, Schlimmeres geben, als eine Mutter, die ihrer Tochter Geld gibt.

Geld, hatte sie daraufhin noch einmal mit Verachtung gesagt, dann aber geschwiegen. Was die Mutter ihr aber statt des Geldes hätte geben sollen, hatte er nicht erfahren.

Über Jahre hinweg waren sie darauf angewiesen geblieben, von der Mutter Geld anzunehmen, nur um den Mietzins bezahlen zu können, auch, als das zweite Kind kam, hatten sie sich kein Dienstmädchen und keine Kinderfrau leisten können, und irgendwann nicht einmal mehr Billetts für die Gastspiele der Wandertheater.

Seine Frau hatte längst schon verstanden: Gerade sie konnte ihm keine Vorwürfe darüber machen, dass er nicht aufstieg. Sie hatte ihren Ärger verschlucken und in sich hineinfressen müssen, und war immer öfter übelgelaunt gewesen, ungeduldig mit den Mädchen und ihm.

Der Eindruck war, als fahre ein stark beladener Fuhrwagen rasch über die Häuser weg, dann erst merkte man eine wellenförmige Bewegung des Erdbodens. Auch im Hochgebirge bebte es. Das Vieh auf den Almen hörte auf zu weiden und blickte neugierig und unruhig in die Höhe. Die lustigen Kälber begannen zu springen.

Warum ließ er seinen Rock einfach liegen und hängte ihn nicht selbst auf den Bügel? Warum stritt die ältere Tochter mit der Kleinen, anstatt mit ihr zu spielen, warum machte die Kleine jedesmal ein solches Geschrei, wenn sie sich stieß, warum holte der Vater nicht, wenn er sah, dass es nottat, das Brennholz aus dem Keller, brachte die Uhr zur Reparatur, kümmerte sich um den verlorengegangenen Schlüssel? Wenn er schon am Sonntag mit den Mädchen zum Gottesdienst musste, warum kam er danach nicht pünktlich zum Essen, sondern bummelte noch mit den Töchtern?

Du vergisst, dass ich den ganzen Vormittag in der Küche stehe und koche!

Von einem angebrochenen Lampencylinder fiel ein Stück Glas herab, und ein mit dem Griffe auf einem Nagele aufgehängter Regenschirm fiel von demselben herunter. Von der Kirchendecke fiel Tünche.

Kurze Zeit hatte er sich der Hoffnung hingegeben, dass sie

alle durch den Umzug nach Wien auch in ein leichteres Leben umziehen würden, aber nach vier Jahren Krieg, einer Kapitulation und einem weiteren Vierteljahr Hunger, jetzt, da alle Vorräte, die an Holz, die an Lebensmitteln und die an Hoffnung, tatsächlich zur Neige gingen, da die Leere in allen Vorratskammern gleich groß war, und der Dreck schon von unten her durchschien, hatte seine Frau ihm hier in Wien endlich den letzten Vorwurf gemacht, nämlich den, sie zur Frau genommen zu haben, eine Judenhexe aus der Provinz, und nicht einmal eine mit Geld. Wahrscheinlich war es doch so, wie er früher nie hatte wahrhaben wollen: dass sie in ihre mosaische Herkunft eingesperrt war wie in einen Käfig und sich nun zwischen den Stäben wundlief.

11

Vielleicht war ihr Vater, als er die Familie verließ, gar nicht weiter gekommen als bis nach Wien. Vielleicht traf sie ihn hier einmal auf dem Markt, und er würde sagen: So sieht man sich wieder. Wenn sie als kleines Mädchen versucht hatte, sich vorzustellen, wo ihr Vater sein mochte, statt bei seiner Familie zu sein, hatte sie immer einen vor sich gesehen, der sich erhängt hat. Vater ist vielleicht in Amerika, hatte die Mutter gesagt. Oder in Frankreich. Sie hatte der Mutter zwar nicht geglaubt. Aber vielleicht war ihr Vater tatsächlich einfach in Wien. Manchmal vergisst sie, dass sie noch ein Säugling war, als er fortging. Selbst wenn er ihr plötzlich auf einer Straße entgegenkäme, könnte er sie gar nicht erkennen. Manchmal fragt sie sich, wie viele Menschen in so einer großen Stadt aneinander vorbeigehen und nicht ahnen, dass sie miteinander verwandt sind. Ihre Mutter trifft sie tatsächlich manchmal auf dem Markt, dann wechseln sie ein paar Worte.

Na, Mädels, wie geht's euch denn immer?

Gut.

Habt ihr genug zu essen?

Ja.

Seit die Mutter nach Wien gekommen ist, angeblich aus Angst vor dem Krieg, mag sie nichts andres mehr sagen. Irgendwann einmal sollte eine Tochter auf die Frage der Mutter, wie es ihr gehe, nichts weiter antworten können, als: gut.

Aus der Schweiz soll eine Hilfslieferung gekommen sein, 1500 Tonnen Mehl.

Noja, wollen mal schauen, wollen mal schauen.

Dein Vetter hilft dir mit Kohlen?

Wol wol.

Irgendwann einmal sollte eine Mutter auf die Frage der Tochter, wie es ihr gehe, nichts weiter antworten können, als: gut. Der Vetter war es, der die Alte bei seiner Flucht nach Wien mitgenommen hat, vor zwei Jahren haben er und seine Frau hier einen Laden für Pfeifen, Papier und Spielzeug eröffnet. Manchmal hilft die Alte bei ihnen aus und bekommt dafür einen Erdapfel, ein paar Innereien, ein kleines Stück Maisbrot.

Wie geht es den Mädchen?

Gut.

Als sie selbst noch ein Kind war und die Mutter vielleicht noch gebraucht hätte, ist die täglich mit dem Wagen zu den Bauern gefahren und hat sie bei den Großeltern gelassen. Ein Vater war ja nicht da. Sogar das Laufen hat die Großmutter ihr beigebracht, nicht etwa die Mutter, das hat die Großmutter ihr beim Abschied erzählt, als sie nach Wien ging. Zwischen unseren schiefen Wänden aus Lehm bist du die ersten Schritte gegangen, und nun reicht der Weg bis nach Wien, hatte die Großmutter gesagt. Kaum aber war die Großmutter tot, reiste die Mutter ihrer Tochter nach, angeblich aus Angst vor dem Krieg.

Also dann.

Ja.

Der Moment, in dem die Alte der Tochter hätte davon erzählen können, dass die Polen ihren Mann damals erschlugen, würde nun niemals mehr kommen.

Denkt man nicht, denkt man nicht.

Was denn?

Denkt man nicht, dass die Zeit so schnell vorbeigeht.

So.

Ihre Mutter hatte nie wirklich mit ihr darüber gesprochen, wo der Vater geblieben sein könnte. Vielleicht in Amerika, oder in Frankreich. Der Vater hatte sicher Gründe gehabt, seine Frau so früh zu verlassen.

Na dann.

Mach's gut, Mädels.

Der Goj ist in Ordnung, aber die Tochter hängt nun zwischen den Welten, hängt da und zappelt und kann nicht anders, als sich mit den Füßen von der eigenen Mutter abstoßen, von ihr, deren Züge im Alter so deutlich vom Geschlecht Davids zeugen, dass sie auf der Straße oft angepöbelt wird, bei der Essenausgabe in den Ausweisungen übergangen, und von den Nachbarn beschimpft.

Du auch.

Hätte die Mutter sie nicht mit einem Goj verheiratet, wäre sie jetzt nicht für ihr ganzes erwachsenes Leben der Fehler.

12

Das Berühren der Ware mit den Fingern ist strengstens verboten.

Die Zukunft geht nicht mit dem Preis herunter, schon gar nicht in diesen Zeiten, nur mit der Vergangenheit lässt sie sich kaufen. Lots Weib, das zu schwach war, die Heimat blicklos zu

verlassen, das sich umdrehte nach dem, was, wie es wohl wusste, dem Untergang geweiht war, verwandelte sich in eine Frau aus Salz. Die Tochter ist klüger. Als die Mutter im ersten Kriegsjahr als Flüchtling zu ihr nach Wien kam, hat sie sie nur wenige Tage bei sich beherbergt und ihr dann so schnell wie möglich eine Wohnung gesucht, die weit genug von der ihren entfernt lag. *Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.* Die christlich erzogenen Mädchen hat sie nicht ein einziges Mal auf Besuch zur Großmutter geschickt. Der Wald liefert selbst das Holz für die Axt, die ihn umhaut. Jeder verzehrt sich für die, die nach ihm kommen, darin besteht nun einmal das Wachsen. Die Alte selbst hat ihrer Tochter den Weg geschenkt, der diese von ihr weggeführt hat, der Weg richtet die Tochter, so wie es momentan aussieht, zugrunde, dafür aber werden die Enkelinnen das Ziel vielleicht erreichen. Manche sind zum Zurückbleiben bestimmt, manche zum Gehen, zum Ankommen die dritten.

So ist das Leben.

1500 Tonnen Mehl aus der Schweiz, hat sie gesagt.

Na, wollen mal schauen.

13

Zu Fuß sind sie aus der Alerstraße in die Wohnung zurückgegangen, jetzt warten sie, dass die Zeit, die auf einmal so langsam geworden ist, vergeht. Er sitzt neben ihr in der Küche, vornübergebeugt, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, schaut zu Boden und schweigt. Erst, als sie das regelmäßige Tropfen hört, blickt sie ihn an und sieht, dass die Tränen ihm über die Wangen bis zur Nasenspitze hin laufen, dort sammeln sie sich und tropfen von da auf die Dielen, ihm direkt vor die Füße. Und dann will sie nach Haus gehen. Und

dann sagt er, sie solle bleiben. Wie? Bei ihm, der jetzt allein ist, bleiben, über Nacht? Packt sie bei den Schultern und weint ihr in die Halsbeuge hinein, oder küsst er sie wirklich? Wie? Glück schneidet Scham, Scham wickelt Unglück, Unglück faltet das Glück auseinander. Die Hoffnung stößt die Trauer beiseite und erweist sich als um so viel stärker als jene, als so stark, dass es die Siebzehnjährige selbst wundert, mit solcher Heftigkeit schlagen sich die Frauen in den Schlangen vor den Ankerbrotfilialen um Brot, und die alten sind oft stärker als die jungen, obgleich um so viel näher am Sterben. Hellwach vor Hoffnung sagt sie: Ja, und folgt dem Mann, soll nicht wie sonst zum Übernachten ins Vorzimmer gehen, sondern legt sich, wie er es will, neben ihn, folgsam auf das Bett ihrer Freundin, zum ersten Mal neben den Mann, den sie liebt, seitdem er im Dezember wie einer, den sie nie kannte, aus dem Krieg heimgekehrt ist. Wie? Legt sich an den Platz ihrer besten Freundin, die erst seit dem Morgen um 3 Uhr und 20 Minuten tot ist. Am Abend eines Tages, an dem gestorben wurde, ist längst noch nicht aller Tage Abend. Untröstlich wird sie nun, wie?, ihre Freundin beerben, die gestern noch warm war, wird sich in die Freundin verwandeln und mit ihr Zwiesprache halten im Körper des Liebsten. Hat man je einen so weichen Mund bei einem Mann, der andere totschiessen musste, um nicht selbst erschlagen zu werden, schon einmal gesehen, dazu so blanke, feuchtglänzende Zähne und eine Nase, deren Nüstern sich in der Erregung weiten, hat man schon einmal so lange Wimpern Augen beschatten sehen, so schöne Schatten gesehen, unversengt heimgebracht aus all den Bränden? Sie weiß es, seit er plötzlich unverhofft in der Tür stand: dass dieser der Mann ist, der ihr von jeher bestimmt war, jetzt endlich weiß er es auch, jetzt endlich liegt er, wie sie es sich unzählige Male vorgestellt hat, an ihrer Seite, atmet so nah, dass sie seinen Atem einatmen kann, und wäre es nicht so dunkel, könnte sie sicher sehen, wie er

sie jetzt, durch die Nacht hindurch, durch und durch ansieht.
Wie?

14

Im hiesigen Sensenwerke, nicht auf der Terrasse, sondern unmittelbar am linken Murofer gelegen, wurden aufgeschichtete, 15 cm lange Stahlstücke in der Richtung nach Nordost geworfen. In einer Schmiedewerkstätte im Purbachgraben, etwa 100 m vom rechten Murofer, wo sich das Kalkmassiv des Liechtensteinberges gegen die Judenburgerterrasse senkt, wurden Werkzeuge von der Westwand gegen Osten geschleudert. Zu Aichdorf schlug eine kleine Glocke (Schwingungsebene Ost-West) an. Zu Fohnsdorf wurde ein Mann in der Richtung gegen Ost aus dem Bette geworfen. Mehrere Personen taumelten oder fielen in der Richtung nach Ost, z. B. ein Schüler auf der Straße zwischen Rikersdorf und Allerheiligen, der zugleich das Sausen und den donnerartigen Schlag hörte, ein hiesiger Handelsgehilfe auf einer Leiter, nebenan ein Schüler beim Gang über die Stiege. In Berücksichtigung der Trägheit der Gegenstände stimmt dies gut mit der directen Wahrnehmung einiger in voller Ruhe sitzender Beobachter überein, die den Eindruck hatten, dass der Hauptstoß aus östlicher Richtung gekommen sei.

15

Als die Mutter sie um Mitternacht ablöst, sagt die Kleine ihr nicht, dass sie die große Schwester eben mit einem Mann gesehen hat. Ganz dicht sind die beiden an ihr, die in der Menschenansammlung verborgen geblieben ist,

vorübergegangen. Und sie, die Kleine, hat nicht gewagt, nach der Schwester zu rufen, diese ist ganz schweigsam gewesen, hat zu Boden geblickt und mit dem Mann, der an ihrer Seite ging, kein Wort geredet. So also verbringt die Schwester die Nächte, in denen sie ausbleibt. Vor Jahren, als die Kleine das Tagebuch der Schwester einmal zufällig gefunden und begonnen hatte, darin zu lesen, war die Große plötzlich ins Zimmer gekommen, hatte jedoch nicht geschrien oder die Schwester geschlagen, als sie sah, was diese gerade tat, sondern ihr nur in aller Ruhe das Buch aus den Händen genommen und zu ihr gesagt:

Glaubst du, dass ich froh war, als du auf die Welt kamst?

Vielleicht.

Erinnerst du dich noch an die Glasmurmeln, mit denen du immer gespielt hast?

Ja.

Erinnerst du dich noch daran, wie ich gesagt habe, du solltest einmal versuchen, sie zu schlucken?

Vielleicht.

Was glaubst du, warum ich das wollte?

Weiß nicht.

Erinnerst du dich an die Mauer hinter dem Haus von Simon, dem Kutscher?

Ja.

Erinnerst du dich noch daran, wie ich gesagt habe, du solltest einmal versuchen zu springen?

Vielleicht.

Was glaubst du, wollte ich damals?

Weiß nicht.

Wenn du noch einmal dieses Buch anrührst, bist du nicht mehr meine Schwester. Verstehst du, was ich meine?

Ja.

Und jetzt war die schweigsame Schwester also an der Seite eines schweigsamen Mannes eine Straße entlang gegangen,

ohne sich dessen bewusst zu sein, dass die Kleine sie sah. Auch so ein öffentlicher Platz konnte, sogar mitten in der Nacht, preisgeben, was niemanden sonst etwas anging, genau wie ein aufgeschlagenes Buch, und in so einer großen Stadt wie Wien war nicht zu verhindern, dass jemand darin las. Sie stand gerade seit fünf Stunden an, damit die Schwester morgen Kuheuter essen konnte, um zu überleben, und auch, damit sie selbst Kuheuter essen konnte, um zu überleben, und ebenso Mutter und Vater. Die Schwester wiederum würde morgen, während sie, die Kleine, in der Schule war, mit der Mutter in den Wienerwald fahren, um Holz zu holen, stundenlang würde sie mit der Mutter durch den kalten Wald marschieren und sich abschleppen mit dem dreckigen, mit Wasser vollgesogenen Holz, nur damit ihre jüngere Schwester, und natürlich auch sie selbst, und Mutter und Vater zu Hause nicht erfroren. Und dennoch konnte es sein, dass dieselbe Schwester, wüsste sie, dass die Kleine sie beobachtet hat, wie sie an der Seite eines Mannes durch die nächtliche Wienerstadt ging, ihr den Tod wünschen würde, und diesmal vielleicht mit Erfolg. Wie viele solcher Fronten gab es in einem Leben, die einen das Leben kosten konnten? Es war so mühsam, all die Schlachten, in denen man nicht fallen würde, zu bestehen.

16

Dann aber schläft der Mann, kaum dass er neben ihr liegt, ein, die Wärme seines Körpers liegt neben der Wärme ihres Körpers, aber der Mann rührt sie die ganze Nacht über nicht an, nicht einmal im Traum. Die ganze Nacht hört sie ihn neben sich atmen, weiß aber von Atemzug zu Atemzug sicherer, dass es keinen Sinn hat, die Hand nach ihm auszustrecken. Das Weinen, das ihr seit der Abfahrt des

Siebzig-Einunddreißig in der Kehle gesteckt hat, kommt nun endlich hervor, aber als ein anderes Weinen: Aus einem Weinen um die gestorbene Freundin verkehrt es sich, noch in ihrer Kehle, in ein Weinen aus Eifersucht auf die Tote, aus einem Weinen aus Trauer in eines aus Wut über den geliebten Mann, der sie zwar eingeladen hat, das Bett mit ihm zu teilen, sich aber nun weigert, sie zu trösten für den Verlust, den er gerade erleidet. Irgendwann, am Ende der Nacht, weint sie nur noch aus Scham. Auf eine Frage, die sie, wenn es nach ihr gegangen wäre, noch lange nicht, und vielleicht nie gestellt hätte, hat sie nun, ein für allemal, Antwort. Antwort, die sie niemals hätte erfragen wollen, nämlich die, dass der Mann freundlich ist, sie jedoch nicht liebt, dass seine Trauer um die Verstorbene tief und wahrhaftig ist, während ihrem eigenen doppelbdigen Wesen nichts in der Welt entspricht. Wie gleichgültig wäre ihr, hätte nur er allein so gedacht wie sie, das Urteil von Vater, Mutter und Freunden gewesen, durch die Niederlage jedoch ist sie nun unwiderruflich verurteilt. Schlafend hat er sie in die Hoffnung geschickt, und schlafend auch sie vernichtend geschlagen. Einsamer als je steht sie im Morgengrauen von der Seite des Schlafenden auf, niemand, der wüsste, was sie gehofft hat, wünschte sich mehr mit ihr Umgang, nur sie selbst muss ihren Leib, der sie so in die Irre geführt hat, weiter ertragen. Wäre sie noch in der Nacht nach Hause gegangen, wie sie ursprünglich wollte, wäre der Weg nichts weiter gewesen als Schritte, als ein Fu vor den andern. Jetzt aber wei sie, was es bedeutet, wenn die Möglichkeit, den Rückweg anzutreten, nicht mehr besteht. Sie sucht ihre Sachen zusammen und verlässt, ohne den Mann zu wecken, die Wohnung.

Irgendwann gegen Morgen ist sie doch, aber wann denn, ich weiß nicht, um sechs, oder um sieben? Ich weiß nicht. Hat sie geweint? Ich glaube nicht. Nur gewundert, dass sie nicht aufstehen wollte, auch um 9 Uhr hat sie noch immer, den ganzen Montag nicht aus dem Bett, die Augen geschlossen, aber trotzdem nicht geschlafen. Und nichts gegessen. Und nicht einmal Kaffee. Den ganzen Tag nur gelegen. Liegen und nie mehr aufstehen, hat sie zu mir gesagt. Ach wirklich. Auch am Dienstag nicht in den Wald. Kein Mensch auf der Welt. Am Mittwoch habe ich von der Mizzi die Eier, aber sie wollte ihres nicht haben. Und dann, in der Nacht drauf, das Haar ab. Genau. Bin nicht einmal mehr Schachspielen, ich hab wirklich gedacht, nach Steinhof. Ich auch. Das schöne Haar. Aber am Freitag schien es ihr wieder besser. Ja, so kam es mir. Ganz ruhig. Am Samstag Neuschnee, zum ersten Mal wieder hinunter. Noch meinen Mantel übergehängt, unten gesagt, dass ihr schwindlig wird, wenn sie in den fallenden Schnee schaut. Und ich hab gesagt, dann schau nicht. Und ich hab gesagt, iss was Gescheits, dann stehst du auch wieder fest da. Und da hat sie den Mund aufgemacht und die Flocken hineinschneien lassen. Das stimmt. Ich hab noch gelacht. Ich auch.

Und dann kam der Sonntag.

18

Am Sonntag will die Große, gottseidank, endlich einmal wieder ein wenig spazieren. Gehst du zu deiner Freundin?, wird sie von der Mutter gefragt. Ja, sagt sie. Während die Mutter die Tür hinter ihr zumacht, hört sie noch, wie diese dem Vater zuruft: Aber ein bisschen merkwürdig ist das schon, dass ihre Freundin sie nicht e i n Mal besucht hat, findest du nicht? Ja, wie denn, vielleicht mit dem Siebzig-

Einunddreißig? Die Eltern sind selbst schuld daran, dass sie so wenig über die eigene Tochter wissen. Hat etwa jemand sie danach gefragt, ob sie sich überhaupt eine Schwester wünschte, oder ob Wien ihr bei dem einen Besuch wirklich so gut gefiel, dass sie gleich dorthin umziehen wollte? Als eine Handarbeitslehrerin im Lyzeum das von ihr mit viel Mühe genähte Puppenkleid als *schlunzig* und *schleißig* bezeichnete, hatte sie gewusst, dass sie in Wien auch nach Jahren noch immer fremd war und auch für immer fremd bleiben würde. Sie erinnert sich noch daran, wie die Großmutter unmittelbar nach ihrer Flucht aus Galizien bei ihnen gewohnt hat, für ein paar Tage hatte es da in der Küche wieder gerochen wie früher, nach Birnenkompott und Barches, aber als die Vorräte, die die Großmutter mitgebracht hatte, aufgegessen waren, hatte die Mutter sofort eine andere Wohnung für die alte Frau gesucht und den Töchtern verboten, diese dort zu besuchen. *Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.* Erst damals war ihr klargeworden, dass auch sie selbst eigentlich jüdischer Herkunft war, der Vater aber ging Sonntag für Sonntag mit ihr und der Schwester zum christlichen Gottesdienst, um mit den anderen Beamten und deren Familien in der Beamtenbank zu sitzen. Seine Gattin sei nicht gut zu Fuß und besuche daher eine mehr in der Nähe der Wohnung gelegene Kirche, sagt der Vater seit über zehn Jahren zu seinen Kollegen, und ist so immerhin bis in die neunte Gehaltsklasse aufgestiegen, aber auch für einen Beamten der neunten Gehaltsklasse war es heutzutage kein Kunststück, ebenso elend zu verrecken wie die Affen, Kamele und Esel der Schönbrunner Menagerie. War sie selbst im Verschweigen ihrer irregelaufenen Liebe der Freundin gegenüber jetzt schon genauso halbherzig und verlogen gewesen wie ihre Eltern? Und auch ihr hatte es nichts genützt, die Wahrheit für sich zu behalten, ausgesprochen wie unausgesprochen war eine Wahrheit ja dennoch da und

verrichtete täglich das, was ihr Werk war. Landstraßer Hauptstraße, Arenbergpark, Neulinggasse, die gegen Margareten hin irgendwann Gusshausstraße und noch später Schleifmühlgasse heißt, schließlich die Margaretenstraße – der Zettel, auf dem die Mutter die Adresse der Großmutter notiert hat, lag in der Küchenschublade.

19

Na, dann wollen wir mal.

Dann wollen wir mal.

Jeden Sonntag fuhr sie in den Wienerwald, um Holz zu holen. Fuhr zur Endhaltestelle der Trambahn in Rodaun oder Hacking, zusammen mit vielen andern, die, so wie sie, Körbe trugen und Rucksäcke und Kraxen auf den Rücken geschnallt hatten, und ging von dort aus in den Wald, um Reisig aufzusammeln, vielleicht auch hier und da einen Ast abzubrechen, der nicht zu schwer war.

Der Vetter hilft dir mit Kohlen, schön wär's.

Hut, Mantel und Handschuh.

Gut.

Für den Rückweg am Abend musste sie manchmal ein oder zwei Bahnen fortfahren lassen, bevor es ihr gelang, sich in einen der überfüllten Wagen zu drängen, im Dunkeln blieb sie deshalb oft über eine Stunde lang an der Haltestelle stehen und fro, während in der erleuchteten Trambahn die Menschen saßen oder standen, und das Holz, das sie gesammelt hatten, aus den Rucksäcken und Kiepen hinaus ihnen über die Köpfe wuchs.

Den Korb noch.

Und den Rucksack.

So ein Trambahnwagen sah von draußen aus wie ein Aquarium, hinter den beschlagenen Scheiben wogten, wenn

der Wagen anfuhr oder bremste, all die Menschen mitsamt ihrem Gewirr aus Zweigen wie ein einziger großer Organismus vor und zurück.

Ach, verheddert sich das.

So ein Schlamassel.

Die Stiefel.

Jetzt fliegt das oben wieder raus.

Ach, diese Shvachkeit.

So.

Schon manchmal hatte sie gedacht, dass die Not die Menschen einander immer ähnlicher machte, die Bewegungen aller, bis in die Hände und Finger hinein, immer berechenbarer. Wenn sie im Wald anderen Leuten begegnete, die auf der Suche nach Holz waren, sah sie deren Bücken, Zerkleinern der Zweige, das Abstreifen der trockenen Blätter, und all das war genauso wie ihr eigenes Bücken, Zerkleinern und Abstreifen. Wenn es um nichts anderes mehr ging, als darum, das Hungern und das Frieren zu überleben, schlüpfen alle Menschen in die gleiche Sparsamkeit der Bewegungen und Tätigkeiten hinein, die ihnen vielleicht noch von der Zeit her, als sie Tiere waren, gemein war, während alles, was sie voneinander unterschied, plötzlich klar erkennbar wurde als Luxus.

Jetzt ist es gut.

Ach, hätt ich doch beinahe auf den Schlüssel vergessen.

Das wär was gewesen.

20

Man muss nur gehen, dann verwandelt sich so ein hingekritzelter Straßename mit Haus- und Wohnungsnummer in einen Weg, mit Häusern zur Rechten und Linken, mit Wetter, kaltem und feuchtem, mit dem

Geräusch von Schritten durch Schnee und Schneematsch, mit anderen Menschen, die dies oder das wollen oder zu tun haben, führt einen vorüber an Gasthäusern, die spärlich erhellt sind, an Geschäften, deren Schaufenster beinahe leer sind oder durch Rollläden ganz verschlossen. Es ist ein niedriges Haus, in dem die alte Frau wohnt, ein steinerner Engel wacht über den Eingang. *Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.* Als die Alte nach ihrer Flucht in Wien angekommen und die ersten Tage bei der Tochter einquartiert war, hatte sie ihrer großen Enkelin von den zwei Engeln erzählt, die Lot den Untergang Sodoms verhießen und ihn in Sicherheit brachten. So schön seien diese Engel gewesen, dass die Bürger von Sodom sie am liebsten zerfleischt und sich einverleibt hätten, hatte die Großmutter gesagt. *Shain vi die zibben velten.* Schön wie die sieben Welten. Jetzt, als die Große die Klinke niederdrückt und versucht, sich daran zu erinnern, wie die Großmutter diesen Satz zu ihr gesagt hat, kommt er ihr fremdartig vor, und sie weiß nicht, ob sie ihn vielleicht nur geträumt hat. So schön. Das Torhaus stinkt und ist dunkel, über einer Tür im Parterre ist das Blechschild mit der Wohnungsnummer befestigt. Von den Fenstern, die vom Stiegenhaus auf den Hof gehen, sind offenbar etliche schon zersprungen und durch Holztafeln ersetzt. Der schöne Mann, ach, seine Lippen, die Nasenflügel, die Wimpern. Hat denn die Schönheit nie einen anderen Sinn gehabt, als alle, die sich ihrer bemächtigen wollen, gegeneinander aufzuhetzen und schließlich dazu zu bringen, das Schöne zwischen sich oder, wenn das nicht gelänge, stattdessen sich selbst zu zerreißen? Sie läutet, und klopft auch an die Tür, aber es macht ihr niemand auf. Als Mädchen war sie noch vor das Rathaus gezogen und hatte gefordert, den Krieg zu beenden. Nun war sie mitten in ihrem eigenen Krieg, in dem kam es ihr, fern von Bomben, Granaten und Giftgas, dennoch unendlich schwer vor, einen Tag von

morgens bis abends und durch die Nacht hindurch zu überleben.

21

Was haben wir denn in Himmels Herrgotts willen am Sonntagabend gemacht?

Von den 14 Personen, die 1898 dem Blitze zum Opfer gefallen sind, waren 2 innerhalb von Gebäuden, 2 unter Bäumen, 1 unter einem Wegkreuze, unter dem sie Schutz gesucht hatte, und 7 auf freiem Felde (darunter 2 Schnitter während der Arbeit) vom Blitzstrahl getödtet worden. In 2 Fällen konnte ich die näheren Umstände nicht in Erfahrung bringen. Bei Laufen an der Sann traf der Blitz ein Weib, das eine Haue am Rücken trug. Das Weib wurde gelähmt und es blieb ihm am Rücken ein Mal zurück, das die Form der Haue hatte.

Die Mutter hat am Sonntagabend, nachdem die Große gegangen ist, neue Schnürsenkel in die Schuhe der jüngeren Tochter gefädelt. Der Vater hat am Sonntagabend, nachdem die Große gegangen ist, seine Akten auf dem Küchentisch ausgebreitet und darin gelesen. Die Kleine hat am Sonntagabend, nachdem die große Schwester gegangen ist, ihre Mathematikhausarbeit für die Schule gemacht. Die Mutter hat dann das Nähzeug aus dem kalten Salon geholt und begonnen, Strümpfe zu stopfen. Der Vater hat dann probiert, ob er mit Brille besser lesen kann als ohne, hat die Brille heruntergezogen und darüber hinweggeschaut, und sie dann wieder hinaufgeschoben, und schließlich gesagt: Diese Schrift ist gar nicht so leicht zu lesen. Die Kleine hat dann Holz nachgelegt. Das Holz hat gezischt, weil es so feucht war. Die Mutter hat gesagt: Geh, wasch dir die Hände, sonst patzt du dein Heft an. Die Kleine hat sich im Eimer die Hände

gewaschen. Die Mutter hat den Faden abgebissen. Der Vater hat die Seite der Akte umgeschlagen. Die Kleine hat die Hände am Kleid abgewischt und sich wieder zurück an den Tisch gesetzt. Die Mutter hat im Nähkasten einen andersfärbigen Faden gesucht. Der Vater hat seine Brille beiseite gelegt und weiter gelesen. Die Kleine hat ihre Feder ins Tintenfass eingetaucht und ihre Rechenaufgabe gelöst. Die Mutter hat gehustet. Der Vater hat wieder eine Seite der Akte umgeblättert.

22

Margaretenstraße, Heumühlgasse, halt irgendwo entlang, Rechte Wienzeile, quer über den Naschmarkt, Linke Wienzeile, irgendwo, Girardigasse, Gumpendorfer Straße, Stiegengasse, Windmühlgasse, überall liegt der Schnee schulterhoch zu beiden Seiten der Straße, Theobaldgasse, Rahlgasse, rechts so gut wie links, Mariahilfer Straße, Babenberger Straße, Opernring, und glatt ist es, spiegelglatt. Will sie wirklich in den Opernring einbiegen? Oder lieber nach links in den Burgring? Heute ist es eine Woche her, dass sie mit dem Mann, den sie liebt, in der Alserstraße auf den Siebzig-Einunddreißig gewartet hat. Wie lang dauert eine Woche? Weil beim Straßenübergang nach links, zum Kunsthistorischen Museum hin, zwei riesige Schneehaufen sind, und dazwischen eine glattgefrorene Pfütze, biegt sie rechts ein. Drüben im Opernhaus, auf der anderen Seite der Straße, sind die Musik und das Musikhören zusammengesperrt. Und wozu geht sie draußen herum? Damit ihr Hören und Sehen vergeht? Um sich zu ergehen? Um zu zergehen? 2 Pfund Butter, flüstert ihr jemand in den kalten Rücken hinein. Wieviel? Sie geht. 2 Pfund Butter und 50 Deka Kalbfleisch. Unter der breiten Krempe ihres Hutes hindurch schlüpft das,

was der Mann ihr zuflüstert, von hinten an ihr Ohr. 2 Pfund Butter, 50 Dekka Kalbfleisch, 10 Kerzen. Obgleich die ganze Welt hier draußen doch offen ist, und sie geglaubt hat, dass das Hören dadurch vergeht, hört sie, was der Mann ihr im Tausch für sie selbst offeriert. Will sie? Oder will sie lieber nach Haus gehen, wo das stattfindet, was ihr Leben heißt: Der Vater liest in seinen Akten, die kleine Schwester macht ihre Hausarbeit, die Mutter nennt sie, die große Tochter, eine Hure. Wie lang ist es her, dass die Eltern gemeinsam aus waren? »Salome« wird heute gegeben. Weiß sie, was dagegen spricht? Oder weiß sie es eigentlich nicht? Als sie sich umdreht, sieht sie einen jungen Mann, nur wenig älter vielleicht als sie selbst, er trägt keinen Hut, und deshalb sieht sie mitten im Winter sein dünnes Haar, mit Mitte zwanzig wird er vielleicht schon eine Glatze haben, denkt sie, und wundert sich darüber, dass ihm Schweißperlen auf der Stirn stehen, jetzt, mitten im Winter.

2 Pfund Butter, wiederholt er jetzt, indem er sie ansieht, 50 Dekka Kalbfleisch, 10 Kerzen.

Sagt ihr ins Angesicht ihren eigenen Preis.

Und warum nicht 12 Kerzen, sagt sie, und fängt an zu lachen.

Die Zeiten, in denen es selbstverständlich war, dass der frischgefallene Schnee von den Straßen der Wiener Innenstadt mit Karren immer sofort zur Donau geschafft und in die vom Eis freigeschlagene Fahrrinne hineingekippt wurde, sind schon lange vorbei. Die nun durch den Krieg fehlen, sind die frischgefallenen Männer. Jetzt wird der Schnee von ein paar Kriegsinvaliden, von Frauen und Kindern allenfalls beiseitegeschoben und aufgehäuft, die Haufen beginnen an wärmeren Tagen zu schmelzen, zerfließen rings um sich selbst und frieren dann ausgerechnet dort, wo der Weg frei bleiben sollte, über Nacht wieder fest. Die Eisdecke, die die Wiener

Gehsteige deshalb gerade an vielbegangenen Stellen bedeckt, ist im Laufe des Winters schon so hart und dick geworden, dass niemand mehr auch nur versucht, sie zu zerstoßen. Diejenigen Fußgeher, die von der Babenberger Straße hinüber wollen zum Kunsthistorischen Museum oder den Burgring auf der linken Seite stadtauswärts entlanggehen, müssen gut achtgeben, dass sie nicht stürzen. Der Kapitän Eduard Gabler zum Beispiel erlitt gestern im Freudenauer Winterhafen durch einen Sturz einen mehrfachen Bruch des Unterarms, der Private Franz Adler brach sich auf der Marxergasse ebenfalls den Unterarm, der Fabrikant Moritz Gerthofer erlitt in der Nobilegasse einen offenen Bruch des rechten Unterschenkels, und die Pflegerin Frieda Bertin erlitt in der Mariahilferstraße, also gar nicht weit von hier, durch Sturz eine schwere Quetschung der linken Hüfte. Das Eis zwischen den beiden Haufen zur rechten und linken des Übergangs über die Babenberger Straße Richtung Kunsthistorisches Museum, also stadtauswärts, ist aufgrund des dortigen Publikumsverkehrs schon längst wieder blank, obgleich gestern zunächst frischer Schnee darauf gefallen war und es zugedeckt hatte. Aufgrund der unzähligen Schuhe jedoch und auch einiger bloßer Füße, die seither auf diese Stelle getreten sind, hat sich der Schnee bereits im Laufe des Vormittags mit dem Eis wieder unauflöslich verbunden und ist selbst Eis geworden. Dieses Eis sieht, obgleich sich dort naturgemäß kein tiefes Wasser unter der Oberfläche verbirgt, schwarz aus und hat etwa die Form des afrikanischen Kontinents in verkleinertem Maßstab. Die Schneiderin Cilli Bujanow glitt gegen 14.30 Uhr auf diesem Eis beinahe aus, wurde jedoch von Herrn Oberrechnungsrat Alfred Kern, der zufällig hinter ihr ging, abgestützt und so vor dem Stürzen bewahrt. Das siebenjährige Mädchen Leopoldine Thaler übte im Vorübergehen auf der Pfütze das Schlittern, der elfjährige Schüler David Robitschek versuchte durch Springen, das Eis zu

zersplittern, was ihm jedoch nicht gelang, ein herrenloser Hund unbekannter Provenienz verursachte durch Pinkeln an den rechten Schneehaufen das Schmelzen eines Teilstücks des Eises, etwa in der Höhe des ehemaligen Deutsch-Ostafrika, sowie dessen Gelbfärbung bis ungefähr hin zum Niger. Gegen 18 Uhr ist auch diese Stelle bereits wieder gefroren, allerdings bleibt das Eis dort leicht aufgeworfen und rauh. Die junge Dame, die gegen 18 Uhr zunächst in Erwägung zieht, die Babenberger Straße genau hier zu überqueren und nach links hinüber zum Kunsthistorischen Museum zu gehen, müsste jedoch, bevor sie die Rettung versprechende, rauhere Gegend oberhalb des Äquators erreicht, die dem Schuh Halt bieten würde, ihren Tritt aufspiegelblanke Südafrika setzen, davor schreckt sie im letzten Moment zurück, und wendet die Schritte nach rechts, gen Opernring.

Sie sind wohl gar keine, fragt der Blasse, da hat sie schon längst wieder aufgehört mit dem Lachen, sie sagt: Nein. Sie wundert sich, dass der junge Mann so schwitzt, obgleich er seinen Mantel nicht einmal zugeknöpft hat. Dabei wäre sie gern billig, nur um nicht mit aller Zeit der Welt für immer allein zu sein. Wievielen Menschen auf der Welt kann eigentlich alle Zeit der Welt auf einmal gehören? Will sie? Aber sie geht mit ihm auf ein Achtel. Das ist. Sie wisse gar nicht, wie dankbar. Im Café greift er nach ihren Händen und hält sie an sein Gesicht, wischt sich mit ihren Händen die Tränen aus dem Gesicht und den Rotz von der Nase, sie entschuldige ihn vielleicht, er sei noch nie bei so einer, aber vorhin wollte er, sie verstehe vielleicht, seine Verlobte sei nämlich nicht mehr, sie habe, und habe ihn abserviert, obgleich schon zwei Jahre, eine Verlobung sei doch, oder gelte das –

Wie lang dauert eigentlich so ein Leben?

Siebzig oder achtzig Jahre?

Dabei weiß sie doch jetzt schon mehr, als sie aushält.

– sehen würde die schon, wenn er, genauso treiben wie die, am liebsten mit jeder, eigentlich aber gehöre sie umbracht.

Ach, denkt die junge Frau, deren Hände schon ganz nassgeweint sind. Kennt dieser Mensch sie etwa? Weiß er, was sie gewünscht hat? Weiß er, wie sehr das Leben sie anstrengt, das von innen für sie schon immer so ausgesehen hat wie eine Kugel, deren Wände ganz glatt und ganz schwarz sind, und man läuft immer und läuft, und dabei gibt es nicht einmal eine kleine schäbige Tür, um hinauszugelangen?

Erschossen hätte er sie, wenn sie nur aus ihrem Haus herausgekommen wäre, sagt er. Aber sie habe schon gewusst, zu was er jetzt, also sei sie oben geblieben, und was solle er nun machen, er habe nicht damit, er sei doch, er habe sie immer, und sei doch nie.

Erschossen, fragt sie, ja wie denn?

Hier drin, sagt er, und fährt mit der Hand in seinen rechten Mantelsack hinein, ist die Mauser von meinem Vater.

Jetzt versteht sie auf einmal, warum sie mit diesem Mann hier sitzt, auf dessen Gesicht das, was, genau wie bei ihr, Liebeskummer genannt wird, so jämmerlich aussieht. Jetzt gibt es im Innern der Kugel, die für sie bisher immer unendlich war, plötzlich diese kleine schäbige Tür. Wissen Sie, sagt sie und entzieht dem Schluchzenden ihre Hände, es ist im Grunde genommen ganz leicht, Ihre Verlobte für ihr ganzes Leben zu kränken. So?, sagt er, und schaut wieder auf, indessen trocknet sie unter dem Tisch die Hände am Rock ab.

Die Mutter sagt: Ich geh jetzt zu Bett, sie räumt das Nähzeug zurück in den Kasten und bringt den Kasten hinaus in den kalten Salon. Der Vater ruft: Ich komm auch. Die Schwester liegt schon seit einer halben Stunde im Bett, ist aber trotz der

Dunkelheit noch immer wach. Der Vater nimmt die Karbidlampe am Henkel.

Meinen Sie?, sagt er.

Aber ja.

Und wenn es schiefgeht?

In der Alserstraße wird man, wenn es schiefgeht, schon helfen.

Heilung und Trost den Kranken.

Und wenn es grad geht, denkt sie, fahren wir von dort aus im stillsten Wagen der Neuen Tramwaygesellschaft gleich weiter.

Jetzt ruf ich sie an und sag's ihr.

Aber nur einen Satz.

Nur einen Satz.

Er zahlt, sie sagt dem Kellner Aufwiederschauen, so leicht also geht man aus einer Welt in die andre. Die Telefonzelle ist genau gegenüber, als der Mann durch sein Körpergewicht den Fußboden schwer macht, geht das Licht an, eine Seele, denkt sie, würde also im Dunkeln telefonieren. Nur einen Satz. Sie wartet draußen im Schnee, sieht den Liebeskranken im Hellen reden, er spricht, er lauscht in den Hörer hinein, antwortet wieder, lauscht, widerspricht. Sie muss ihn aus dieser Zelle herausziehen, sonst rutscht er womöglich zurück auf die andere Seite, von seinem warmen Atem sind schon die Scheiben beschlagen, da macht sie die Tür auf.

Im Hörer ruft gerade eine weibliche Stimme: Sprechen Sie doch in Himmels Herrgotts Namen morgen mit meiner Tochter!

Morgen wird es zu spät sein!

Aber wenn ich Ihnen doch sage, dass sie nicht da ist!

Richten Sie ihr bitte aus, dass ich sie bis in den Tod – Sie haben doch das ganze Leben noch vor sich!

Da schweigt er. Und sagt nichts. Sein dünnes Haar, mit

Mitte zwanzig hätte er vielleicht schon eine Glatze. Da nimmt sie ihm in aller Ruhe den Hörer aus der Hand und spricht an seiner Stelle hinein:

Verstehen Sie nicht: Er muss sterben.

Wir müssen uns um 5 Uhr anreihen gehen. Du musst den Männern nicht immer so ins Gesicht schauen. Ich muss die ganze Arbeit allein machen. Die Großmutter muss selber sehen, wie sie zurechtkommt.

Und er?

Er muss nun einmal sterben, und sie muss auf seinem Schlitten mitfahren, ab in die Hölle.

Das eine sagt sie, das andre denkt sie nur, und dann hängt sie auf.

Die Mutter hört, wie der Vater die Küchentür schließt, damit die Wärme des Herdes sich dort bis zum Morgen hält, dann geht er ins Stiegenhaus, die Toilette ist eine halbe Treppe tiefer. Nachspülen mit dem Wasser aus der Bassena. Die Mutter dreht sich auf die andere Seite. Kaum ist die Große wieder gesund, weiß man schon wieder nicht, wo die sich rumtreibt. Aufgeopfert hat sie sich für diese Tochter, die damals als Säugling beinahe gestorben wäre, und das ist jetzt der Dank.

Die Kleine mag es nicht, wenn das Bett der Schwester über Nacht leerbleibt. Nur ein Gutes hätte es, wenn die Schwester ganz ausziehen würde, wie sie es schon manchmal im Streit der Mutter angedroht hat: Dann würde sie, die jüngere Schwester, nicht länger die Kleine genannt werden. Der Lehrer hat am Freitag gesagt, Österreich habe jetzt nur noch ein Zehntel seiner ursprünglichen Größe. Sie dagegen ist in den Kriegsjahren gewachsen, ein Meter siebzig inzwischen. Mit ihrer eigenen Größe haben die Grenzen des Landes, in dem sie wohnt, also nicht das Geringste zu tun, aber das wird sie morgen im Unterricht besser nicht sagen.

Der Vater löscht das Licht und legt sich ins dunkle Bett neben die Mutter. Die bläulichen Schatten um die Kinnpartie der älteren Tochter haben ihn in der letzten Woche ungewünscht an etwas erinnert, an das er nicht erinnert sein will, aber seine Gedanken scheren sich nicht darum, ob er sie denken will, wenn es Zeit dafür ist, bahnen sie sich, so oder so, ihren Weg durch das Dickicht all dessen, was er irgendwann einmal gedacht oder erlebt hat.

Und nun stehen sie vor der Oper, Salome hat man schon längst den Kopf des Jochanaan auf einer Silberschüssel serviert, den blutigen Pappkopf mit den Haaren aus Wolle, der nun wieder in der dunklen Requisitenkammer im Regal gleich neben der hölzernen Schale liegt, die mit Silberfarbe bemalt ist. Sie haben sich darauf geeinigt, ein Taxi zur Alserstraße zu nehmen. Genau diesen Moment, wenn der Wagen vor dem Krankenhaus anhält, werden sie aus der vielen Zeit, die es gibt, herausnehmen, ein für allemal. Das Taxi fährt den Burgring hinauf, dann nach links in die Volksgartenstraße hinein, dann nordwärts die große Straße, die erst Museumsstraße, dann Auerspergstraße und schließlich Landesgerichtsstraße heißt, bevor die Alserstraße links von ihr abgeht. Die Fahrt dauert nicht länger als fünfeinhalb Minuten. In diesen fünfeinhalb Minuten wird im Fond des Automobils nicht gesprochen. Vor dem Eingang zum Krankenhaus hält der Taxifahrer, wie die Fahrgäste es sich gewünscht haben, an.

23

Aktion für die Opfer der drei Blutnächte von Lemberg: Hermine und Ignaz Klinger 100 Kronen, im Sinne meiner geliebten Mutter Frau Terka Korsky 120 Kronen, Frau Kamler

10 Kronen, Summe 230 Kronen, steht auf dem Zeitungspapier, aus dem die Alte sich einen Fidibus dreht. Sie hat es richtig gemacht. Angefangen beim Goj für die Tochter, über die Fahrkarte, die sie der jungen Familie für die Fahrt nach Wien zur Fronleichnamsprozession geschenkt hat, bis hin zu ihrer eigenen Flucht. Das Holz aus dem Wienerwald ist mit Flechten bewachsen, die beim Verbrennen übelriechende Dämpfe erzeugen. Blutnächte. Andrej. Die Kinderfrau, die ihr und ihrem Mann die Tür nicht aufmachen wollte. Das Leben ihres Mannes hatte der Allmächtige genommen, statt des Lebens der Tochter.

Wo könnte der Vater denn sein?

In Amerika, oder in Frankreich.

Interessiert dich das gar nicht?

Das weiß nur Gott. Geh, wasch dir die Hände.

Mochte die Tochter ruhig denken, dass sie aus dem oder jenem Grund unfähig gewesen war, den Vater zu halten. Gehalten hatte sie ihn, bis zum Ende, bis er nur noch ein Stück Fleisch war. Aber hätte sie der Tochter das etwa sagen sollen, hätte sie ihr sagen sollen, dass auch sie, die Mutter, damals beinahe nur ein Stück Fleisch gewesen wäre, und die Tochter selbst auch, und unter ähnlichen Umständen auch ihre Kinder immer wieder nur Fleisch sein würden, die Große, die Kleine? Konnte eine, die die Wahrheit nicht kannte, denn unterscheiden, ob jemand tot war oder einfach nur sehr weit entfernt? Die Schuld der Mörder sah jetzt wie ihre eigene Schuld aus, aber war das wichtig? In Lemberg haben erst kürzlich die Polen nach dem Sieg über die Ukrainer auf dem Hauptplatz gefeiert, während zwei Straßen weiter das jüdische Viertel in Brand gesteckt worden ist. Drei Nächte lang gefeiert. Jüdische Kinder, die weglaufen wollten, wurden von den Legionären in die brennenden Häuser hineingeworfen, hinter der Absperrung aber gab es Ziehharmonikamusik. *Es vert mir finster in die oygen.* In Wien

hat sie zwar wenig Gesellschaft, aber sie ist am Leben. Ihre Tochter lebt, und es leben auch die beiden Mädchen.

24

Rote, Rote, ging ging ging, Feuer brennt in Währing, Feuer brennt in Ottakring, bist a gselchter Haring! Dass die Versprechen nicht eingelöst werden. Dass niemand, der fragt, die Antwort hören will. Dass ihr eigenes Inneres, ihre Zunge, selbst bei einem Kuss, innerhalb des Anderen, immer ein Äußeres geblieben wäre. Die Grenzen auflösen, nichts sonst, darum wäre es ihr gegangen. Warum eigentlich war es nicht möglich, dass sie die Freundin liebte und auch deren Geliebten, was eigentlich wurde ihr da verweigert, und von wem? Warum durfte sie sich nicht in die Liebe hineinwerfen wie in einen Fluss, und warum schwamm, wenn man s i e schon nicht schwimmen ließ, in dem Fluss niemand anders? Warum nannte die Mutter sie eine Hure? Warum durfte sie niemandem sagen, dass ihre Großmutter jüdisch war? War denn so wenig Liebe in der Welt, dass es zum Zusammenleimen nicht reichte? Wozu gab es die Unterschiede, dieses Gefälle? Oder brachte erst ihre eigene Unzulänglichkeit die Dinge zum Fallen? Also war es höchste Zeit, dass sie sich aus der Welt nahm.

Die Mauser C96 ist eine Waffe, die im Ersten Weltkrieg nicht regulär zum Einsatz kam, sich aber dennoch großer Beliebtheit erfreute. Die Besonderheit an der C96 ist, dass das Magazin sich nicht innerhalb des Griffstücks der Waffe befindet, sondern vor dem Abzugsbügel. Am Sonntag, dem 26. Januar 1919, setzt gegen 23 Uhr und 17 Minuten in einem Taxi, das eben vor der Alerstraße Numero 4, Allgemeines Krankenhaus Wien, vorgefahren ist, 48.21497 Grad nördlicher Breite,

16.35231 Grad östlicher Länge, Herr Ferdinand G., Medizinstudent im 3. Semester, einer gemeinsamen Absprache folgend, den Lauf der handlichen Waffe an die Schläfe einer ihm nur flüchtig bekannten jungen Frau, und drückt, als in genau diesem Augenblick draußen ein Hund bellt, quasi als Antwort auf das Bellen des Hundes, tatsächlich ab.

Endlich muss sie nicht mehr in diese Haut eingesperrt sein. Endlich hat ihr dieser Irgendwer mit einem Schuss die schäbige Tür aufgemacht, und sie gelangt ins Freie. *Heilung und Trost den Kranken*. Eine Tote hat eine unendliche Verwandtschaft, unendlich wird sie jetzt geliebt und kann lieben, wen immer sie lieben will, und sich dabei mitsamt ihren toten Gedanken ganz und gar in alle Anderen auflösen. Hat man je einen so weichen Mund bei einem Mann schon einmal gesehen? Auf diesem Mund treibt sie nun, durch und durch vermischt mit dem, den sie liebt, weit fort, das Wasser sind sie und sind auch der finsterblaue Himmel über dem Wasser, und alle, die hinter den zwei unendlichen Reihen von Fenstern eingesperrt waren, haben jetzt die Fenster weit aufgemacht und atmen tief ein und aus.

Aber dann fällt ein zweiter Schuss, und das Blut von diesem Irgendwem fällt auf ihr Gesicht, Irgendwessen Blut macht ihr Haar nass, oder ist es ihr eigenes Blut, jetzt erst auch merkt sie, dass ihr der Schädel vor Schmerzen zerspringt, aber warum zerspringt er nicht wirklich, sie sollte doch tot sein? Jemand öffnet den Schlag, der Taxifahrer reicht der Totgeschossenen den Arm, damit sie aussteigen kann, kalte Wiener Luft dringt da in ihren Schädel, streift dicht über ihre Gedanken hin, bloßgestellt ist sie bis unter die Haut. Um Himmels Herrgotts Willen, hört sie den Fahrer sagen, und hört auch das schäbige Wiener Weinen des Irgendwer, der

offenbar nicht in der Lage war, sich und sie, wie vereinbart, gekonnt zu erschießen. Vor ihren geschlossenen Augen erscheint ein spiegelblankes Südafrika, sie setzt ihren Fuß darauf und gleitet aus, und dann fällt sie, und fällt, und fällt. Hätte ich nur gewusst, dass es, wenn man durch die Tür hindurch ist, keinen Fußboden gibt, denkt sie, und dann hört sie auf mit dem Denken, so, wie sie es sich gedacht hat.

Die Mutter schläft, es schläft der Vater, und die Schwester träumt unruhig, schläft aber auch. In einer Mappe, die in der dunklen Küche auf dem Küchentisch liegt, ruhen die Papiere des Vaters, aber niemand liest mitten in der Nacht darin, niemand fragt sich, was am 20. August 1897 in Wetzelsdorf am Fuße des Buchkogels geschah: *Die Vögel in den Käfigen fielen von den Sprossen herab, die Menschen sprangen entsetzt aus den Betten, ein allgemeiner Schrecken ergriff alle. Zugleich gieng ein heftiger Platzregen nieder.* Im Zimmer der beiden Mädchen liegt, hinter dem Schrank versteckt, ein dickes Schreibheft mit den Tagebuchaufzeichnungen der Großen.

25

Als gegen 4 Uhr früh die Polizei so laut gegen die Wohnungstür schlägt, dass das Glas klirrt, das in der oberen Hälfte eingesetzt ist, wacht die Mutter als Erste auf. An den folgenden drei Tagen ist die Große nicht bei Bewusstsein, bis auf das Heben und Senken des Brustkorbs liegt sie vollkommen regungslos im Krankenhausbett, aber so, ohne jede Bewegung, ringt sie doch, wie es heißt, innerlich mit dem Tode. Die Mutter beschwert sich bei den Schwestern darüber, dass ihre Tochter unter diesen Umständen in einem Zimmer mit zwölf Betten liegen muss. Der Vater sagt: Lass

doch. Die Mutter beschwert sich über den Gestank und über das Schreien der anderen Kranken. Der Vater sagt: Komm. Die Mutter fragt den Arzt, der im Gespräch ihre Tochter unbedacht eine Selbstmörderin genannt hat: Waschen Sie sich überhaupt jemals die Hände?

Der Vater sitzt still am Sterbebett seiner älteren Tochter.

Hast du vielleicht die Trauerränder unter seinen Nägeln gesehen?

Nein.

So einer fasst mir jedenfalls nicht mein Kind an.

Ein Mann macht sich aus einem alten Stück Stoff einen Rock.

Als der Rock zerschlissen ist, macht er sich aus dem Rock eine Weste.

Als die Weste zerschlissen ist, macht er sich aus der Weste ein Tüchlein.

Als das Tüchlein zerschlissen ist, macht er sich aus dem Tüchlein eine Kappe.

Als die Kappe zerschlissen ist, macht er sich aus der Kappe einen Knopf.

Aus dem Knopf macht der Mann ein Garnichts.

Aus dem Garnichts aber macht er sich dieses Liedchen.

In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, irgendwann zwischen Mitternacht und ½ 2 Uhr früh, zwischen dem ersten und dem zweiten Kontrollgang, den die Krankenschwester durchs Zwölfbettzimmer macht, hört die junge Frau schließlich auch auf mit dem Atmen. Ein Beamter der Katholischen Gemeinde zu Wien trägt am Vormittag den Namen der jungen Frau in das große Sterbebuch ein. Die Kleine, die am Nachmittag, gleich nach der Schule, zu Besuch kommt, tritt an ein leergeräumtes Bett, und als sie nach der Schwester fragt, sagt man ihr, diese sei schon hinübergebracht in die Abstellkammer für die, die tot sind.

Und der Mörder lebt noch, sagt die Mutter, der Mörder meiner Tochter hat sich's gerichtet, und das Mädchen ist tot.

Lass doch, sagt der Vater, es ist noch gar nicht gesagt, dass der Mensch überlebt.

Lass doch, sagst du, wenn unser Kind sich von so einem erschießen lässt.

Von was für einem denn, fragt die jüngere Tochter, die jetzt bald nur noch die Tochter genannt werden wird.

Ich sag dir, wenn du anfängst, dich wie deine Schwester herumzutreiben, kriegst du es mit mir zu tun.

Es heißt, sie habe ihn gar nicht genauer gekannt, sagt der Vater.

Und wenn schon, zum Totschießen hat's gereicht.

Die Kleine schweigt. Das Verbot der Schwester, ihre Geheimnisse in Erfahrung zu bringen, und sie womöglich gar an die Eltern oder an sonstwen, den das nichts angeht, zu verraten, ist noch lebendig. Und was würde es jetzt im Nachhinein nützen, wenn sie den Eltern sagte, dass sie am Sonntagabend vor anderthalb Wochen die Schwester mit einem Mann durch die Straßen von Wien hat gehen sehen?

Bis zum Sonntag vor anderthalb Wochen war die Welt noch in Ordnung, sagt der Vater. Sicher, sagt die Mutter.

Irgendwann gegen Morgen ist sie am Montag doch, sagt der Vater, auch am Dienstag, sagt die jüngere Tochter, kein Mensch auf der Welt, der Vater, am Mittwoch habe ich, und dann, in der Nacht drauf, sagt die Kleine, genau, am Freitag schien es, der Vater, am Samstag Neuschnee, sagt der Vater, die jüngere Schwester sagt: Und dann kam der Sonntag.

Hört doch auf, sagt jetzt die Mutter zu ihrem Mann und der Tochter, so macht ihr sie auch nicht wieder lebendig.

Dass man nie weiß, was eigentlich vorgeht, sagt der Vater.

Die Mutter sagt: Da kann man nur froh sein.

Was haben wir nur in Himmels Herrgotts Namen am Sonntagabend gemacht, fragt der Vater, und fängt an zu weinen.

27

Erst am Freitagnachmittag, während im Pathologischen Institut bereits untersucht wird, welchen Weg die Kugel genommen, und ob die junge Frau sich nicht vielleicht doch selbst erschossen hat, macht sich der Vater auf den Weg nach Margareten. Die Mutter hat, wie sie sagt, mit den Formalitäten genug zu tun, und ums Leben muss sich schließlich auch jemand kümmern. Das Torhaus stinkt und ist dunkel, über einer Tür im Parterre ist das Blechschild mit der Wohnungsnummer befestigt. Die Großmutter sagt nichts, als sie erfährt, was passiert ist, sie beginnt nur, am ganzen Leibe zu zittern. Der Vater denkt daran, wie er damals zum ersten Mal in ihren Laden gekommen ist und ihre Tochter gesehen hat, deren Haut so weiß war, dass er schneeblind hätte werden können, wenn er als Käfer auf ihr herumspaziert wäre. Er denkt daran, wie die Kaufmannsfrau ihm wenig später das Bett ihrer Tochter gezeigt hat, und eine Katze lag zusammengerollt darin und schlief. Er nickt ihr nur stumm zu und wendet sich dann zum Gehen, die Wohnungstür macht er sich selber auf und macht sie auch selbst wieder hinter sich zu. Von den Fenstern, die in besseren Tagen einmal vom Stiegenhaus auf den Hof geschaut haben, sind etliche mit Brettern vernagelt.

Nach Abschluss der Untersuchungen trägt der Beamte am Montag ins Sterbebuch als Todesursache *Gehirnblutung* ein, am Dienstag findet auf dem katholischen Teil des Zentralfriedhofs Wien, Tor III, die Beerdigung statt. Am Rand

der schwarzen Grube spricht der Friedhofsdiener ein Gebet, der Vater und die jüngere Schwester bekreuzigen sich, die Mutter steckt die Hände in die Taschen ihres Mantels. *Jene Welt*. Jene Welt. Jetzt könnte die Großmutter sehen, dass die Enkelin es wenigstens bis auf den katholischen Friedhof geschafft hat, aber es ist ihr wahrscheinlich lieber, dass man auf sie wartet. Wieder einmal lässt sie ihre Tochter mit allem, was schwer ist, allein, so wie früher, nicht einmal das Laufen hat sie ihr selbst beigebracht.

Vielleicht, denkt die Kleine, wäre alles ganz anders gekommen, wenn sie selbst damals auf Geheiß ihrer Schwester die Glasmurmeln geschluckt, von Simons Mauer gesprungen oder sich auf andere Weise von ihr hätte hinrichten lassen. War die Schwester nun an ihrer Stelle gegangen, oder hatte sie bei ihrem Sterben gar nicht an sie gedacht? Der Vater nimmt eine Handvoll Erde und wirft sie in die Grube. Der Schnee, von dem sich der ausgeworfene Erdhügel jetzt wie ein Haufen Dreck abhebt, ist gefallen, als die Tochter noch lebte.

Drüben, hinter der hohen Mauer, die man von hier aus sieht, liegt der Israelitische Friedhof, kein Baum ragt dort in die Höhe, der Himmel da drüben ist ganz und gar frei, jemand, der sich nicht auskennt, könnte glauben, dass drüben Stadtbahngleise verlaufen oder Felder angelegt sind, aber die Mutter weiß, dass dort absichtlich keine Bäume gepflanzt sind, denn wucherten später einmal die Wurzeln der Bäume zwischen die Knöchelchen eines Begrabnen und lösten sie voneinander, wäre beim Jüngsten Gericht der Aufgerufene nicht mehr vollkommen.

Nach der Rückkehr vom Friedhof isst die Tochter zum Nachtmahl ihre eigene Portion Schafffleisch, isst die Portion des Vaters, die dieser nicht herunterbringt, wie er sagt, und isst zum Schluss auch noch die Portion ihrer verstorbenen

Schwester. Weil sie verschwiegen hat, dass es die Person gar nicht mehr gibt, hat die Mutter auch die der Verstorbenen zustehenden 12 ½ Dekka frühmorgens am Großen Markt auf die noch gültigen Marken bekommen. *Lieber Gott, lieber Gott, den wir Vater heißen, wenn du uns schon Zähne gabst, gib auch was zu beißen.* Erst, seit ihre Schwester unter der Erde liegt, ist die jüngere Tochter so hungrig.

28

Dann aber klingelt der Vetter, der noch niemals zu Besuch gekommen ist, nur um zu sagen, dass. Ja, was denn? Dass die Großmutter noch am Abend desselben Tages, an dem sie vom Tod der älteren Enkelin erfahren hat, die Treppe zum Keller hinuntergestürzt und, wie der Vetter es ausdrückt, unglücklich gefallen und, nun, sie wüssten wahrscheinlich schon, was er meine. Es wird also tatsächlich nicht eher hell, als bis es ganz dunkel geworden ist. Die Mutter steht auf und stellt die schmutzigen Teller übereinander. Den Tisch gedeckt hat sie noch in dem Glauben, sie habe eine lebendige Mutter. Macht es eigentlich für jemanden, der die Wahrheit nicht kennt, einen Unterschied, ob einer tot ist oder nur sehr weit entfernt? Der Vetter habe einige Tage gebraucht, um die Adresse der Familie in Erfahrung zu bringen, das Begräbnis sei, der jüdischen Sitte gemäß, schon vorüber. Ist denn immer noch Krieg, denkt die Tochter, dass so viele auf einmal sterben? Ich weiß gar nicht, sagt der Vater, was sie im Keller wollte, sie hat doch sicher schon lang nimmermehr Kohlen. *Ver vaist*, sagt der Vetter. Dass er nun doch noch über den Ersten des Monats und den übernächsten und den überübernächsten Ersten hinaus am Leben bleiben muss, damit das Sterben kein Übergewicht bekommt, damit alles austariert ist und nicht doch plötzlich zu kippen beginnt,

denkt der Vater nur, aber spricht es nicht aus. Tor IV, Feld 3, Reihe 8, Platz 12, schreibt der Vetter auf einen Zettel, die Mutter legt seinen Zettel, nachdem er fort ist, in die Küchenschublade.

29

Mitten in einem verschneiten Feld, auf dem hier und da Grabsteine stehen, ganz hinten in der israelitischen Abteilung des Friedhofs, fände man leicht den aufgeworfenen, frischen Hügel. Tor I, Tor II, Tor III und schließlich Tor IV. Je nach dem Glauben, den einer im Leben hatte, liegt er unter der Erde in der Nähe der oder jener Haltestelle der Trambahn. Mehr als anderthalb Minuten Fahrzeit Unterschied gibt es nicht zwischen gestorbenen Protestanten, Katholiken und Israeliten. Vom Grab der Großmutter aus könnte ein Trauernder leicht hinüberschauen zur hohen Mauer, die den Katholischen Friedhof umgibt, und sähe hinter der Mauer die großen, verschneiten Bäume, und könnte in der Stille bis hierher das Geräusch hören, das der Schnee macht, wenn er, sich selber zu schwer geworden, von einem Ast abrutscht, und der Ast schnellst danach wieder in die Höhe.

30

Kalt ist es in der Wohnung der verstorbenen Mutter, und dunkel. Sogar das Wasser im Eimer ist gefroren. Als sie es im Hof ausschütten will, fällt es als ein ganzer Eisklumpen zu Boden. *Feuer, Heuschrecken, Blutegel, Pest, Füchse, Schlangen, Wanzen und Läuse.* Von seinem ersten Wiener Gehalt hatte ihr Mann sie einmal ins Burgtheater geführt. Sie hatten auf den billigsten Plätzen gesessen und »Iphigenie auf

Tauris« gesehen. *Lebt wohl.* Damals hatte sie geglaubt, dass sie besser als jeder andre im Saal in diesem letzten Moment, bevor der Vorhang sich schloss, verstand, was es hieß zu entsagen. Nie hat sie ihre Mutter je in der Gesamtausgabe von Goethe lesen sehen, aber jetzt stehen da sämtliche Bände auf dem Regal, ordentlich aufgestellt, neben der kleinen Standuhr, so wie früher zu Hause. Deshalb also war der Koffer, den die Mutter bei der Flucht mitgebracht hatte, so schwer gewesen. *Lebt wohl.* Ein ganzes Leben lang hat sie dafür bezahlt, dass sie ihr erstes Kind mit nichts weiter als einer Handvoll Schnee aus der Hölle zurückgeholt hat, und jetzt erst stellte sich heraus, dass es für manche Dinge gar keinen Preis gab. *Keine Luft von keiner Seite!/ Todesstille fürchterlich!/ In der ungeheuren Weite/ Reget keine Welle sich!* Also hatte die Mutter in Wahrheit ihr die Bücher gebracht? Auch den siebenarmigen Kerzenleuchter, der auf der Anrichte steht, packt sie in den Koffer. *Saj mojchl, un fa mir mejne trep nit arunter.* Jetzt ist es zu spät, um mit der Mutter Jiddisch zu sprechen. Von den Fenstern, die vom Stiegenhaus auf den Hof gehen, sind etliche durch Holztafeln ersetzt, den Engel über dem Eingangstor kann sie nicht sehen, weil sie sich nicht umdreht. Gern hätte sie jetzt gewusst, was es eigentlich war, wofür die Mutter ihr Leben lang bezahlt hat. Zu Hause findet sie im 9. Band, der am Rücken ein wenig abgeschabt ist, das Theaterstück, das sie zum großen Teil immer noch auswendig hersagen kann. Sie heizt nicht, sie wäscht auch nicht ab, sie geht sich nicht anreihen, sie näht nicht, stopft nicht und weint nicht, sie setzt sich, in Decken gewickelt, still in die Küche, und liest, so wie damals, als sie ein junges Mädchen war, die »Iphigenie«.

Sterben tut der Vater erst ein knappes Jahr später, am 2. Dezember 1920. Die Mutter verkauft seine Anziehsachen auf dem Schwarzmarkt. Vom Mantel schneidet sie jedoch vorher die goldfarbenen Knöpfe mit dem Adler der Monarchie ab und gibt sie in eine Schachtel. Das Dezembergehalt des Vaters, das der Witwe noch ausgezahlt wird, reicht zu dieser Zeit gerade für 1 Mittagessen. Immerhin bekommt die Tochter täglich in der Schule eine Extraportion Milch mit Kakao, von den Amerikanern.

32

Im Jahr 1944 wird in einem Birkenwäldchen ein Heft mit handschriftlichen Tagebuchaufzeichnungen auf die Erde fallen, als ein Wachposten eine junge Frau mit seinem Gewehrkolben vorwärts stößt, und sie sich mit den Armen, mit denen sie vorher das Heft an sich gedrückt hat, zu schützen versucht. Das Heft wird in den Dreck fallen, und die Frau wird nicht zurückkommen können, um es aufzuheben, das Heft wird ein Weilchen dort liegen, Wind und Regen werden darin blättern, Schritte werden darüber hinweggehen, bis alle Geheimnisse, die dort aufgeschrieben sind, die gleiche Farbe haben wie der Morast.

INTERMEZZO

Wäre die Großmutter aber nur eine halbe Stunde später von zu Hause fortgegangen, um Holz aus dem Wienerwald zu holen; oder wäre die des Lebens müde junge Frau, als sie von der verschlossenen Tür der Großmutter wegging und durch die Stadt irrte, von der Babenberger Straße nicht nach rechts in den Opernring eingebogen, auf dem sie ihrem Tod in Gestalt eines schäbigen jungen Mannes zufällig begegnete; oder hätte die Verlobte des schäbigen Mannes erst einen Tag später die Verlobung gelöst; oder der Vater des schäbigen Mannes seine Mauserpistole nicht in die unverschlossene Schreibtischschublade gelegt; hätte die junge Frau nicht von hinten ausgesehen wie eine Käufliche, weil ihr Rock einfach zu kurz war, warum nur hatte sie ihn ein halbes Jahr zuvor abgeschnitten; oder hätte sie, da es nun einmal kalt war, selbst auf die Gefahr des Ausrutschens hin, die Babenberger Straße doch an der eisigen Stelle überquert, statt sich mit gesundem Instinkt vor dem Ausrutschen zu bewahren, nur um kurz darauf dem Tod mit ungebrochenen Gliedern in die Arme zu laufen; ja, wäre sie denn ausgerutscht, hätte sich vielleicht sogar ein Bein gebrochen, dann wäre sie nur zum Eingipsen des Beines ins Allgemeine Krankenhaus Wien eingeliefert worden, statt wenige Tage später ebendort prinzipiell gesund, aber eines freigewählten, gewaltsamen Todes gestorben, in einer kühlen Abstellkammer zu liegen; oder wäre das eisige Wetter, das von Schweden herüberkam, von der warmen Golfströmung zwei Tage eher abgelöst worden, dann wäre der Weg der Großmutter in den Wienerwald erst am Mittwoch nötig gewesen, oder es wäre die Pfütze nicht gefroren gewesen, und dann hätte die junge Frau an der Stelle, wo die Babenberger Straße endete, sich sicher dafür entschieden, am Kunsthistorischen Museum Wien vorüberzugehen, das zwar an diesem Sonntagabend geschlossen war, in dem sie aber einmal das Bild einer Familie gesehen hatte, die nur aus Vater, Großmutter und Kind

bestand, dann hätte sie in jenem Moment, statt ans Erschießen, an die Zitrone gedacht, die der Vater dem Kind hinhielt, an das gelbe Leuchten der Frucht auf dem dunklen Gemälde, das jetzt, während der Schließzeit des Museums, unangesehen an einer Wand hing. Wer entscheidet, mit welchen Gedanken die Zeit gefüllt wird? Erst eine halbe oder sogar eine ganze Stunde später, wenn ihr bewusst geworden wäre, dass sie doch keinen anderen Platz zum Übernachten hatte als die elterliche Wohnung, wäre sie umgekehrt, wäre auch den Ring entlanggegangen, nun aber als Heimweg, denn für ein Taxi hätte ihr Geld nicht gereicht, und dieser Heimweg hätte sie zwar auch an der Oper vorübergeführt, aber der junge Mann wäre da schon längst nicht mehr auf dem Opernring anzutreffen gewesen, sondern hätte bereits für den Preis von 2 Pfund Butter, 50 Dekka Kalbfleisch und 10 Kerzen in den Armen irgendeiner käuflichen Dame gelegen, sie ihrerseits wäre unbehelligt nach Hause gelangt, hätte die Hausbesorgerin zwar herausklingeln und die Mutter hernach bitten müssen, den Spersechser für sie zu entrichten, und die Mutter hätte ihr deswegen Vorhaltungen gemacht, sie aber wäre durch diese Vorhaltungen nur in dem Beschluss bestärkt worden, so bald wie möglich ihr eigenes Geld zu verdienen, um endlich aus der elterlichen Wohnung ausziehen und sich ein eigenes Zimmer leisten zu können. Wahrscheinlich kam es überhaupt nicht auf den Moment an, der gerade zurücklag, sondern immer auf alles. Eine ganze Welt aus Gründen gab es, warum ihr Leben nun an ein Ende gekommen sein könnte, wie es gleichzeitig eine ganze Welt aus Gründen gab, warum sie jetzt noch am Leben sein könnte und sollte.

Den Beschluss, aus der elterlichen Wohnung ausziehen, hätte sie an diesem Abend in jedem Falle gefasst, sei es, dass sie mit gebrochenem Bein im Wartesaal des Allgemeinen

Krankenhauses gegessen hätte, sei es im Wienerwald, während sie der Großmutter den Rucksack trug, sei es auf dem Sofa der Großmutter, frierend unter einer dünnen Decke, nachdem diese ihr angeboten hätte, die Nacht bei ihr zu verbringen. *Kann man nicht hinauf, muss man hinunter – aber kann man nicht hinüber, muss man doch hinüber.* Am wahrscheinlichsten aber läge sie zu Hause in ihrem Bett, und im anderen Bett schlief ihre kleine Schwester, die schon einen Meter siebzig groß war, und wenn sie sicher gewesen wäre, dass die Kleine zwar unruhig, aber dennoch fest schlief, wäre sie noch einmal aufgestanden, um ihr Tagebuch aus dem Versteck hinter dem Schrank hervorzuziehen, und hätte mit einem kleinen Bleistift, im Dunkeln, wie eine Blinde, darin einen Eintrag über alles Vorgefallene gemacht. So wie sie als Vierzehnjährige inmitten des Hungers beschlossen hatte, sich vom Hunger nicht länger erpressen zu lassen, hätte sie jetzt inmitten ihrer unglücklichen Liebe beschlossen, sich nicht länger von ihrer unglücklichen Liebe erpressen zu lassen. Hätte sie die einzige Stelle in Wien und den einzigen Zeitpunkt an diesem Abend, an dem sich ihre Lebensmüdigkeit in einen Tod verwandeln konnte, verfehlt, wäre ihr jetzt, noch während des Tagebuchschreibens, klar geworden, dass sie im Grunde genommen mit nichts als mit dem Schreiben Geld verdienen wollte, sie hätte angefangen zu überlegen, wie und worüber sie schreiben könnte, und so hätte sie zum ersten Mal in dieser ganzen elenden Woche an etwas anderes gedacht als an den Mann, den sie liebte, an ihre Scham und ihr Unglück.

Am nächsten Morgen hätte sie ihre eigene Eintragung im Tagebuch nicht mehr entziffern können, denn in der Dunkelheit der letzten Nacht hatte sie in ein und derselben Zeile mehrere halbe und ganze Buchstaben übereinandergeschrieben. Der schäbige, junge Mann wäre

unverletzt und am Leben geblieben, wenige Jahre später, mit Mitte zwanzig, hätte er schon eine Glatze gehabt; die Großmutter wäre die Kellertreppe nicht hinuntergefallen, bei ihr hätte sie sich über ein Jahrzehnt später, als sie von Verhaftung bedroht war, einige Tage lang versteckt; der Vater aber hätte unter diesen Umständen mit seinem eigenen Sterben nicht mehr gewartet, sondern wäre nur fünf Wochen nach dieser Nacht, am 2. März desselben Jahres, an Herzmuskelschwäche gestorben. An seinem Grab hätte die Große ein zweites Mal an die Zitrone denken müssen, die der gotische Vater in all der Dunkelheit seinem Kind, mochte es ein Mädchen oder ein Junge sein, hinhielt. Sie hätte die Exzerpte des Vaters aus den »Aufzeichnungen über Erdbeben in der Steiermark« an sich genommen und daraus unter Tränen ihren ersten Artikel gemacht: *Soll die Erde sich doch noch einmal auftun und die Kriegsgewinnler verschlingen!* Denn im Bett war zwar ihr Vater gestorben, an Herzmuskelschwäche, wie die Ärzte sagten, im Grunde genommen aber, davon war sie überzeugt, am Krieg.

Der Mutter wäre das Märzgehalt ihres Mannes noch ausgezahlt worden, das hätte zu diesem Zeitpunkt gerade für die Einkäufe der laufenden Woche gereicht.

Eine Frau sitzt an einem Schreibtisch und schreibt ihren Lebenslauf. Der Schreibtisch steht in Moskau. Es ist das dritte Mal in ihrem Leben, dass sie einen Lebenslauf schreiben muss, und es kann sein, dass dieser geschriebene Lebenslauf den Lauf ihres wirklichen Lebens beendet, dass dieses Schriftstück, wenn man so will, sich in eine Waffe verwandelt, die sie sich selbst schreibt. Es kann auch sein, dass das Schriftstück aufbewahrt wird, und dass sie von dem Moment an, in dem sie es abgegeben hat, dagegen anleben muss, oder sich dessen würdig erweisen, oder die dunkelsten Vermutungen, die sich daraus ergeben, bestätigen. Im letzteren Falle wären diese Buchstaben ebenfalls, nur mit kleinerer oder größerer Verspätung, so etwas wie eine verschleppte Krankheit, an der sie irgendwann doch zugrundegehen muss. Hat ihr Mann nicht immer gesagt, auf dem Theater hängt niemals ein Gewehr an der Wand, mit dem nicht auch irgendwann einer schießt? Sie denkt an die »Wildente« von Ibsen, und wie sie geweint hat, als der Schuss endlich fiel. Vielleicht aber gelingt es ihr, und deshalb sitzt sie ja überhaupt nur da, darauf hofft sie, und deshalb nur sucht sie so lange nach den richtigen Worten, vielleicht gelingt es ihr, sich mit dem Schreiben eine Rettung zu schreiben, und den Lauf ihres Lebens, durch ein paar Buchstaben mehr oder weniger, zu verlängern oder wenigstens zu erleichtern, auf nichts anderes kann sie hoffen, als darauf, sich durchs Schreiben ins Leben zurückzuschreiben. Aber was sind die richtigen Worte? Käme sie mit einer Wahrheit weiter als mit einer Lüge? Und welche der vielen möglichen Wahrheiten oder Lügen soll sie dann nehmen? Wenn sie doch nicht weiß, wer lesen wird, was sie schreibt.

Eines nur nimmt sie nicht an, nämlich dass dieses Schriftstück nichts weiter als ein beschriebenes Blatt Papier

sein wird, abgeheftet, vergessen. Das ist in einem Land, in dem jedes Kind und jede Aufwaschfrau und jeder Soldat Gedichte von Lermontow und Puschkin auswendig hersagen kann, nicht sehr wahrscheinlich.

2

Ich wurde als Tochter eines Beamten 1902 in Brody geboren, hatte also einen bürgerlichen Hintergrund. Worin bestand eigentlich ihr bürgerlicher Hintergrund? Darin vielleicht, dass ihre Großmutter vor über zwanzig Jahren bei der Flucht aus Galizien nach Wien eine Gesamtausgabe von Goethe mitgeschleppt hat? Vom Gehalt des Vaters konnten die Eltern sich nicht einmal in den ersten Wiener Jahren ein Dienstmädchen leisten. Sie bekam niemals Klavierstunden, und ihre Schwester spielte nicht Geige. Natürlich weiß sie, dass der bürgerliche Hintergrund darin bestand, dass ihr Vater nicht Fabrikarbeiter gewesen war, sondern Beamter im Meteorologischen Institut. Ich verdiene mein Geld mit dem Hintern, hatte er manchmal gesagt, und damit sein Sitzfleisch gemeint. Verhungert waren sie trotzdem beinahe. Dennoch blieb die bürgerliche Herkunft sowohl in ihrem ersten Lebenslauf, in dem sie sich um die Einreise in die Sowjetunion beworben hatte, als auch im zweiten, mit dem sie sich vergeblich um Aufnahme in die Kommunistische Partei der Sowjetunion bemüht hatte, und wahrscheinlich auch jetzt, in ihrem dritten, ein Makel. Ihre Herkunft klebte nun einmal an ihr, und sie an ihrer Herkunft. Mit dem Denken hatte sie ganz von vorn anfangen können, aber nicht mit ihrer Familiengeschichte.

Niemals würde sie den gleichen Grad von Freiheit besitzen wie ihr Mann, der für alle Zeiten frei war, *doppelt frei*, grundsätzlich frei sogar jetzt, während er im Gefängnis saß,

denn er hatte Schlosser gelernt, bevor er anfang zu schreiben, war Lohnarbeiter gewesen, *doppelt freier Lohnarbeiter*, das hieß: Er besaß einerseits nichts, was ihn hielt, aber er konnte auch gehen, wohin er wollte. Er war, gesellschaftlich gesehen, nicht erpressbar. *Die Arbeiterklasse hat nichts zu verlieren als ihre Ketten*. Hatte sie selbst aber tatsächlich mehr zu verlieren? Hatte sie vielleicht nicht nur die Kurzsichtigkeit, sondern auch die Angst ihres Vaters geerbt, der zeit seines Lebens fürchten musste, wegen eines geringfügigen Vergehens von der einen Gehaltsstufe nicht pünktlich in die nächste aufzusteigen, im schlimmsten Falle, zum Beispiel wegen einer Revolution, die Anstellung sogar ganz zu verlieren? Waren die Hände von Natur aus ehrlicher als der Kopf? Wie gern hätte sie als junges Mädchen mit ihren Händen arbeiten, mit ihren Händen etwas herstellen wollen, was vorher nicht auf der Welt war – aber seit im Lyzeum eine Handarbeitslehrerin das von ihr angefertigte Puppenkleid vor der ganzen Klasse als Beispiel für, wie sie es nannte, *schlunziges* und *schleißiges* Arbeiten in die Höhe gehoben und präsentiert hatte, seit diesem Schultag hatte sie den Glauben an ihrer eigenen Hände Arbeit verloren. Wenn es eine Gnade der Geburt gab, gab es wahrscheinlich auch eine Ungnade. *Schlunzig*, und *schleißig*. Desto leidenschaftlicher hatte sie später die Sache der Arbeiter zu ihrer eigenen Sache gemacht.

1909 übersiedelte meine Familie nach Wien. Aufgrund der anhaltenden Not betätigte ich mich mit vierzehn Jahren das erste Mal politisch, und zwar bei der Anführung einer Antikriegsdemonstration 1916. Damals war ich jedoch noch nicht marxistisch geschult, mein Widerstand entsprang lediglich einer spontanen pazifistischen Haltung.

In ihrem ersten Lebenslauf, anlässlich ihrer Bitte, in die Sowjetunion einreisen zu dürfen, hatte sie an dieser Stelle

noch geschrieben: ..., aber mein Widerstand entsprang einem leidenschaftlichen Hass auf den Krieg. War die Geburtsstunde der Sowjetunion 1917 nicht auch identisch mit dem Entschluss der Bolschewiki, unter großen Opfern als einziges Volk auf der Welt selbstbestimmt die Last des unmenschlichen Krieges abzuwerfen?

Wäre die Weltrevolution damals geglückt, hätte die Vereinigung der Proletarier aller Länder nicht nur der Beginn einer neuen Welt, sondern auch der Beginn eines ewigen Friedens sein sollen. Was für einen Grund hatten denn die Menschen, sich gegenseitig totzuschlagen? Welchen Grund die Österreicher, die Italiener verbluten zu lassen, und welchen Grund die Deutschen, die Franzosen aufzuschlitzen? Keinen.

Frieden hatte es dann zwar 1918 gegeben, aber die europäischen Grenzen waren nicht aufgehoben, sondern nur verschoben worden, die Grenze hingegen zwischen jenen, die arbeiteten, und denen, die von den Gewinnen der Arbeit lebten, war jenseits der Sowjetunion überall unverrückt geblieben. Seit dem Beginn dieses erbärmlichen Friedens, seit nun schon beinahe zwanzig Jahren, stand die junge Sowjetmacht mutterseelenallein gegen die Front aller europäischen Reaktionäre, in einem neuen Krieg würde sie nicht ein Feind unter vielen sein, sondern der einzige Feind. Und dieser Krieg würde ganz sicher nicht mehr lange auf sich warten lassen. Einen kritischen Blick warf sie von heute aus auf das junge, friedliebende Mädchen, das sie damals war. Damals hatte sie schon verstanden, dass es einen Unterschied gab zwischen dem Blut, das in einer Revolution floss, und dem Blut, das in einem Krieg vergossen wurde. Inzwischen wusste sie, dass auch Krieg nicht immer gleich Krieg war.

Nach Kriegsende und dem Tod meines Vaters begann ich, politisch zunächst weiterhin vollkommen isoliert, mit dem

Verfassen antimilitaristischer Schriften, die ich, damals allerdings noch ohne Erfolg, bei der Arbeiterzeitung einreichte, sowie mit der Arbeit an meinem ersten Roman »Sisyphos«.

Nicht nur politisch, sondern überhaupt war sie damals vollkommen isoliert. Einsam. Aber das schreibt sie nicht. Gut ist heute, woran sie damals fast zugrunde gegangen wäre, denn erst kürzlich hat sie erfahren, dass der Mann, dessentwegen sie damals am liebsten hätte sterben wollen, schon seit längerer Zeit einer trotzkistischen Gruppierung angehört. W. hatte er damals geheißt, als sie ihn kannte, als Genosse E. war sie ihm das erste Mal wieder auf einer Versammlung begegnet, später war er, wie so viele von ihnen, und auch sie selbst, durch verschiedene Identitäten gewandert, war Za. geworden, dessen Artikel sie manchmal las, nannte sich später in der Illegalität P., das erzählte ihr eine Genossin, aber welchen Namen er zuletzt, während seiner Arbeit in Leningrad, trug, hatte sie nicht gewusst. Wenn sie in den letzten Monaten hin und wieder vom Trotzlisten, Sinowjewisten, Bucharinisten Lj. sprechen hörte, wäre sie niemals auf den Gedanken gekommen, dass dieser derselbe Mann war, den sie vor langer Zeit einmal so sehr geliebt hatte. Erst vor wenigen Wochen, als sie in der Zeitung zufällig ein Foto des Angeklagten Lj. sah, hatte sie ihn darauf wiedererkannt.

Ich verlange.

Im Spanischen Bürgerkrieg.

So geht es nicht.

War ich, nicht auf einem Kongress.

Ich muss mich verwehren.

Im Schützengraben.

Hätte auch andere Wege.

Als F. mich beschuldigen wollte.

Seitdem nicht mehr, ich verlange.

Zeitzündung, ihr müsst doch.

Was soll diese Herumrederei.

Lü. sein bester Freund.

Ich niemals!

Soll diese Herumrederei.

Br. nur ein.

F. sät Verdacht.

Kann so nicht arbeiten.

Nicht im Hinterland!

Ein schreibender Funktionär, aber kein Autor.

Sauberer Weg.

Ich frage, warum bringt Br. kein Argument.

Und ich frage, warum löst F. mit seinem zynischen.

Auch einmal in Betracht ziehen.

Warum ist F. so zutiefst pessimistisch.

Habt ihr, wie doppelsinnig?

Keine aufbauende, keine schöpferische.

Br.'s Sektierertum einmal genau unter die Lupe.

Sondern im Gegenteil schädlich.

Seht doch die Einleitung an, in der russischen Fassung die Sätze geändert.

Das ist nicht wahr.

Die Einleitung ist.

Das ist nicht wahr!

Nicht vorwärtsweisend.

Unterstellung und Schurkerei.

Die Einleitung ist nicht dieselbe.

Willst du etwa behaupten?

Ich unterstelle nichts, möchte bloß, nicht dieselbe, wie in der russischen Fassung.

Willst du etwa behaupten, dass?

Dazu nichts mehr sagen.

Erkläre Rücktritt.

Auch ich lege mein Amt.
Lösen wir doch am besten gleich.
Vielleicht sollten wir.
Ich habe dazu wirklich nichts mehr.
Könnten doch in Gegenwart.
Eine Rüge könnt ihr.
Aber nicht in Gegenwart.
Warum?
Eines Parteivertreters.
Dann ohne mich.

Meinen Lebensunterhalt verdiente ich in dieser Zeit als Verkäuferin in einer Papierhandlung. Noch in keinem Lebenslauf hat sie geschrieben, dass sie im Hinterzimmer des kleinen Geschäfts oft während der Pause im Papierregal Mittagsschlaf hielt. Der Vetter, in dessen Laden sie arbeitete, hatte es ihr erlaubt. Die großen Papierbögen waren frischer als jedes Leintuch, und als stiege sie wirklich in ein Bett, musste sie immer die Schuhe ausziehen, bevor sie sich in eines der Fächer einsortierte. Müde war sie gewesen in diesen ersten Monaten, nachdem sie nicht mehr bei Mutter und Schwester wohnte, immer müde, denn in den Nächten schrieb sie an ihrem Roman. So oft hatte sie sich ihren Vater wieder lebendig gewünscht, und vielleicht gelang es ihr, vielleicht machten ihre Worte ihn wieder lebendig, wenn es nur die richtigen Worte waren.

Einige Male hatte ein stiller junger Mann bei ihr im Laden rotes Papier gekauft und sie darum gebeten, es ihm gleich dort mit der großen Schneidemaschine auf Flugblattgröße zurechtzuschneiden. Stumm hatte er ihr dabei zugesehen, wie sie die Maschine einrichtete, dann den großen Hebel bediente und so einen ganzen Stapel Papier mit einemmal durchschnitt. *Durch den Genossen G. bekam ich den ersten*

Kontakt zur KPÖ. Irgendwann hatte sie ein verwehtes Flugblatt, inzwischen bedruckt, am Straßenrand liegen sehen, und an der Farbe wiedererkannt. Sie hatte das Blatt aufgehoben und zu lesen begonnen.

Den ganzen Sommer über war der Genosse G. nicht in den Laden gekommen, aber als er im September wieder erschien, sah er sie statt mit zwei nur noch mit anderthalb offenen Augen an. Wie die riesige, müde Echse sah er jetzt aus, die als eine der wenigen Neuanschaffungen nach dem Krieg in der Schönbrunner Menagerie zu besichtigen war.

Während er neben ihr an der Schneidemaschine stand, hatte sie ihn beim Einrichten des Papierstapels gefragt:

Ein Unfall?

Jemand habe ihn zu Boden geschlagen.

So?

Ein Soldat.

Ein Soldat?

Ja.

Warum?

Der Putsch.

Sie hatte darüber gelesen. In der Hörligasse waren sogar einige Kommunisten ums Leben gekommen, aber hier, im Alserbezirk, war das Leben genauso gewesen wie immer.

Und Ihr Auge?

Es rinnt.

Das tut mir leid.

Während sie das Rad, mit dem der Papierstapel zusammengepresst wurde, herunterkubelte, hatte sie gedacht, dass man nun nie mehr ganz genau wüsste, ob der stille Mann vielleicht Grund hatte zu weinen, oder ob es nur das Auge war, das ohne sein Zutun Tränen vergoss.

Vielleicht mochte sie einmal kommen?

Während sie den Papierstapel mit einemmal durchschnitt,

wischte er sich mit dem Handrücken über die feuchte Wange.

Seine kommunistische Zelle treffe sich immer am Mittwoch.
So.

Man konnte also seine Gesundheit und womöglich sogar sein Leben auch für etwas anderes opfern als für die Liebe, konnte sich so lange aufbewahren, bis es Zeit war, sein Leben und seinen Körper der Zeit in den Rachen zu werfen für eine gute Sache.

Aber in Ungarn ist es schon wieder vorbei, sagte sie, und meinte damit die Räterepublik.

Wir lernen, sagte er, und die Welt hat noch keine Ahnung davon, was da wächst, aber sie wird sich wundern.

Man würde auch nie mehr ganz genau wissen, ob er Tränen lachte, oder einfach nur lachte, dachte sie, und begann, die frischgeschnittenen Stapel Papier in Papier einzuschlagen.

Der Genosse, der ich ist, und der Genosse B. gehen die Twerskaja entlang, als der Genosse, der ich ist, ihn sieht. Er geht auf der anderen Straßenseite. Er hebt die Hand, um den Genossen, der ich ist, zu grüßen. Der Genosse, der ich ist, hebt die Hand. Wollen wir ihn nicht zu uns herüberwinken? Um Gottes willen, wenn das jemand sieht! Wenn das jemand sieht, sieht er, dass der Gruß nur dem Genossen, der ich ist, gilt. Ich winke, er kommt heran, B. wendet sich ab. Wir gehen mehrmals am Strastnoj auf und ab. Das Gespräch ist belanglos. Es dreht sich um eine Beleuchtung, ein grünliches Licht. Der Ton ist von seiner Seite aus herzlich. Wir sind ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde zusammen. Dann verabschiedet er sich. Ist es nun als Fehler zu werten, dass der Genosse, der ich ist, und der Genosse B. mit ihm gesprochen haben? Jedenfalls, wir haben mit ihm gesprochen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben also war sie dann an einem

Mittwoch Menschen begegnet, die über die Schlechtigkeit der allgemeinen Verhältnisse nicht nur raunzten, sondern mit klarem Verstand untersuchten, warum diese Maschine, die Fortschritt hieß, das Wohl der Menschheit untergrub, statt es zu fördern.

Wozu sonst sollten sie jung sein in so einer Zeit, in der auch der Fortschritt noch jung war, hatte einer gesagt, der von den andern Genosse H. genannt wurde, und hatte durch eine ruckartige Bewegung des Kopfes eine Haarsträhne aus der Stirn geschleudert, eine Bewegung, die ihr später so vertraut werden sollte.

Es genügt nicht, achtzehn zu sein.

Nachdem die Menschheit sich durch die Erfindungen der Moderne endlich die Mittel geschaffen habe, sich aus den Zwängen der bloßen Lebenserhaltung zu erheben, sei es nun an ihnen, dafür zu sorgen, dass die Menschheit sich dieser Mittel auch wirklich bediene, hatte ein dicklicher Genosse, A. genannt, gerufen und war aufgestanden, um mit einer gewaltigen Bewegung seiner Arme das Erheben der Menschheit zu beschreiben. Und eben nicht, um für ein paar Einzelne unermessliche Reichtümer anzuhäufen, nicht, um durch die Unterwerfung der Kolonien neue Märkte und billigere Produktionsstätten zu erobern, nicht, um im nächsten Krieg die Bodenschätze nur neu zu verteilen. Nein! Wir stehen an einem Anfang, hatte er ausgerufen, nicht irgendwo mittendrin, sondern ganz vorn, und wieder hatte er mit einer mächtigen Armbewegung Luft geschöpft und diese Luft über die Mitte des Tisches geschoben, so dass die Rauchwolke, die dort stand, verwirbelt wurde und kreisend in alle Richtungen auseinandertrieb. Dann hatte er sich wieder gesetzt, um sich eine neue Zigarette zu drehen.

Es genügt nicht, achtzehn zu sein.

Die Genossin U., die leise sprach, um sich Gehör zu verschaffen, hatte beinahe flüsternd gesagt, dass die Teilung

der erwirtschafteten Gewinne dann aber durch das Gesetz vorgeschrieben sein müsse, denn sobald der Einzelne sich bereichern könne, tue er es.

Genau, hatte H. gesagt, es sei ohnehin an der Zeit, dem Privateigentum endlich die Haut abzuziehen, Zeit für das Einswerden der Menschheit mit sich selbst, aber im ganz großen Maßstab! Wer die Zähne habe und zubeißen müsse, der solle auch selbst verdauen, solle auch selbst wachsen dürfen – und scheißen!, hatte er gerufen und dabei lachend seine eigenen Zähne gebleckt, Fleisch zu Fleisch, hatte er gerufen und seine Haarsträhne nach hinten geschleudert.

Die schöne Z. hatte gelächelt, und die Genossin U. hatte, wieder an der Grenze zur Unhörbarkeit gemeint, der Genosse H. schieße vielleicht über das Ziel hinaus, aber habe im Prinzip wohl nicht unrecht, die massenhafte, entfremdete Arbeit könne nur ein Vorstadium sein zu einer Welt, in der diese massenhafte Arbeit auch den Massen zugute komme.

Es wäre ja auch gelacht, hatte G. gesagt, und dabei hatte sein Auge wieder getränt, so dass man nicht wusste, ob er Tränen lachte, oder vielleicht weinte, oder keins von beiden, es wäre ja auch gelacht, hatte er gesagt: Die Natur, die den Menschen umgab, sollte gezähmt werden können, der Eigennutz ihn aber zurückwerfen ins Tiersein?

Nein, die Jugend war nicht länger dazu da, die Jugend zu vergeuden, nicht dazu da, einfach nur aufs Vergehen der Jahre zu warten, um irgendwann ins Alter hineinzuschlüpfen als in einen von andern längst abgetragenen Fetzen. War nicht dazu da, sich verschleiben zu lassen für die Fehler der Alten, sondern dazu, sich zu verschwenden: für eine neue Welt, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte.

Sie waren sehr lustig, sie sangen und tranken Kaffee.

Als ich da war, ist nur getanzt worden. Ich kann nicht tanzen, es waren zwei langweilige Stunden für mich.

Wir sind gekommen und haben Karten gespielt. Irgendwelche Gespräche haben wir nicht geführt. Man war schon beim Kaffee angelangt. Es wurde überhaupt nichts Politisches gesprochen.

V. war manchmal in meiner Wohnung, was ich darauf zurückführte, dass er gern umsonst rauchte und trank. Ich konnte kein politisches Motiv dahinter sehen.

So ist V. auch einige Male in meinem Zimmer gewesen, die Gespräche drehten sich um altvergangene Zeiten. Anfang November 1935 habe ich ihn noch ein einziges Mal flüchtig auf der Straße gesehen.

Ich habe ihn seit dem Herbst 1931 nie wieder gesehen. Von irgendwelcher näheren Verbindung persönlicher oder politischer Art kann nicht die Rede sein.

Einmal ist er mir nachgekommen, als ich ein Glas Bier trank. Ich habe einen sehr schlechten Eindruck von ihm gehabt und ihn nie wiedergesehen.

Er kann gar nichts vertragen. Er hat beim ersten Glas meist schon genug.

Er tut manchmal nur so!

Ja, ja, das weiß ich.

Hat Genosse Br. einmal bei V. die Genossin T. angetroffen? Ich kann mich nicht erinnern, es könnte möglich sein. Das will ich lieber zugeben als abstreiten.

Warum könnte das möglich sein?

Soweit ich gehört habe, waren sie miteinander bekannt.

S., L., M., O. waren auch einmal da. Eine schwedische Journalistin, dann K., Sch., einmal H. mit Frau, außerdem Genosse R., Ö. mit Frau, ich glaube, das sind alle.

Ich war auch einmal da.

Richtig, Fr. und auch die C.

Es war alles ziemlich angetrunken.

Ich halte es für meine Pflicht, bei aller Fröhlichkeit diese Abende energisch abzuschaffen. Es ist unmöglich, bei dem

Genuss von Alkohol zu kontrollieren, ob eine politische Bemerkung fällt, die nicht mehr kontrolliert werden kann.

Ich war in seiner Wohnung einmal am Sylvesterabend, wo das ganze Haus voll war, und auch viele Genossen anwesend waren.

War ich da?

Nein.

War ich da?

Nein.

Ich?

Nein.

Ich war einmal, weil er mich zehnmal eingeladen hatte, in seiner Wohnung.

Ich habe zu V., weil ich oft verreist war, überhaupt keine Beziehung gehabt.

Dass V. bis zum Ende von keinem von uns als Doppelzüngler entlarvt wurde, ist ein Faktum, das uns stutzig machen muss. Ich ziehe daraus die Lehre, dass vollständig richtiges Verhalten nicht vorhanden ist.

Eines Abends hatte sie H. nach einer Sitzung von ihrem »Sisyphos« erzählt, und er ihr von seinen Theaterstücken. Wenige Tage später saß sie mit ihm in einer Runde sogenannter *Revolutionärer Schriftsteller*, und plötzlich fügte sich alles, was so lange einzeln gewesen war, und einzeln keinen Sinn ergeben hatte. *Weltanschauung* hieß doch genau das: sehen zu lernen. Konnte man, wenn man nur die richtigen Worte fand, die Welt verändern? Oder konnte man sogar nur, wenn man die richtigen Worte fand, die Welt verändern?

Die Frage, ob die Genossin O. in ihrem Text über den Mord an Rosa Luxemburg einen Freikorps-Mann mit ebenso großer Sorgfalt schildern dürfe wie dessen Opfer, war die Frage danach, ob die Autorin schon wissen dürfe, was sie erzähle,

oder ob es genau im Gegenteil ihre Aufgabe sei, selbst zu suchen. War auch die Frage nach der Unumkehrbarkeit des Guten und des Bösen, also im Grunde danach, ob Erziehung möglich sei, ob Hoffnung Grenzen kenne oder keine. Ob der oder jener Klassiker schreibend an seiner Zeit beteiligt war oder eher beobachtend außerhalb stand, war genauso eine Frage auf Leben und Tod, wie die Frage danach, wem die Fabriken gehörten. Ob ein revolutionäres Gedicht in Sonettform Kapitulation vor dem Feind sei, verkappte Wendung nach rückwärts, wolle der Dichter J. – Katzenhaare auf dem Pullover, braune Zähne vom Rauchen –, wolle er die Revolution vielleicht einsperren in vierzehn Zeilen? Alles wäre anders gelaufen, wenn die sozialdemokratischen Schweine im Juni unsere Führer nicht eingesperrt hätten! Zum ersten Mal hatte sie in dieser Runde das Gefühl gehabt, dass die Literatur selbst etwas Wirkliches sei, ebenso wirklich wie eine Tüte Mehl, ein Paar Schuhe oder eine Volksmenge, die in Aufruhr gerät. Hier waren die Worte selbst zum Anfassen gewesen, es gab keinen Übergang von der Literatur zu dem, was man Wirklichkeit nannte, sondern die Sätze selbst waren eine Wirklichkeit, van Gogh hatte sich sein Ohr abgeschnitten, warum sollte es nicht ebenso wehtun, wenn in einem Theaterstück eine Figur der anderen das Wort abschnitt? Waren die Kommunisten im Grunde zum Schreiben auf die Welt gekommen? Kam es auf jedes Wort an?

Ich war leider sehr oft nicht anwesend, weil ich zu den Leuten gehörte, die nicht eingeladen wurden. Ich habe manchmal eine sehr heftige Art, eine Art, die Genosse F. mir so übelgenommen hat, dass er mich einen Wurm genannt hat. Wenn ich mich auf dieses Niveau begeben würde, könnte ich sagen, er sei ein hoffnungsloser Alkoholiker. Ich sage das nicht, weil ich mich nicht auf dieses Niveau herabbegeben will. Natürlich begehe ich

Fehler. Ich möchte restlos Selbstkritik üben. Ich werde wahnsinnig gehasst von dem Genossen M. und der Genossin C., unter deren Schwatzhaftigkeit ich übrigens sehr leide. Ich muss jetzt beweisen, dass ich sauber bin, und nicht M. muss beweisen, dass er recht hat. Ich leide, wenn zum Beispiel Genosse M. bei der Aufzählung der Mitarbeiter meinen Namen vergisst. Welche Nichtachtung kommt da zum Ausdruck. Wobei ich natürlich nicht sagen will, dass er diese Politik betrieben hat als ein Agent des Faschismus. Ich wiederhole, dass ich nichts beweisen kann. Ich hatte eine Auseinandersetzung mit der Genossin C. Ich fing an, Fehler zu begehen. Ich fing an, persönliche Umgangsformen plötzlich übelzunehmen, was ich früher nicht gemacht hätte. Hier Tratsch und da Tratsch, und plötzlich war der Fall da. Wenn ich mich recht erinnere, war C. dauernd schwanger mit Fehlgeburten. Ich möchte sagen, dass das selbstverständlich keine Enthüllungen sind, die ich hier mache. Ich kämpfe darum, dass man mir endlich klipp und klar sagt, was los ist. Was habt ihr für Beschuldigungen gegen mich? Ich kämpfe um meine Ehre. Ich fordere von dem Genossen M., dass er aufsteht und erklärt, warum ich nicht zur Mitarbeit aufgefordert wurde. Genosse M. soll aufstehen, Genossin C. soll kommen. Ich kenne meine eigenen Fehler sehr genau. Aber man soll nicht mit der Ausrede kommen, ich hätte Artikel nicht rechtzeitig abgegeben. Den V. lernte ich hier in Moskau kennen und roch, dass er stank, ein Hund, der sich überall hineindrängt, der einem nicht in die Augen sehen konnte. Außerdem log er. Ich habe sofort eine Meldung an die Kaderabteilung gemacht. Jeder Genosse hat Fehler, wenn jemand kommt und sagt, er habe keine Fehler, so hat er keine Selbstkritik gemacht. Nebenbei: V. hat mich stets mit großer Verachtung und Herablassung betrachtet, was ich nicht vertragen kann, besonders, wenn es nicht begründet

ist. Ich finde, so einen Burschen muss man auf dem Boden der Sowjetunion eliminieren können. Was ist eigentlich los? Wenn ich jetzt klar von Genosse zu Genosse spreche, so kann es passieren, dass ich eine Bemerkung mache, die mir den Hals bricht. Wollen wir uns nicht lieber gegenseitig helfen? Ich kam nach Moskau, und zu mir kam ein langer Mensch mit Locken. Ein Mensch, der zu jeder Arbeit zu dämlich ist, aber für jedes konterrevolutionäre Element eine willkommene Beute. Er brachte mir ein paar Gedichte. Sie waren so spottschlecht, dass mir übel wurde. Ich verlange nicht, dass jemand mir ein Ehrenzeugnis gibt. Ich verlange, dass, wenn man mich politisch isoliert, man mir einen politischen Grund dafür gibt. Es geht mir nicht allein so, dass, wenn ich in diesen Raum komme, ich das Gefühl nicht loswerden kann, dort sind ein paar, die verschweigen dem Dritten oder dem Vierten, dem Fünften oder dem Sechsten etwas. Die Zelle muss absolute Offenheit verlangen. Im Augenblick gibt es nur einen, der mich nicht beschleißt, und das bin ich selbst.

Zum ersten Mal hatte eines Abends auch sie einige Seiten aus ihrem »Sisyphos«-Manuskript vorgelesen. Sch., der Mann im gelben Jackett, wie sie ihn bis heute nennt, kritisierte, dass im Mittelpunkt des Buches eine kleinbürgerliche Hauptfigur stehe. Sei es nicht gerade dieses kleinbürgerliche Zögern gewesen, das den Juniaufstand zum Scheitern gebracht habe? Wollte sie sich etwa damit identifizieren? Wo bleibe der Fortschritt? Die in diesem Kreis einzige etwas ältere Genossin O. aber hatte ihm mit heiserer Stimme entgegnet, Fortschritt sei doch, wenn man die Wahrheit zur Kenntnis nähme, wie diese junge Autorin es in ihrem Text durchaus tue. Müsse man nicht, bevor man einen neuen Weg beschreite, bis in die Tiefe verstanden haben, was am alten Weg falsch war? Der bleiche, schnurrbärtige K. hatte mit einer gewissen Schärfe

erwidert: Natürlich könne man viel Mühe darauf verwenden, immerfort alles zu verstehen, aber am Gordischen Knoten würden man heute noch zerren, wenn nicht jemand auf die Idee gekommen wäre, ihn zu zerschneiden. Der Dichter J. hatte, Katzenhaare auf dem Pullover, braune Zähne vom Rauchen, gesagt, ihm gefielen gerade die Langsamkeit des Erzählens und die vielen Wiederholungen in ihrem Text, denn darin spiegele sich der Stillstand, den der Held des Buches erleide. Genau, hatte H. gesagt, hier werde die Geschichte endlich einmal auch über die Sprache erzählt, und nicht nur über den Inhalt – und wenn sie, die revolutionären Autoren, wirklich einen neuen Adam erschaffen wollten, sei der einzige Ton, der ihnen zur Verfügung stehe, nun einmal die Sprache! Seine Haarsträhne fiel ihm ins Gesicht, aber er merkte es nicht einmal. Die Genossin T. hatte daraufhin etwas lauter, als in diesem kleinen Kreis nötig gewesen wäre, gesagt, wenn man beim Lesen durch Kunstgriffe darauf gestoßen werde, über das Schreiben selbst nachzudenken, verliere der Text alle Kraft, die über ihn selbst hinausweisen könne, und das finde sie schade. Schade, hatte der bleiche, schnurrbärtige K. ergänzt, sei das nicht, aber vielleicht gefährlich, denn wer genieße, bleibe da, wo er sei, und bewege sich nicht mehr vorwärts. Also hatte sie am Abgrund geschrieben? Hatte gerade noch rechtzeitig die Freunde gefunden, die sie zurückreißen konnten? Also hatte ihr Text, den sie still für sich geschrieben hatte, einsam, sich jetzt in das Element verwandelt, das sie, durch Kritik und Fürsprache hindurch, mit diesen Freunden intimer verbinden würde, als es unter jungen Menschen, die einfach nur achtzehn Jahre alt waren, ein Kuss tat? Was die Genossin T. gesagt hatte, tat zwar weh, was H. gesagt hatte, diesmal sogar, ohne die Haare zu schleudern, hatte ihr zwar das Glück als Schwindel bis in die Fingerspitzen geschickt, aber weder der einen noch dem anderen war, was sie dachte und fragte, gleichgültig

gewesen. Gleichgültigkeit gab es in diesem Zirkel nicht, denn hier kam es auf jedes Wort an. *Es genügt nicht, achtzehn zu sein.*

Mit ihrem Eintritt in die Kommunistische Partei hatte sie sich mitten in dieses Leben katapultiert, auch sie gehörte nun zu denen, in deren Leib und Seele die Gegenwart nach Jahrhunderten der Reglosigkeit endlich bei sich selbst angekommen war und vorwärts zu jagen begann, viel zu groß und viel zu schnell war diese Gegenwart für einen allein, aber gemeinsam würden sie sich halten können auf der Höhe der Zeit, und zwar in vollem Galopp. Im Lebenslauf steht für all dies nur der Satz: *1920 trat ich der KPÖ bei. Bürgen waren der Vordenker der kommunistischen Bewegung, Genosse G., und die Genossin U., damals Leiterin der Ortsgruppe Wien-Margareten.*

Die Bürgen muss sie angeben, auch wenn U. inzwischen aus der Partei ausgeschlossen worden war und nun, von den sowjetischen Gerichten wegen Hochverrats in Abwesenheit zum Tode verurteilt, in Paris lebte. Eine Linkssektiererin also hatte für sie gebürgt, damals, als sie noch jung war. Würde sie jetzt in ihrer Jugend festgenagelt, die Jugend selbst ihr vielleicht zum Vorwurf gemacht werden?

Im ersten Lebenslauf war der Name U. noch eine Empfehlung gewesen. *Die Genossin U., inzwischen verdiente Funktionärin der Kommunistischen Internationale, und der Vordenker der kommunistischen Bewegung, Genosse G., bürgten für mich, als ich 1920 in die KPÖ eintrat,* hatte sie damals geschrieben.

Im zweiten Lebenslauf, als sie sich um die Aufnahme in die KPdSU bewarb, hatte sie einfach geschrieben: *Der Vordenker der kommunistischen Bewegung, Genosse G., und die Genossin U. bürgten für mich.*

Die *verdiente Genossin der Kommunistischen Internationale* hatte damals schon seit einiger Zeit an keiner Versammlung der Komintern mehr teilgenommen und keine Funktion mehr bekleidet; es war das Gerücht umgegangen, sie habe mit den Kirow-Mördern paktiert, aber niemand wusste Genaues.

Nun, in diesem dritten Lebenslauf, ergänzt sie: *Damals wurde ich von der Volksfeindin U. beeinflusst und nahm, obwohl ich bei den damaligen Auseinandersetzungen nicht aktiv hervortrat, in den Diskussionen meiner Parteigruppe über den Sinn der Junirevolte des Jahres 1919 ebenfalls eine zustimmende Position ein, womit ich unwillentlich zur Fraktionsbildung und damit zur Schädigung der kommunistischen Partei Österreichs beitrug.*

Durch die Bewegungen, die in der Gegenwart stattfanden, bewegte sich also auch die Vergangenheit. Aber konnte ein Blick auf die Dinge tatsächlich die Dinge selbst verwandeln?

Als ihr Vater kurz nach dem Ende des Krieges starb, war sie überzeugt, dass er am Krieg gestorben war, wenn auch in der Etappe, nämlich an der tiefen Erschöpfung, der er nach jahrelangem Bemühen, unter katastrophalen Umständen eine Familie zu ernähren, anheimgefallen war.

Die Mutter wiederum hatte ihr anlässlich ihres Auszugs aus der elterlichen Wohnung, im Frühling nach dem Tod des Vaters, im Treppenhaus nachgerufen, der Vater habe es schließlich auch nicht länger verkraftet, dass sie, seine große Tochter, auf dem besten Wege sei, eine zu werden, die sich herumtreibt.

Die kleine Schwester ihrerseits fand durchaus nicht, dass die Ältere am Tod des Vaters schuld sei, fand aber ebensowenig, der Vater habe, wie die Große es nannte, privat kapituliert. Protest gegen die Neuzeit sei es gewesen, Auflehnung des Herzens gegen alles, was heutzutage nicht länger zumutbar war, also im Grunde genommen Stärke und Radikalität, was

ihn ins Sterben trieb, und beides hast du von ihm geerbt, hatte sie zu ihrer großen Schwester gesagt.

Die große Schwester aber hatte erwidert, sie könne leider nicht glauben, dass ein Protest in einem Rückzug bestehe.

Wohl, hatte die Kleine gesagt, bestehe er wohl! Erst durch den Tod sei der Vater doch endlich wieder dorthin gelangt, wo er, im Grunde genommen, seit 1917 habe sein wollen – bei seinem seligen Kaiser, die jetzige Zeit habe er auf seine Art für bankrott erklärt.

Aber darum schert sich diese jetzige Zeit leider nicht, hatte die Große gesagt.

Der Tod könne doch auch eine Art von Streik sein!

Ach, hatte die große Schwester gesagt, ich weiß nicht.

Aber dann standen die beiden Schwestern schon vor dem Haustor, mit hinaufkommen wollte die Große nicht, um der Mutter nicht zu begegnen.

Jede von ihnen, sie selbst, ihre Mutter und auch ihre Schwester, hatte damals den Tod des Vaters, der als Tatsache ihnen allen im gleichen Maße entgegentrat, also anders bezeichnet, jede von ihnen ihm eine andere Ursache und Bedeutung gegeben, so als sei nicht anders von ihm zu sprechen, als nur in der Form dieser oder jener Geschichte, als von einem abgestorbenen Ende, das auf die oder jene Weise verwachsen war mit dem Leben einer jeden von ihnen. Jede rief seinen Tod bei einem anderen Namen, und wahrscheinlich half das Benennen dabei, die Tatsache, die dem Namen zugrunde lag, wenigstens zu verdecken, wenn nicht zu vergessen, damit der klaffende Schlund nicht womöglich auch die noch Lebenden in die Unterwelt lockte.

Die Ärzte aber hatten, wie es ihr Beruf von ihnen verlangte, in größter Sachlichkeit nichts weiter als die wissenschaftliche Begründung für den Tod des Vaters ins Sterbebuch eingetragen: *Herzmuskelschwäche*.

Daran hatte sie bei ihrer ersten Lektüre des Manifests der Kommunistischen Partei denken müssen, als sie zu hoffen begann, dass es auch für die schweren Krankheiten, an denen die Menschheit im Ganzen litt, vielleicht einen Arzt gab.

Während sie in die Gemeinschaftsküche hinübergeht, um sich aus dem Samowar Heißwasser für ihren Tee zu holen, kommt, weit entfernt von ihr, auf einem Stück Steppe, 45.61404 Grad nördlicher Breite, 70.75195 Grad östlicher Länge, Wind auf. Der Wind fährt durch die Grasbüschel, die dort wachsen, er hat ein paar Sandkörner mitgebracht, die bleiben zwischen den Grashalmen hängen, ein paar andere Sandkörner, die neben dem Grasbüschel liegen, trägt er mit sich fort. Seit Wochen schon hat es dort nicht mehr geregnet. Ein Käfer, der aus dem Nirgendwo kommt und ins Nirgendwo unterwegs ist, vertreibt sich die Zeit, indem er an einem der Grashalme hinaufkriecht, und, oben angekommen, wieder umkehrt und nun mit dem Kopf nach unten seinen Weg fortsetzt. Der Grashalm hatte sich, als der Käfer oben angelangt war, ein wenig unter dessen Gewicht gebeugt, kaum merklich, weil das Gewicht nicht sehr groß war, aber doch etwas. Jetzt, da der achtbeinige Besucher die Erde wieder erreicht hat und nun mit Mühe zwischen den anderen Halmen des Büschels seinen Weg weiter verfolgt, ist der Halm wieder aufrecht, zittert hin und wieder nur leicht in der ruhigen Luft, die man Windstille nennt.

Die Juden wussten schon, denkt sie auf dem Rückweg zu ihrem Zimmer, warum sie sich dafür entschieden, den Namen Gottes niemals zu nennen. Lenin hatte einmal geschrieben, ein Glas sei nicht nur unstreitig ein Glaszylinder, sondern auch ein Trinkgefäß, es sei ebenso ein schwerer Gegenstand, der als Wurfinstrument dienen könne, lasse sich jedoch auch als Briefbeschwerer verwenden oder als Behälter für einen

gefangenen Schmetterling. Lenin hatte Hegel gelesen, und Hegel wiederum hatte gesagt, das Ganze sei das Wahre. Sonst hat sie immer mit ihrem Mann Tee getrunken, bis spät in die Nacht. Jetzt sitzt sie allein da. Ob es ein Fehler ist, dass Lenins »Philosophische Hefte« bei ihr im Regal stehen? Gehörte Lenin auch schon zu den Verfemten? War er vielleicht, als sie den Tee holen ging, noch ein Klassiker, und als sie mit der Tasse in der Hand zurückkam, schon ein Verbrecher? Er liegt drüben, am anderen Ufer der Newa, in seinem gläsernen Sarg, wenn er sich darin umdrehen würde, könnte jeder es sehen.

Es war an einem Wochenende im Vorfrühling, vielleicht zu Ostern. Ein See bei Berlin.

Es ist eine Schweinerei, man muss ihm das Handwerk legen, so ein Hallodri.

Wir wollten mit dem Faltboot hinüberpaddeln.

Der hat's verdient.

Ich weiß noch, dass das Wetter es nicht gut mit uns meinte.

Als untalentiert entlarvt.

Es schien, als hätte der Winter noch einmal Einzug gehalten.

Wir haben uns Gedanken darüber gemacht, auf welchen Umwegen er hierhergekommen ist, und was er für ein zweifelhaftes Schriftstellerdasein führt, und wir haben uns gesagt, ach was, sich mit Dreck befassen.

In der letzten Nacht hatte es sogar geschneit, es fiel Graupelregen. Dünne Eisschollen trieben auf dem See, die aber schon bei der geringsten Berührung durch unsere Bootsspitze zerbrachen.

Einzelne Genossen haben gemeint, er sei begabt.

Am Abend las er uns zum Abschied seine neueste Erzählung vor.

Begabt, das ist ein dehnbarer Begriff.

Am nächsten Tag trennten wir uns.

Wir können die Bezeichnung nicht aufrechterhalten, dass er ein begabter Mensch ist, wenn man ihn von den zuständigen Organisationen als Schundliteraten ausschließt.

Eilig, beschwingt ging unser Freund davon. Eine Woche später reiste er ab nach Moskau.

Ein einziger Mensch hat mir recht gegeben, flüsternd, und das war er. Lieber Genosse, habe ich gesagt, wenn Sie dieser Meinung sind, dann stehen Sie auf und sagen Sie das laut. Er antwortete, ich werde das auch tun, ist aber bald verschwunden.

Verharrte nur noch einmal, um sich umzuwenden und uns zuzuwinken.

Schändlich war, was er versucht hat.

Immer wird mir sein Bild vor Augen stehen.

Aufhetzen wollte er mich.

Seine stämmige, etwas gedrungene Gestalt.

Dass das Buch Dreck ist.

Die kurzgeschorenen, nach oben strebenden Haare.

Rechtzeitig in seinem Traum als Schriftsteller entlarvt.

Die wachen Augen.

Aus der Literatur verjagt.

Die jetzt ganz voll freudiger Erwartung waren.

Der Fall, dass eine Gruppe existieren konnte in Moskau, an deren Spitze ein unbedingter Trottel saß, nämlich dieser, ist jetzt bereinigt.

3

Ein guter Freund ihres Mannes, der Theaterregisseur N., hatte ihr und ihrem Mann für die Übersiedlung in die Sowjetunion ein Empfehlungsschreiben an den Chef des

Geheimdienstes, Jagoda, mitgegeben. Ihr Mann hatte es nicht abgeben wollen, sie hatte gesagt, warum denn nicht, er hatte gesagt, Vetternwirtschaft sei nun einmal kein Sozialismus, und seine Strähne aus dem Gesicht geschleudert, sie hatte gesagt, das sei doch keine Vetternwirtschaft, sondern eine Hilfe unter Genossen. Wenn wir unsre Arbeit gut machen, brauchen wir keine Hilfe, hatte ihr Mann gesagt, hatte das Empfehlungsschreiben zerrissen und in den Papierkorb geworfen. Inzwischen war Jagoda seiner Funktionen enthoben, verhaftet und kürzlich beim dritten Schauprozess selbst angeklagt, zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Kamen die Nachfolger Jagodas vielleicht jetzt gerade die Treppe herauf? Hatte ihr Mann das Empfehlungsschreiben wirklich zerrissen, oder hatte sie, wie sie es sich während der Nächte seit seiner Verhaftung manchmal vorgestellt oder geträumt oder vielleicht doch erinnert hat, die Schnipsel wieder aus dem Papierkorb geholt, zusammengeklebt und das Schreiben zurück in die Lade gelegt? Dann würde es jetzt gefunden und gäbe den Grund ab für ihre Verhaftung? Unbedingt muss sie, bevor sie verhaftet wird, ihren Lebenslauf noch zuende bringen. Dann soll ihr Schriftstück gegen dieses andere Schriftstück, falls es wirklich jemand gefunden hat oder finden wird und es als Beweisstück gegen sie und ihren Mann verwenden will, kämpfen: Papier gegen Papier.

Mit der Rolle an der Seite ihrer Schreibmaschine fährt sie die letzten acht Zeilen wieder aufwärts und schlägt dann so oft das »X« an, bis der Absatz, den sie zuvor geschrieben hat, unkenntlich geworden ist. Dann schreibt sie weiter.

Tätigkeit für.

In den Kämpfen.

Reise zum.

Arbeit an.

Der, der und die.

Der Wahlsieg Hitlers war ganz sicher eine Niederlage der deutschen Arbeiterklasse gewesen, aber konnte man ihn wirklich als eine Niederlage für die Kommunistische Partei Deutschlands bezeichnen, wie es ihr Mann damals getan hatte?

Sch., der Mann im gelben Jackett, inzwischen Abgeordneter der Kommunistischen Internationale, hatte ihrem Mann damals erwidert:

Hätten die Sozialdemokraten die Frontlinie nicht zwischen sich und den Kommunisten gezogen, sondern mit den Kommunisten eine Front gegen die Nazis gebildet, hätte es keine Mehrheit gegeben für Hitler.

Wir haben die Arbeiter nicht an die Sozialdemokratie verloren, sondern an die Faschisten, hatte ihr Mann gesagt. Aber warum?

Für diese Frage, die er im Grunde genommen sich selbst und gar nicht dem Abgeordneten der Kommunistischen Internationale gestellt hatte, war er von der Partei streng gerügt und zur Parteiarbeit auf der unteren Ebene versetzt worden.

Ein Jahr lang hatte ihr Mann als Illegaler in Berlin die Beiträge einer Fünfergruppe abkassiert.

Kurz nachdem ihr Mann nach Deutschland abgereist war, war sie auf dem zugefrorenen Neusiedler See mit ihrem Freund G.spazierengegangen und hatte ihn gefragt, ob man sich jetzt wünschen müsse, dass Marx sich geirrt habe, dass also mit der Verwilderung des Kapitalismus nicht die Kleinbürger ins Proletariat abgerutscht seien, sondern das Proletariat hinaufgerutscht sei ins Kleinbürgertum und als Kleinbürgertum Hitler gewählt habe?

Wo aber sei dann die Arbeiterklasse geblieben?

Marx habe nicht geirrt, hatte ihr Freund G. gesagt. Die Arbeiterklasse habe Hitler gewählt, aber dennoch liege H. falsch mit seiner Theorie von der Niederlage der Kommunistischen Partei.

Aber Hitler wird doch die Arbeiter für die Interessen des Großkapitals in den nächsten Krieg führen und abschlachten lassen! Hat es nicht immer geheißen: Wer Hitler wählt, wählt den Krieg?

Je schlimmer dieser Krieg ausfallen wird, hatte ihr Freund G. gesagt, desto besser für uns. Damit die Massen sich von ihm abstoßen und uns in die Arme laufen, können die Verbrechen, die er begehen wird, gar nicht groß genug sein.

Sie hatte nach unten geblickt, um über diesen Satz nachzudenken, hatte auf die dünne Schicht Schnee geblickt, die auf dem Eis lag, und daran gedacht, wie flach das Wasser in diesem See in Wirklichkeit war. Riesig war er, aber beim Baden im Sommer stand einem das Wasser an keiner Stelle höher als bis zum Hals.

Erst 1934 hatte sie ihren Mann in Prag wiedergesehen, von dort aus hatten sie sich beide um die Einreise in die Sowjetunion beworben. Kurz nach ihrer Ankunft in Moskau dann hatten sie Dimitroff auf dem VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale sprechen hören. In seiner Rede hatte dieser das Gleiche gesagt wie ihr Mann zwei Jahre zuvor:

Hätten die Kommunisten die Frontlinie nicht zwischen sich und der Sozialdemokratie gezogen, sondern mit den Sozialdemokraten eine Front gegen die Nazis gebildet, hätte es keine Mehrheit gegeben für Hitler.

Aber das Richtige konnte erst von dem Moment an, in dem die Partei es aussprach und festschrieb, das Richtige sein, dazu war die Partei da: die Klugheit von vielen zu sein, und nicht die Klugheit von einem. Ein Einzelner konnte seinen

Kopf verlieren, aber nicht eine ganze Partei.

Kommunisten und Sozialdemokraten hatten, statt gemeinsam gegen Hitler anzutreten, sich gemeinsam geirrt, hatten auf zwei sorgsam getrennte, aber gleichermaßen falsche Bewertungen der Lage hin offensichtlich zwei sorgsam getrennte, aber gleichermaßen falsche Entscheidungen getroffen. Die Sozialisten hatten die Kommunisten als Radikalinskas bezeichnet, als Terroristen und Umstürzler, die Kommunisten die Sozialdemokraten wiederum als Arbeitermörder, als Sklaven des Großkapitals und Sozialfaschisten, und nach dem Aussprechen solcher und anderer Bezeichnungen war ein Bündnis unmöglich geworden. Kam es auf jedes Wort an?

In den zwei Jahren zwischen dem einen Satz und dem andern war ihr Freund G. bei der illegalen Arbeit in Deutschland verhaftet und im Zuchthaus Brandenburg erschossen worden, ihre schöne Freundin Z. saß im Gefängnis, und vom Dichter J., Katzenhaare auf dem Jackett, braune Zähne vom Rauchen, wusste sie nur, dass er untergetaucht war, hatte aber nie wieder etwas von ihm gehört.

Sicher, mit wem man sich verbündete, wann und zu welchem Preis, musste Moment für Moment neu entschieden werden. Bevor man gegen den Feind zog, musste man wissen, wer der Feind war. Aber wer konnte das wissen?

G. war jetzt schon lange im märkischen Sand begraben, beide Augen für immer geschlossen, die Nazis hatten ihn als Hochverräter zum Tode verurteilt und hingerichtet. Lebte er noch, würde er inzwischen bestimmt auch hier in Moskau als Hochverräter gelten, denn bis zum Schluss war einer seiner besten Freunde der spätere Trotzki A. gewesen. Diese Freundschaft, die damals noch kein Vergehen gewesen war,

sondern nur etwas Unverständliches, ein Irrtum vielleicht, eine Starrsinnigkeit, ein kurzsichtiges Beharren, vielleicht aber auch, wer weiß, das Ergebnis sorgfältiger taktischer Erwägungen des *Vordenkers der kommunistischen Bewegung G.* – diese Freundschaft hätte sich indessen, da Hitler sich zu bleiben anschickte, und jede Fraktionsbildung sich als Stück vom großen Untergang erwies, ganz sicher in eine unverzeihliche Schuld verwandelt. Die Faschisten hatten G. 1934 für seinen Hochverrat im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet und so dafür gesorgt, dass, was seinen Genossen im Gedächtnis bleiben würde, sein Ruhm war: *Der Tod ist der Anfang der Unsterblichkeit.* Inzwischen aber ist die Ruhmeshalle versiegelt und das Jenseits nur noch ein unendlicher, sandiger Streifen zwischen den Fronten, ein Niemandsland, in dem all die in den letzten Monaten Abhandengekommenen, darunter nun auch ihr Mann, tot oder lebendig, sich bis in alle Ewigkeit die Füße würden wundlaufen müssen.

Auch sie war mit dem später so genannten Trotzlisten A. seit ihrer ersten Teilnahme an einer Sitzung der Kommunistischen Zelle Wien-Margareten bekannt, war ihm auch nach seinem Parteiausschluss 1926 noch einige Male begegnet. Das letzte Mal in Prag, kurz vor ihrer Abreise nach Moskau. Verspätet war der dickliche Genosse zu einer Sitzung österreichischer Emigranten gekommen und hatte sich auf den einzigen noch freien Stuhl, neben sie, gesetzt, hatte den ganzen Abend über geschwiegen und geraucht, und nur einmal leise das Wort an sie gerichtet, um sie nach dem Schicksal des gemeinsamen Freundes G. zu fragen. Nach Berlin sei G. kürzlich geschickt worden, mehr wisse sie auch nicht. Verstehe, hatte der sogenannte Trotzlist gesagt. Der Rauch seiner Zigarette hatte dicht und unbewegt über ihm geschwebt, einen Moment lang hatte der Geruch sie an den untergetauchten Dichter J. erinnert. Bei der Verabschiedung

vor dem Versammlungslokal hatte sie A., dem von den anderen Genossen keiner auch nur die Hand gab, plötzlich umarmt, aber er hatte mehr aus Erschöpfung, wie ihr schien, als aus Freundschaft die Umarmung erwidert.

Einen schweren Fehler beging ich im November 1934. Ich nahm in Prag an einer Zusammenkunft österreichischer Schutzbündler teil, zu der auch der Trotzki A. erschien, und berichtete darüber nicht der Parteiorganisation. Dafür erhielt ich von der Parteileitung eine strenge Rüge, die jedoch, als ich nach Gesprächen mit den Genossen Sch. und K. ehrliche Selbstkritik in Bezug auf meine mangelnde Wachsamkeit übte, gelöscht wurde.

War es besser, einen Fehler, den man eingesehen hatte, beim Namen zu nennen und ihm so die Kraft, mit der er, Jahre später, einen selbst niederzuwerfen drohte, zu nehmen? Und entsprach die Kraft, mit der so ein Fehler angriff, nicht im Grunde der Überzeugung, mit der man ihn begangen hatte, schuf man sich selbst also das, was einen zu Fall brachte, ohne jedoch zu wissen, wann und wodurch?

Musste sie überhaupt erwähnen, dass ihre Selbstkritik akzeptiert wurde? Also die gelöschte Strafe erwähnen? Oder hatte das Löschen ausgereicht? Sicher gab es Papiere über alles, Berichte anderer. Sicher wurde sie in dem oder jenem Lebenslauf eines andern, der oder jener Selbstkritik eines andern erwähnt. Soll sie also das, was gelöscht ist, einfach nicht mehr erwähnen, eben weil es gelöscht ist, aber das könnte ihr als böswilliges Verschweigen ausgelegt werden, oder es wieder ins Licht heben, als Gelöschtes, aber dann wäre es ja nicht gelöscht? Um Ehrlichkeit geht es, um eine solche Ehrlichkeit, dass jeder vor dem anderen wie nackt daliegt. Wer aber wird dieser andere sein? Und was ist die tiefste Schicht, die man offenlegen kann? Heißt Reinigung, dass man sich zum Schluss noch das Fleisch abschabt bis auf

die Knochen?

Und dann, was sind die Knochen?

Zu Beginn der zwanziger Jahre hatten sie in abendlichen Zirkeln die Bewegungen des Geldes studiert, sein Herumwabern und die Eigenmacht, die es über die Menschen gewann.

Die Inflation kann heute einen Menschen gründlicher vernichten als ein Colibakterium, hatte G. gesagt.

Jetzt, fünfzehn Jahre später, waberte etwas herum und gewann Macht über die Menschen, was keiner von ihren Freunden, was weder ihr Mann noch sie selbst hätten benennen können. War die Zeit so schnell vorüber gegangen, in der die Worte selbst Wirklichkeit waren, ebenso wirklich wie eine Tüte Mehl, ein Paar Schuhe oder eine Volksmenge, die in Aufruhr gerät? Bestand stattdessen jetzt die Wirklichkeit selbst nur noch aus Worten? Wessen Augen würden die Buchstaben, die sie jetzt schrieb, zu Wörtern zusammensetzen, und die Wörter zu einem Sinn? Was würde ihre Schuld genannt werden und was ihre Unschuld? Kam es auf jedes Wort an? Was sind die Knochen?

Seit der Verhaftung ihres Mannes fühlt sie sich hier zum ersten Mal als Fremde, dabei waren doch sie und ihr Mann ursprünglich heimgekehrt in dieses Land, auch wenn sie es 1935 zum ersten Mal betraten. Heimgekehrt in die Zukunft, die ihnen gehören sollte. *Unsere* Metro, hatten sie und ihr Mann gesagt, als sie die neueröffneten unterirdischen Stationen zum ersten Mal sahen, *unser* Gastronom Nr. 1, als sie zum ersten Mal einkaufen gingen in dem riesigen Lebensmittelgeschäft, sechshunddreißig Sorten Käse gab es, überhaupt Lebensmittel in Hülle und Fülle, deren Namen man in Wien und in Prag schon beinahe vergessen hatte, weiße Häubchen trugen die Verkäuferinnen, und Käse, Fleisch,

Wurst, Brot und Gemüse fassten sie nicht mit den Händen an, sondern berührten die Ware nur mit Gabeln oder Gummihandschuhen. *Das Berühren der Ware mit den Fingern ist strengstens verboten.* Sicher, in den kleinen, alten Geschäften konnte es noch passieren, dass Mehl in selbstgedrehten Tüten aus Zeitungspapier verkauft wurde, hier und da hatten die Sitten der alten, schmutzigen Zeit noch überlebt, aber im Glanz der Moderne würden sie sich bestimmt bald verlieren. Eines Tages hatte sie sogar ihrer Mutter ein Paket geschickt, mit Käse, Gänseschmalz, Kaviar, Würsten und Bonbons. Die Mutter sollte nur sehen, dass sie, die ungeratene Tochter, doch alles richtig gemacht hatte. Was in der Sowjetunion glückte, glückte in ihrem eigenen Leben. Die Mutter hatte ihr in einem Brief gedankt und gefragt, wie es ihr gehe. Und sie war stolz darauf gewesen, in ihrer Antwort schreiben zu können: sehr gut. Irgendwann sollte eine Tochter auf die Frage der Mutter, wie es ihr gehe, nichts anderes antworten müssen. Das *sehr gut* bleibt nun, komme, was wolle, für immer bei ihr. *Sehr gut* gehe es ihrem Mann, schreibt sie, wenn die Mutter sie fragt, ob auch H. wohlauf sei, denn für jemanden, der die Wahrheit nicht kennt, macht es ja keinen Unterschied, ob einer verhaftet ist oder einfach nur sehr weit entfernt. *Sehr gut* schreibt sie, wenn die Mutter sich nach Wohnung und Arbeit erkundigt. Die Wirklichkeit hinter dem *sehr gut* hat sich allmählich verschoben, aber das geht die Mutter nichts an. Schade nur, dass der Vater, der immer auf ihrer Seite war, die Zeit ihres Glücks nicht mehr erlebt hat.

Einem deutschen Freund von ihr hat man, als sein deutscher Pass ablief, die Aufenthaltserlaubnis nicht verlängert, ihm aber freigestellt, in die deutsche Botschaft zu gehen und dort seinen Pass erneuern zu lassen. Hat ihm freigestellt, bei den Faschisten vorstellig zu werden, auf deren Listen er stand,

ihm freigestellt, sich zu stellen. Gestorben ist er nicht ganz zwei Monate später in einem KZ bei Weimar. Er hat die Prüfung bestanden. Ein anderer Genosse ist in die deutsche Botschaft gegangen und mit einem neuen Pass herausgekommen. Ihn hat der NKWD in Empfang genommen und als Spitzel der deutschen Seite erschossen. Er hat die Prüfung nicht bestanden. Tot sind beide.

Nach Hitlers Machtübernahme kam ich nach Prag. Ich muss sagen, da war bei mir absolute Depression. Niemals in meinem Leben habe ich vorher deutschen Boden verlassen. Es war sehr schwer für mich, mich zu trennen. Ich weiß, dass es mein einziger Wunsch war, so rasch wie möglich wieder nach Deutschland zurückzukehren. Ich überlegte sogar, mich zu verkleiden. Das wäre natürlich Wahnsinn gewesen. In nächtelangen Diskussionen hat Genosse F. mich davon überzeugt, nach Moskau zu fahren. Aber das Schreiben fällt mir hier schwer. Wir sind tatsächlich abgewiesen von Deutschland und noch nicht verwurzelt in der Sowjetunion.

Auch ihr Pass ist seit dem Anschluss Österreichs ein deutscher Pass. Auch ihr Pass ist vor drei Wochen abgelaufen. Dreimal schon hat der sowjetische Beamte am Schalter nach Begutachtung dieses Passes das Schalterfenster vor ihr heruntergeschoben.

Ohne einen gültigen Pass gibt es keine Verlängerung ihrer Aufenthaltsgenehmigung, keinen *Propusk*, den sie aber braucht, um in ihrer Wohnung weiterhin wohnen zu dürfen. Der Hauswart lässt sie wenigstens nachts, wenn es keiner sieht, in ihre Wohnung hinauf, aber es wird nicht lang dauern, dann ist die Wohnung an jemand anderen vergeben. Wo soll sie dann hin?

Während sie an ihrem Lebenslauf schreibt, lauscht sie auf die Geräusche des Fahrstuhls. An dem Tag, an dem der

Fahrrad früh gegen 4 oder 5 Uhr auf ihrer Etage anhalten wird, wird es so weit sein. Tagsüber sitzt sie im Kaffeehaus *Krasni Mak*, Roter Mohn, und übersetzt zu ihrem eigenen Vergnügen Gedichte aus dem Russischen ins Deutsche. Ohne einen *Propusk* gibt es auch keine Arbeitserlaubnis. Das Geld, das sie von ihrem Mann noch hat, wird, wenn sie sparsam damit umgeht, allenfalls für die nächsten zwei Wochen reichen. Was dann?

Nachts arbeitet sie, statt zu schlafen, an ihrem Lebenslauf, mit dem sie sich um die sowjetische Staatsbürgerschaft bewirbt. Aber wenn es auch für diese Prüfung gar keine richtige Antwort gibt?

Wird man sich irgendwann nur noch einer einzigen Sache sicher sein können, nämlich dass jeder, der hier oder drüben in Deutschland stirbt, das Ziel endlich erreicht hat, dagegen jeder, der all das, hier oder drüben in Deutschland, überlebt, sich sein Leben durch Verrat erkauft hat?

Ihrem Vater hatte sie manchmal die Brille von der Nase genommen und geputzt. Sie und ihre Freundin hatten sich manchmal nebeneinander gestellt und die Beine verglichen. Neben dem Mann ihrer Freundin hatte sie eine Nacht lang wach gelegen und geweint. Für den Genossen G. hatte sie Papierstapel mit einemmal durchgeschnitten. Ihren Mann hatte sie, bevor sie ihn das erste Mal küsste, beim Haarschopf gepackt und zu sich gezogen. War sie überhaupt jemals dieselbe? Gab es auch nur zwei Momente in ihrem Leben, in denen sie mit sich selbst vergleichbar war? War nicht das Ganze das Wahre? Oder war alles Verrat? Wenn der, der den Lebenslauf lesen wird, für sie kein Gesicht hat, welches soll dann das Gesicht sein, das sie ihm zeigt, welches blinde Gesicht einem blinden Spiegel?

Mein Mann wurde am 25. Oktober 1938 verhaftet.

Der Genosse Sch., im gelben Jackett, hatte, wenn eine Genossin und ein Genosse sich ineinander verliebten, immer mit Verachtung gesagt: *Sie privatisieren*. Frankreich, England und Amerika hatten inzwischen Hitlers Regierung anerkannt. Wenn jetzt einer von ihnen in die falsche Idee verliebt war, stand er damit, ob er es selbst so sah oder nicht, objektiv auf der Seite der Faschisten. Freundschaft, Liebe und Ehe waren in Zeiten, in denen alles sich auf einen Krieg zubewegte, tatsächlich eine schwierige Sache.

Wir wissen heute, dass Volksfeinde unter dem Deckmantel politischer Wachsamkeit ehrliche Genossen verleumdeten, ihre Verhaftung veranlassten. Ich bin der Überzeugung, dass es sich bei der Sache meines Mannes H. um einen solchen Fall handelt und sich seine Unschuld erweisen wird.

Als sie ein Kind war, hatte ihr Vater manchmal im Dunkeln für sie Fratzen geschnitten, und gerade weil sie ihn so sehr liebte, war sie niemals ganz sicher gewesen, dass ihr Vater dann noch immer ihr Vater war. Immer hatte sie für möglich gehalten, dass er sich aus dem, den sie so gut kannte, jederzeit in etwas Tödliches verwandeln könnte, und das Tödliche sich in diesem Moment als sein Wesen erwies. Sein ganzes Leben konnte Verstellung sein, angesichts auch nur eines einzigen solchen Momentes der Wahrheit.

Am Sonntag hatte doch auch sie als christliche Tochter in der Kirche gesessen, während ihre jüdische Großmutter beim Einkauf auf dem Naschmarkt am nächsten Tag vielleicht angespien wurde.

Ein doppelbödiges Miststück hatte sie sich selbst damals, als sie ihre beste Freundin durch ihr Wünschen verriet, genannt.

Immer waren es Abhängigkeiten gewesen, immer war es

die Angst, zu viel zu wünschen oder nicht zu genügen, die zur Lüge geführt hatte, zur Verstellung, zum Verschweigen. *Rote, Rote, ging, ging, ging, Feuer brennt in Ottakring*, immer war es die Angst, dass man zuviel von sich hergab oder zu wenig, *du jüdische Sau*, waren es die Stufen zwischen den Menschen, die Minderwertigkeiten, immer stieß einer einen andern die Stufen hinab, einer fiel, stieß den nächsten. Waren gerade sie, die Kommunisten, nicht angetreten, das Gefälle einzuebnen, damit jeder frei stehen könne, ohne zu fallen, ohne zu schieben, stoßen, geschoben, gestoßen zu werden, frei – ohne Angst?

Nie hat es einen unbestechlicheren und geradlinigeren Charakter gegeben als den meines Mannes. H. hatte in den drei Jahren, die wir in der Sowjetunion sind, keinen anderen Gedanken, als der Sache des Sozialismus zu dienen, den Faschismus zu bekämpfen, der Partei zu helfen.

Erst mit ihrer Liebe zu ihm war ihr klar geworden, wie groß immer schon ihre Sehnsucht danach gewesen war, kenntlich für jemanden zu sein, eins mit sich zu sein und zugleich eins mit einem anderen. Alles, was sie insgeheim bei sich immer Schuld genannt hatte, hatte sie ihm bekannt, die begangene, die eingebildete, die angeborene und die gewünschte – er hatte all ihre Scham fortgelacht und damit auch ihre Erpressbarkeit. Liebe hatte Aussprechen bedeutet, und das Aussprechen Freiheit, und zum ersten Mal hatte ihre Angst, nicht zu genügen, aufgehört.

Hatte nicht auch Lenins Prinzip der Kritik und Selbstkritik innerhalb der Partei ursprünglich die Gleichberechtigung der Genossen und das Vertrauen untereinander zur Voraussetzung und zugleich zum Ziel gehabt? War es nicht dieses Prinzip, das Wachstum ermöglichen sollte? Je radikaler der Einzelne seine Begrenztheit abstreifen würde, desto

fester wäre der Zusammenhalt des Ganzen. Warum hatte G., den sie immer ihren *klugen Freund* nannte, seine Freundschaft zu A. nicht geopfert?

Wir lernen uns wirklich hier kennen im Flug der Reden, wir sehen uns ziemlich genau.

Das ist meine tiefe Erkenntnis, das, was ich hier verstehe, als Bolschewik, was ich hier erlebe, die Kraft des Bolschewismus, die geistige Kraft ist so stark, dass sie uns zwingt, die Wahrheit zu sagen.

Wir sollen als Kommunisten unser Gesicht zeigen, also den ganzen Menschen zeigen.

Da kann man nicht sagen, dass man gerade keine Zeit hatte, wachsam zu sein, weil man seiner Frau Geld auf die Datsche bringen musste.

Wenn wir erreicht haben, dass wir eine saubere Atmosphäre schaffen, dann werden wir bestimmt sauber und produktiv arbeiten.

Bis vor kurzem war sie sich mit ihrem Mann noch einig darüber gewesen, dass die eigenen Reihen ganz genau untersucht werden mussten, damit der Kern fest blieb. Auf dem Sofa hatte sie gelegen, er im Sessel gesessen und ihr aus dem dicken Buch vorgelesen, in dem der letzte Prozessbericht abgedruckt war. Nach Radek, Sinowjew, Kamenew, allen diesen Revolutionären der ersten Stunde, bisher sogenannten *erprobten Kampfgefährten Lenins*, hatte sich nun auch Bucharin öffentlich zu seiner Schuld, zu Verschwörung und Verrat bekannt, war verurteilt und erschossen worden. In seinem Schlussplädoyer hatte er gesagt: *Wenn man sich fragt: Wenn du stirbst, wofür stirbst du? Dann ergibt sich plötzlich mit erschütternder Deutlichkeit eine absolut schwarze Leere. Es gibt nichts, wofür man sterben müsste, wenn man sterben wollte, ohne bereut zu haben.* So hatte er diese letzte Gelegenheit genutzt, um sich noch einmal zur

Sowjetunion zu bekennen.

Sie und ihr Mann waren Bucharin ganz zu Beginn ihrer Moskauer Zeit persönlich begegnet. An ihrem allerersten Tag hatte er die österreichischen und deutschen Genossen, die gerade aus der Illegalität angekommen waren, im Hotel angerufen und ihnen ein Stück Brot und Speck aufs Zimmer gebracht.

Würde sie noch Gelegenheit haben, das Geräusch zu beschreiben, das die Seiten des dicken Buches beim Umblättern machten? Seite für Seite hatte sie in der Stimme ihres Mannes davon gehört, wie die Lebendigen sich in ihre eigenen Gespenster verwandelten.

Erst jetzt, seit sie allein ist, fragt sie sich, ob wirklich alles, was schwach ist oder zum Rand hin tendiert, so radikal abgeschnitten werden muss. Der Kern einer Kugel, würde ihre kleine Schwester, die in Mathematik immer so gut gewesen war, wahrscheinlich jetzt sagen, ist im Grunde genommen ein Punkt, und zwar einer, dessen Größe im negativen Bereich gegen Unendlich geht. Aber was war der Kern? Eine Idee oder ein einzelner Mensch? Stalin vielleicht? Oder der ganz und gar menschenlose, ganz und gar reine Glaube an eine bessere Welt? Aber in wessen Kopf sollte der Glaube denn wohnen, wenn eines Tages überhaupt kein Kopf mehr da war? Ein Einzelner konnte seinen Kopf verlieren, nicht aber eine ganze Partei, hatte sie noch vor zwei Jahren gedacht. Inzwischen sah es so aus, als könne durchaus eine ganze Partei sämtliche Köpfe verlieren, als schleudere die Kugel selbst all ihre Punkte davon, und würde kleiner und kleiner, nur um sich ihres eigenen Zentrums zu vergewissern.

Im negativen Bereich gegen Unendlich.

In Wien hatte ihr Mann früher darüber gelacht, wenn in einer Theaterkritik gestanden hatte: *Er spielte nicht Othello – er*

war Othello. Altmodisch hatte er diese Begeisterung über die gelungene Illusion genannt. Das Verschmelzen des Darstellers mit der Maske hatte er als den Gipfelpunkt bürgerlicher Verlogenheit interpretiert, und jetzt warf man ausgerechnet ihm im Land der Zukunft, in dem sich in der Arbeit aller für alle kein Betrug mehr verbergen sollte, in dem der Gewinn des Einzelnen allen zugute kommen und deshalb der Egoismus und alles Taktieren an der Basis ausgehebelt sein sollte, Doppelzüngigkeit vor? Hatten sie als ständig Gejagte so oft die Namen gewechselt, dass den eigenen Genossen die Erinnerung an das, was hinter ihren Namen lag, entflohen war? Warum sonst war jetzt so oft die Rede von Masken und Larven? Oder hatten sie, während sie gegen den äußeren Feind kämpften, sich diesem tatsächlich längst anverwandelt, ohne es selbst zu merken? Würde das, was aus ihnen schlüpfte, ihnen selbst feindlich gesonnen sein? Hatte ihr eigenes Wachsen, ohne dass sie es selbst bemerkten, die Seiten gewechselt?

Jeder Mensch, der dialektisch funktioniert, hat alle Gedanken in seinem Kopf. Die Frage ist nur, welchen Gedanken ich rauslasse. Es ist selbstverständlich, der Mensch ist schuldig. Daneben entsteht der Gedanke, der Mensch ist unschuldig. Hier ist kein Ausweg dadurch zu finden, dass ich immer wieder den jungen Dichter D. aufmarschieren lasse, der unschuldig ist. Es kommt immer wieder auf der einen Seite der unschuldige D., und auf der anderen Seite eine zufällige Verhaftung. Der Mann ist unschuldig, und ich sehe, dass er unschuldig ist, und ich helfe dazu, das zu beweisen, und dann wird er verhaftet, und das bedeutet, dass die Verhaftung eine zufällige Sache ist. Aber dadurch, dass die Verhaftung nicht zufällig ist, wird auf der anderen Seite bewiesen, dass der Mann nicht unschuldig ist. Deshalb will ich dir recht geben. In einer

Sache, wo du doch nicht recht hast.

Auf diesem Stück Steppe, 45.61404 Grad nördlicher Breite, 70.751954 Grad östlicher Länge, gibt es nur drei Monate im Jahr keinen Frost. Schon in wenigen Wochen wird das Gras die grüne Farbe, die es jetzt noch hat, verlieren, es wird braun werden und, wenn im Wind ein Halm gegen den anderen geweht wird, leise rascheln. Bevor noch der erste Schnee fällt, werden winzige Eiskristalle die Halme überziehen, auch die kleinen Steinchen auf der Oberfläche der Steppe werden, jeder ohne Ausnahme im gleichen Frost liegend, dann von Rauhreif überzogen und zusammengefroren sein. Vom ersten Frost an wird es dem Wind nicht mehr gelingen, sie noch durcheinander zu wirbeln.

Am Wochenende vor seiner Verhaftung war ihr Mann zu einer Sitzung gegangen und hatte hernach über das, was dort besprochen wurde, ganz gegen seine Art, kein Wort verloren. Er war erst gegen Morgen heimgekommen, hatte ihre Angst nicht fortgelacht, nicht seine Zähne gebleckt und nicht seine Haarsträhne nach hinten geworfen, war so schweigsam gewesen wie nur einmal vor zwei Jahren, nachdem er erfahren hatte, dass seinem Antrag auf Aufnahme in die KPD¹ stattgegeben worden war, dem ihren dagegen nicht.

Seit ihr Mann abgeholt wurde, weiß sie, dass sie, während sie hier ihr Leben aufschreibt, nicht nur mit ihrem Leben spielt, sondern auch mit dem seinen, nicht nur mit ihrem Tod, sondern auch mit dem seinen, oder spielt sie gegen den Tod, oder macht das Für und Wider dabei gar keinen Unterschied? Sie weiß, dass sie mit jedem Wort, das sie schreibt oder nicht schreibt, auch mit dem Leben ihrer Freunde spielt, so wie im Gegenzug dazu ihre Freunde, wenn sie zu ihr befragt werden, mit dem ihren spielen müssen. G., der *Vordenker der*

kommunistischen Bewegung, hatte seine Freundschaft zum Trotzlisten A. bis zuletzt nicht geopfert.

Wie ich erfahre, lebt Genosse H. seit ungefähr 3 Jahren mit seiner Frau, der Genossin H., zusammen in Moskau. Er kannte sie zwar schon früher, aber seit 3 Jahren ist der Bund geschlossen. Hat sich Genosse H. über ihre Biographie aus der früheren Zeit bei anderen Genossen erkundigt, oder kennt er sie nur aus ihrem Mund?

Meine Frau, die Genossin H., ist, wie viele von euch wissen, seit 1920 Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs.

Unmittelbar vor ihrer Abreise nach Moskau hat sie in Prag Kontakt gehabt zu dem Trotzlisten A.

Darüber kann ich nichts sagen, ich war damals noch in Berlin.

Wir haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, über alles zu sprechen, was wir wissen.

Erst in der späteren Arbeit hat sich A. zum Trotzlisten entwickelt. Ich kann dafür bürgen, dass die Genossin H. sich nicht mit ihm identifizierte und sich vor allem in der Beurteilung der Sowjetunion schärfstens von ihm abgrenzte.

Meines Erachtens waren zwischen ihr und A. engere als nur freundschaftliche Beziehungen. Zum Abschied jedenfalls haben sie sich an diesem bewussten Abend umarmt, steht im Bericht des Genossen Sch.

Darüber kann ich nichts sagen.

Antworte auf die Frage: Waren bei ihr halbtrotzkistische, trotzkistische oder oppositionelle Strömungen zu spüren?

Nein, damals nicht.

Was heißt *damals nicht*? Ich muss sagen, ich habe nicht das Gefühl der restlosen Wahrhaftigkeit. Was liegt noch dahinter? Warum spricht Genosse H. nicht von sich aus über den Fall der Genossin H. in diesem Zusammenhang? Warum

muss er erst durch Zwischenfragen dazu gebracht werden, hierüber zu sprechen?

Es war bei ihr von irgendeiner Opposition, in dem Sinne innerhalb der Partei, keine Rede.

Ich hoffe, es ist allen Genossen klar, dass wir in kritischen Situationen unseren Mann stehen müssen. Wir müssen diesen Banditen, die unsere Genossen in Deutschland foltern und ihre Spione hierherschicken, mit Vernichtungswellen begegnen. Was, wenn es den Schuften oder Konterrevolutionären wie A. gelungen wäre, auf den Genossen Stalin zu schießen? Genossen, es geht um die Frage: Frieden oder Krieg.

Würde ihre mütterliche Freundin O., mit der sie sich Sommer für Sommer bis in den September hinein die Datsche geteilt hatten, bei einem Verhör verschweigen oder doch zugeben, dass sie gemeinsam an der Schuld des verhafteten jungen Dichters D. gezweifelt hatten? Hatte die Frau des kürzlich wegen trotzkistischer Umtriebe zum Tode verurteilten und erschossenen Autors V., die jetzt von Schneiderarbeiten lebte und deshalb zur Anprobe in ihr Zimmer gekommen war, vielleicht wirklich in ihren Papieren gewühlt, während sie selbst auf der Toilette war? Warum wurde R., mit dem sie und ihr Mann zu Beginn ihrer Moskauer Zeit so viele gute Gespräche über Literatur geführt hatten, genau eine Woche vor der Verhaftung ihres Mannes in die deutsche Wolgarepublik abkommandiert? Wer war dafür verantwortlich, dass in der Rezension, die sie im Juli für die *Deutsche Zentralzeitung* geschrieben hatte, der letzte Satz einfach gestrichen worden war, so dass ihre Stellungnahme gegen das Buch des schnurrbärtigen K. sich ins Gegenteil verkehrte? Und war das ihr Glück oder ihr Unglück? Lange schon trifft sie sich nicht mehr mit den Freunden, mit denen sie in den ersten Jahren manchmal Karten gespielt hat, die literarischen

Arbeitsgemeinschaften wurden schon vor zwei Jahren aufgelöst, nicht einmal Versammlungen der deutschen Parteigenossen finden mehr statt. Ihre Freundin C., die sich früher so oft bei ihr ausgeweint hat, weil sie keine Kinder bekommen konnte, hat ihr neulich nicht einmal mehr zugenickt, als sie draußen am Café *Krasni Mak* vorüberging und sie, die *Frau des verhafteten H.*, drinnen hinter dem Fenster sitzen sah.

Und sie selbst?

Bei den Proben für das letzte Theaterstück, das ihr Mann vor seiner Verhaftung geschrieben hatte, waren innerhalb weniger Tage fünf von acht Schauspielern verhaftet und die Proben daraufhin bis auf Weiteres ausgesetzt worden. Die Genossin Fr., die Frau eines dieser Schauspieler, war gestern im Café auf sie zugekommen, sie hatte Sascha, ihren neunjährigen Jungen, an der Hand gehalten und sie inständig gebeten, ihr und dem Kind wenigstens für eine Nacht Quartier bei sich zu geben. Ich kann nicht, hatte sie der Frau geantwortet. Die Frau hatte sich ohne ein weiteres Wort umgedreht und war wieder hinausgegangen, mit dem Kind an der Hand. Ich kann nicht. Noch vor wenigen Wochen hatte ihr Mann in den Probenpausen Papierflieger für Sascha gebaut. Unvorstellbar lange scheint es ihr her zu sein, dass sie von Majakowski gelernt hat: *Es genügt nicht, achtzehn zu sein.*

Im Kampf gegen die Willkür und die Menschenverachtung der Faschisten haben sie alle ihr Leben riskiert, haben mit dem Tod, der der Faschismus ist, gerungen, und viele von ihnen sind ihm dabei zum Opfer gefallen. Wenn die junge und schöne Sowjetunion im Gegensatz dazu aber, wie sie noch immer glaubt, das Leben selbst ist, kann doch der Tod hier keine Währung mehr sein. Dann kann, wenn hier auch nur einer von ihnen, den Kämpfern gegen Willkür, durch Willkür

sein Leben verliert, sein Tod nur bis in die tiefste Tiefe umsonst sein, und nichts mehr, was es hier gibt, hätte den Namen Leben verdient, auch wenn es, von außen betrachtet, vielleicht noch so aussähe.

Wenn aber im Land der Zukunft der Tod noch immer eine Währung wäre, in der man für eine Schuld, die man nicht kennt, bezahlt, wenn es also nicht einmal hier geglückt wäre, die Trennung zwischen den Menschen, die Handel, Geschäft und Betrug heißt, niederzureißen, wenn es auch hier noch die verfluchten zwei Seiten der Menschheit gäbe, wie bei jedem beliebigen Handel der alten Welt, unüberbrückbar, dann hieße das, der Kauf hätte ohne ihr Zutun längst stattgefunden, und alle ihre Genossen, auch sie und ihr Mann, wären längst schon verraten und verkauft, und würden nur einem Verkäufer, den sie nicht kennen, den Kaufpreis noch nach, der aus ihnen selber besteht, und zwar nicht ein-, zwei- oder drei-, sondern zehn-, hundert- und tausendfach vielleicht sogar.

Ist es also wirklich schon soweit, dass sie nur noch hoffen kann, die Geheimdienstbeamten, die ihren Mann von ihr gerissen haben, seien nur Verräter, *Volksfeinde unter dem Deckmantel politischer Wachsamkeit*, seien, womöglich bis in die höchsten Ebenen hinauf, Hitlers Leute? Denn nicht nur ihr Mann, sondern alle, von deren Verhaftung sie bisher gehört hat, sind ihr lang vertraute Genossen gewesen. Beinahe sicher ist sie sich jetzt: Nur wenn Hitler in Wahrheit ihr Widersacher ist, sogar hier, in der Hauptstadt der Sowjetunion, nur dann kann über Misshandlung und Tod der Antifaschisten hinaus deren Hoffnung auf eine bessere Welt lebendig bleiben. Oder will vielleicht Stalin selbst, als Hitler verkleidet, der wiederum als Stalin verkleidet ist, zweifach maskiert, zweifach verlarvt und tatsächlich doppelzüngig – als

sein eigener Agent, aus Angst, in einer guten Welt die Hoffnung auf eine bessere für immer zu verlieren, aus Angst vor dem Stillstand, die kommunistische Bewegung noch einmal ins Hoffen zurückmorden? Vielleicht träumen sie alle gemeinsam einen Alptraum, aus dem es niemals mehr ein Erwachen geben wird, und in diesem Alptraum ist Stalin der gute Vater, der mit dem Messer in die Schlafstuben seiner Kinder fährt?

*Unser Land, es blüht, gedeiht,
Höre, Liebling, höre,
Unser ward's auf ewige Zeit.
Hör es, Liebling, höre.*

*Kind, dein Land wird gut bewacht,
Schlaf, mein Kindchen, schlafe,
Rotarmist hält draußen Wacht.
Schlaf, mein Liebling, schlafe.*

5

Während sie aufsteht, um sich aus dem Samowar in der Gemeinschaftsküche noch einmal heißes Wasser für ihren Tee zu holen, begegnet sie auf dem Flur dem indischen Genossen Al. Er grüßt, fängt aber heute kein Gespräch mit ihr an. Sicher hat auch er inzwischen von der Verhaftung ihres Mannes gehört. Letzten Monat, als er in Moskau noch neu war, waren sie und ihr Mann beim Kochen mit ihm ins Gespräch gekommen, zuerst hatte er sich im Stehen an den Küchentisch angelehnt, irgendwann mit baumelnden Beinen auf dem Rand des Tisches gesessen und schließlich die Beine nach oben gezogen, um, immer im Reden, wie ein höchst lebendiger Buddha im Schneidersitz da zu hocken, auf dieser

abgenutzten Tischplatte, auf der die Russen sicher schon zur Zarenzeit Pelmeni ausgestochen, später chinesische Genossen hartgekochte Enteneier in Asche, oder Franzosen Fleisch in einer Marinade aus Öl und Knoblauch gewälzt hatten. Sie selbst hatte anlässlich des VII. Weltkongresses vor zwei Jahren auf diesem Tisch Apfelstrudel für ihre dänischen, polnischen und amerikanischen Freunde gemacht. Wie ein gewaltiger Liebesakt war dieser Kongress gewesen, die Verschmelzung aller mit allen im gemeinsamen Kampf für eine Menschheit, die endlich zu sich selbst kommen würde. Sie und ihr Mann hatten im Anschluss an die Versammlungen oft nachts im Bett weiter darüber diskutiert, wie die neue Weltordnung aussehen müsste, ob es überhaupt noch eine Ordnung sei, und welches neue Band das alte Band der Zwänge ersetzen würde.

Dann schoss L. dazwischen und schrie mich an. Ich sagte zu ihm, halt doch den Mund. Dann drängte er mich an die Seite und fing an, mich an dem Hemd anzufassen.

M. sagt, ich hätte ihn bei der Brust gepackt. Alle wissen, dass das nicht der Fall ist. Ich habe noch nie jemanden bei der Brust gepackt, ich denke nicht daran.

Es standen 8 Genossen herum. Ich sagte zu L., fass mich nicht an. L. schrie: Fass mich nicht an. Ich sagte dann noch einmal: Nimm deine Pfoten hinweg.

Auf einmal sagt Genosse M.: Tu deine dreckigen Pfoten weg.

Dann fing L. an: Das werden Sie mir büßen, das kommt vor eine Parteizelle.

Darauf schrie M.: Vielleicht waschen sie dir ja da deine dreckigen Pfoten in Unschuld!

Genosse L. hat ein volltönendes Organ, und das hat er eingesetzt: Sie werden noch sehen, was ich aus einem wie Ihnen mache!

Phantasie!

In dem Zimmer, das sie in den letzten drei Jahren gemeinsam mit ihrem Mann bewohnt hat, und in dessen Leere sie jetzt wieder eintritt, hängt an der Wand noch immer der gelbe Wandteppich mit der gestickten Sonne aus ihrem ersten sowjetischen Urlaub. Jeden Morgen verlässt sie vor Tagesanbruch das Haus und stellt sich noch im Dunkeln vor der Ljubjanka 14, der Geheimdienstzentrale, an, um nach ihrem Mann zu fragen, danach geht sie zum Butyrki-Gefängnis. Hier wie dort werden die Schalterfenster vor ihr heruntergeschoben. An Pieck, an Dimitroff, Ulbricht und Bredel hat sie schon geschrieben, aber niemand kann oder will ihr Auskunft darüber geben, ob ihr Mann zurückkommen wird, ob seine Verhaftung ein Irrtum war oder ihm der Prozess gemacht werden wird, ob man ihn in die Verbannung schicken will oder erschießen. Oder schon erschossen hat. Plötzlich muss sie daran denken, wie der Freund ihrer Freundin in jener Nacht neben ihr saß, und seine Tränen ihm still vor die Füße tropften. Jetzt erst also weiß sie vom Leben genauso viel, wie er damals schon wusste. Mit der Verhaftung des Menschen, mit dem sie am engsten verbunden war, ist im Grunde genommen ihr eigenes Leben ihr selbst unerreichbar geworden.

Ich ersuche Sie um Aufnahme in den Sowjetstaatsverband und bitte Sie, mir die Möglichkeit zu geben zu beweisen, dass ich ein sowjetischer Mensch bin.

6

Als der Fahrstuhl gegen 4 Uhr morgens, kurz vor Sonnenaufgang, in ihrer Etage anhält, hört sie es nicht, denn sie ist, am Schreibtisch sitzend, über den Papierbögen

eingeschlafen. Ihre Stirn liegt auf dem Wort *Wachsamkeit*, als die Beamten ins Zimmer kommen, um sie zu verhaften. Den kleinen, dunkelblauen Koffer, der schon seit langem neben der Tür bereitsteht, vergisst sie. Als im Haus wieder Stille einkehrt, steht er noch immer neben der Tür. Er enthält das Foto einer jungen Frau mit einem großen Hut, auf der Rückseite gestempelt vom Inhaber eines Fotogeschäfts in der Landstraßer Hauptstraße Wien, weiters ein vollgeschriebenes Heft, einige Briefe, einen österreichischen Pass, ein schmutziges, rotes Flugblatt, ein Mitgliedsbuch der Kommunistischen Partei Österreichs, ein Exzerpt über »Erdbeben in der Steiermark«, ein in Papier eingeschlagenes Typoskript, einen Zettel mit einem Rezept für Barches und ganz zuunterst ein kleines, *schlunzig* und *schleißig* genähtes Puppenkleid aus rosafarbener Seide.

Und jetzt weiß sie endlich, wessen Stimmen sie die ganze Zeit gehört hat, bei minus 63 Grad Celsius trifft sie sie wieder. Wie angenehm das ist, in dieser Kälte ohne Körper zu sein. Nachts werden hier, wo sie über das Ende der Welt weit hinaus sind, die Erze von der Schlacke getrennt, was schlecht ist, wird verbrannt, in Flammen lodert es auf, die höher sind als der Stephansdom, farbenprächtige Gebilde sind das, bunt wie der Horizont, Lichtfontänen, schöner ist das als alles, was sie jemals gesehen hat, herrlich ist das, dieses Verbrennen von Schlacke in der Mitte von Nirgendwo, das Allerschönste.

Die Lebenden hacken tagsüber den erzhaltigen Ton, transportieren ihn mit Loren fort und entzünden nachts diese Feuer. Und die Toten verbrennen in diesem Feuer all die Sätze, die sie, als sie selbst noch Lebende waren, einmal gesagt haben – aus Angst, aus Überzeugung, aus Zorn, aus Gleichgültigkeit oder aus Liebe gesagt haben. Warum bist du hier, fragt sie denjenigen, von dem sie weiß, dass er einmal gesagt hat: *Wir sehen uns hier im Flug der Gespräche ziemlich*

genau. Ich war durstig, sagt er, und habe deshalb von dem Wasser getrunken, das nicht abgekocht war, und bin an Typhus gestorben. Und du, fragt sie denjenigen, von dem sie weiß, dass er jemand anderen einmal einen *Schundliteraten* genannt hat. Ich bin erfroren. Und du? *Wenn das jemand sieht.* Ich bin verhungert. Irgendein Satz fliegt in den Himmel hinauf und hat nicht mehr und nicht weniger Gewicht, als der, der ihn einmal gesagt hat. Und du? Ich bin wahnsinnig geworden, erst der Tod hat mich wieder zur Vernunft gebracht, sagt er und lacht, und sein Lachen hat hier, etwa 250 Meter über dem Steppenboden, eine pelzige Konsistenz. Ich, sagt ein anderes Stück Luft, erinnere mich nur noch daran, wie ich mich irgendwo angelehnt habe, weil ich zu schwach war, um weiterzugehen, und jemand hat mir im Vorübergehen in die Augen geschaut, die ich damals noch hatte. Ich bin froh, hört sie eine weibliche Stimme, hört ohne Ohren, so, wie sie ohne Augen sieht, ich bin froh, hört sie die Stimme sagen, dass mit den Augen auch mein Weinen endlich aufgehört hat, denn mein eigenes Kind hat sich von mir, als ich verhaftet wurde, losgesagt, hat mich eine *Volksfeindin* genannt, da habe ich mein Hemd zerrissen, daraus einen Strick gedreht und mich am Türriegel erhängt.

Wir sehen uns hier im Flug der Gespräche ziemlich genau.

Vielleicht müsste man einmal die Stärke des Luftzugs untersuchen, den so eine Seele beim Umherirren macht. Vielleicht werden auch hier, mitten in dieser Wüste, einmal Blumen wachsen, Tulpen vielleicht sogar, vielleicht wird die Anwesenheit unzähliger Schmetterlinge eines Tages einmal ebenso wirklich sein, wie es jetzt die Abwesenheit jeglicher Schmetterlinge ist, bei minus 63 Grad Celsius. Sie hat nun, wie die anderen Toten, alle Zeit der Welt, um auf andere Zeiten zu warten. Für die Lebenden allerdings, denen keine andere Zeit zur Verfügung steht, als die, in der sie zufällig einen Körper besitzen, ist das einzige Bunte, das sie,

gemeinsam mit den Toten, des Nachts hier sehen können, die Lohe.

7

Als sie noch lebendig war, musste sie im vergangenen Sommer zusammen mit den anderen Frauen draußen vor dem Lager mehrere große Gruben ausheben, damit sie später im Winter, wenn der Boden gefroren wäre, einen Platz hätten, wo sie sich begraben könnten. Gemeinsam haben sie sich selbst und ihren Freundinnen, auch ihren Feindinnen, und auch denen, die ihnen gleichgültig waren, Gräber gegraben auf Vorrat.

An irgendeinem Tag des einundvierziger Sommers hat sie ihre Spitzhacke an einem bestimmten Punkt der Erde in die Erde geschlagen, und begonnen, sich ihre eigene Grube zu graben, natürlich ohne zu wissen, dass es genau dieser Ort auf der unendlichen Erdoberfläche sein würde, der ihr zur Wohnung für den ewigen Winter bestimmt war. 45.61404 Grad nördlicher Breite und 70.75195 Grad östlicher Länge würden Menschen diesen ansonsten namenlosen Ort nennen, an dem sie an einem Sommertag bei vierzig Grad Hitze ihre Spitzhacke in den trockenen Sand schlägt, Gras, kleine Insekten und Staub fliegen umher, bis in die Tiefe hinein ist die Erde hier vollkommen trocken.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.

Im einundvierziger Winter zieht nachts, als alle schlafen, die Dienstuende das kaltgewordene rechte Bein der Toten unter dem warmen Bein einer Schlafenden hervor, schleift den leblosen Körper aus der Baracke und bringt ihn in die Totenbaracke hinüber. Bei der Kälte, die hier herrscht, dauert es nicht einmal zwei Tage, bis so ein Körper mitsamt dem

Fleisch, das die Knochen bekleidet hat, zum Skelett gefroren ist.

Vor vielen Jahren hat der eine das eine Wort gesagt, und der andere das andere Wort, Worte haben Luft bewegt, Worte wurden mit Tinte auf Papier geschrieben, wurden abgeheftet, Luft ist aufgerechnet worden mit Luft, und Tinte mit Tinte. Es ist schade, dass man die Grenze nicht sehen kann, an der Worte aus Luft und Worte aus Tinte sich in etwas Wirkliches verwandeln, ebenso wirklich werden wie eine Tüte Mehl, eine Volksmenge, die in Aufruhr gerät, ebenso wirklich wie das Geräusch, mit dem die gefrorenen Knochen der Genossin H. im Winter einundvierzig in eine Grube hinunterrutschen, dieses Geräusch hört sich so an, wie wenn jemand hölzerne Dominosteine in ein Kästchen zurückwirft. Denn wenn es kalt genug ist, klingt etwas, das einmal aus Fleisch und Blut war, genauso wie Holz.

INTERMEZZO

Der Genosse Ö., der die Genossin H. privat, das heißt seiner Frau gegenüber, immer als *schmallippige Hysterikerin* bezeichnet hat, legt deren Kaderakte auf den linken Stapel auf seinem Schreibtisch, nicht auf den rechten.

Den linken Stapel leitet er an den Genossen B. weiter.

Der Genosse B. erinnert sich, als er die Akte aufschlägt, daran, auf der Datsche von H. und und dessen Frau vor Jahren einmal zu Besuch gewesen zu sein, Letztere hatte einen ausgezeichneten Apfelstrudel gebacken. Ein Apfelstrudel kann jedoch kein Grund sein, ein konterrevolutionäres Element zu verschonen. Deshalb legt er die Kaderakte auf den linken Stapel, nicht auf den rechten.

Den linken Stapel leitet er weiter an den Genossen S.

Der Genosse S. fragt sich, ob die Genossin H., war sie überhaupt noch Genossin?, wenn sie denn verhaftet wäre, etwas Nachteiliges über ihn sagen könnte, um sich selber zu retten? Hatte er irgendwann einmal ihr gegenüber etwas gesagt, das ihn belasten würde? Da ihm nichts Derartiges einfällt, legt er ihre Akte auf den linken Stapel auf seinem Schreibtisch, nicht auf den rechten.

Den linken Stapel leitet er weiter an den Genossen L.

Der Genosse L. liest den Lebenslauf der Genossin H., welcher der Kaderakte beigegeben ist, bis zu dem Punkt, an dem klar wird, dass es sich bei dem verhafteten H. um ihren Mann handelt. Dieser H. hat ihm in einer Diskussion einmal wörtlich vorgeworfen, er habe *keinen Arsch in der Hose*. Er legt den Lebenslauf der Genossin H., die er persönlich nie kennengelernt hat, deshalb ohne Zögern in die Kaderakte zurück, klappt diese zu und legt sie auf den linken Stapel auf seinem Schreibtisch, nicht auf den rechten.

Den linken Stapel leitet er weiter an den Genossen F.

Der Genosse F. kennt die Genossin H. sehr gut und auch ihren Mann, der schon verhaftet ist. Er hält es für vollkommen unwahrscheinlich, dass die beiden, wie behauptet wird,

trotzkistische Spione sein sollen. Auf dem rechten Stapel auf seinem Schreibtisch liegen schon fünf Kaderakten von guten Freunden, für die er direkt bei Stalin intervenieren will. Mehr als fünf hat gar keinen Sinn, das weiß er.

Er steht auf und nimmt aus dem Regal eine Flasche Wodka. Während er sich ein Gläschen randvoll einschenkt, es ansetzt und mit einem Schluck leert, denkt er daran, wie er während einer der letzten Aussprachen im Schriftstellerverband als *hoffnungsloser Alkoholiker* bezeichnet worden ist.

Er geht zu seinem Schreibtisch zurück und legt die Kaderakte der Genossin H. nach links. Später leitet er alle Akten, die links liegen, weiter an den sowjetischen Genossen Shu.

Der sowjetische Genosse Shu. ist infolge des NKWD-Befehls Nr. 00439, des Befehls Nr. 00485 und anderer, die nationalen Verhaftungskontingente betreffenden Befehle verpflichtet, innerhalb dieses Monats, Oktober 1938, je 50 Deutsche, Polen, Koreaner, Griechen und Iraner zu verhaften. Um die Listen zu erstellen, geht er alphabetisch vor, das heißt, er beginnt für jede Nationalität mit dem Buchstaben A.

Beim iranischen Kontingent kommt er so bis zum Buchstaben N.

Beim griechischen bis zum Buchstaben S.

Beim koreanischen bis zum Buchstaben L.

Beim polnischen bis zum Buchstaben D.

Und beim deutschen bis zum Buchstaben F.

Beim Schreiben der Listen unterläuft ihm ein kleiner Fehler, er verwechselt nämlich den Namen, unter dem die Genossin H. in die Sowjetunion eingereist ist, mit deren wirklichem Namen. Ihr Name im falschen deutschen Pass, mit dem sie vor vier Jahren in die Sowjetunion eingereist ist, lautete Lisa Fahrenwald, abgekürzt also F.

Und dabei hat sie noch Glück, dass sie am Ende der Liste steht, und nicht, wie die ersten 10 Personen eines jeden

Kontingents, unter die Kategorie 1 fällt. Für die Kategorie 1 lautet nämlich das Urteil: *Tod durch Erschießen*.

Für die Kategorie 2 aber, also für die restlichen 40 Personen auf jeder Liste, darunter auch H., die hier versehentlich unter dem Namen Lisa Fahrenwald firmiert, lautet das Urteil nur: *acht bis zehn Jahre Lagerhaft*.

Alles hätte aber auch anders kommen können.

Zwar hätte der Genosse Ö., der die Genossin H. privat, das heißt seiner Frau gegenüber, immer als *schmallippige Hysterikerin* bezeichnet hat, in jedem Fall deren Lebenslauf auf den linken Stapel gelegt, nicht auf den rechten. Und hätte den linken Stapel weitergeleitet an den Genossen B.

Aber wäre dem Genossen B. zum Beispiel nicht nur der ausgezeichnete Apfelstrudel der Genossin H. eingefallen, sondern wäre ihm auch der Gedanke gekommen, dass die Genossin H. bei einer eventuellen Vernehmung ihn, also den Genossen B., aufgrund des Datschenbesuchs ganz sicher als Bekannten, vielleicht sogar als Freund, aufführen würde, hätte er ihre Akte wahrscheinlich doch lieber auf den rechten Stapel gelegt.

Wäre ihm aber dieser Gedanke nicht gekommen, wäre es also beim linken Stapel für die Akte der H. geblieben, dann hätte nach Weiterleitung der Akte immerhin der Genosse S. sich vielleicht daran erinnert, dass er im vergangenen März unmittelbar nach der Versammlung, in der die Parteigruppe zur Verurteilung Bucharins Stellung genommen hatte, noch mit dem Genossen H. und seiner Frau zusammengestanden und in einem Anfall von Übermut einen politischen Witz erzählt hatte.

Drei Gefangene sitzen in einer Zelle und unterhalten sich.

Warum sitzt du?

Ich war für Bucharin.

Und du, warum?

Ich war gegen Bucharin.

Und du?

Ich bin Bucharin.

Alle drei hatten gemeinsam gelacht. Wenn aber der Genossin H., war sie überhaupt noch Genossin?, bei einem Verhör einfiel, dass er diesen Witz erzählt hatte, würde ihm das ganz sicher zum Verhängnis. Genosse S. hätte sich also für den rechten Stapel entschieden, nicht für den linken.

Nur wenn seine eigene Erinnerung ihn im Stich gelassen hätte, wäre die Akte der H. doch auf dem linken Stapel gelandet und an den Genossen L. weitergeleitet worden.

Der Genosse L. hätte sich nun vielleicht, wer weiß, plötzlich beim Durchsehen der Akte gefragt, ob es sich bei der H. wohl um die Frau handelte, deren prachtvolles rotes Haar er auf Versammlungen oft aus der Ferne bewundert hatte, die ihm aber nie vorgestellt worden war. Er hätte seine Sekretärin, die gerade mit neuen Akten hereinkam, beiläufig gefragt, ob sie wisse, was denn die H. für eine sei, und die Sekretärin hätte gesagt: So ein jüdischer Rotschopf. Daraufhin hätte er, die Sekretärin wäre wieder fort gewesen, den Lebenslauf der H. auf den rechten Stapel gelegt.

Obgleich es sich bei ihr offensichtlich um die Frau des Genossen H. handelte, der ihm einmal öffentlich vorgeworfen hatte, er habe *keinen Arsch in der Hose*.

Aber so weit er wusste, war H. ja verhaftet.

Danach hätte er, bevor er die Akten weitersortierte, einen Augenblick lang versucht, sich vorzustellen, wie die H., der *jüdische Rotschopf* mit der milchigen Haut, wohl zwischen den Beinen aussehen mochte, und sich gefragt, ob die Haare, die sie dort unten hatte, wohl auch rot waren oder doch blond.

Wäre die Sekretärin aber zum Beispiel in diesem Augenblick n i c h t ins Zimmer gekommen, als der Genosse L. die Kaderakte der H. in den Händen hielt, wäre die Akte mit

großer Wahrscheinlichkeit doch auf dem linken Stapel des Genossen L. gelandet und an den Genossen F. weitergeleitet worden.

Der Genosse F. nun kennt die Genossin H. sehr gut und auch ihren Mann, der schon verhaftet ist. Er hält es für vollkommen unwahrscheinlich, dass die beiden, wie behauptet wird, trotzkistische Spione sein sollen. Auf dem rechten Stapel auf seinem Schreibtisch liegen schon fünf Kaderakten von guten Freunden, für die er direkt bei Stalin intervenieren will. Mehr als fünf hat gar keinen Sinn, das weiß er.

Vielleicht steht er auf, nimmt aus dem Regal eine Flasche Wodka. Und denkt, während er sich ein Gläschen randvoll einschenkt, es dann ansetzt und mit einem Schluck leert, daran, wie er in einer der letzten Aussprachen im Schriftstellerverband als *hoffnungsloser Alkoholiker* bezeichnet wurde.

Vielleicht geht er zum Schreibtisch zurück, schaut die Akten seiner Freunde jetzt doch noch einmal durch, nimmt schließlich eine davon und legt sie auf die andere Seite, nach links, während er die Akte der H. nach rechts legt.

Und leitet wenig später nur die Akten, die links liegen, weiter an den sowjetischen Genossen Shu.

Und wenn doch nicht? Wenn er die H. doch nicht gegen einen seiner fünf Freunde eintauscht, sondern weiterreicht an den Genossen Shu.?

Dann hätte noch immer der Genosse Shu. bei genauerem Studium der Akte der H. sehen können, ja müssen, dass Lisa Fahrenwald, abgekürzt F., in Wahrheit die Genossin H. war, damit wäre sie an diesem Tag nicht in das Kontingent der deutschen Genossen eingeteilt worden, weder in Kategorie 1, noch in Kategorie 2.

Eine Woche später, als die Buchstaben H bis M zur Verhaftung fällig gewesen wären, hätte H. ausnahmsweise einmal bei ihrer alten Freundin O. übernachtet, nachdem sie

diese am Tag zuvor im Café *Krasni Mak* zufällig getroffen und ihr von ihrer Einsamkeit erzählt hatte, die sie nur einer solchen langjährigen Freundin gegenüber beim Namen nannte.

Ich bin seit der Verhaftung von H. so einsam wie noch nie in meinem ganzen Leben, hätte sie zu ihrer Freundin gesagt. O. hätte sie daraufhin beim Arm genommen und aus dem Café geführt, wäre mit ihr den Arbat hinunter spaziert bis zu dem Haus, in dem sie ihr Zimmer hatte. Spät in der Nacht noch hätte H. der Freundin vom neunjährigen Sascha und den Papierflugzeugen erzählt und zu weinen begonnen. Daraufhin hätte O. ihr im Erker des kleinen Zimmers eine Matratze auf den Boden gelegt und ihre Freundin H. über Nacht bei sich behalten.

Die Beamten des NKWD hätten sie deshalb in eben dieser Nacht, in der nämlich der Buchstabe H fällig gewesen wäre, nicht zu Hause angetroffen, und damit wäre die Sache erledigt gewesen, denn in der drauffolgenden Woche wäre schon der Buchstabe N, wie zum Beispiel Neuwiedner, dran gewesen, und es wäre inzwischen dem Antrag der Genossin H. auf Einbürgerung in die Sowjetunion stattgegeben worden und sie damit der Zuständigkeit des Genossen Shu. auf immer entzogen.

Ende 1938 wäre mit der Verhaftung des Geheimdienstchefs Jeschow die Zeit der kontingentweisen Verhaftungen vorüber gewesen, allerdings wären viele der unter Jeschow Verhafteten dennoch nie wieder aufgetaucht. Die Genossin H. hätte noch viele Briefe geschrieben, um in Erfahrung zu bringen, wie es ihrem Mann gehe, und wo er sei, hätte aber auf keinen der Briefe jemals eine Antwort erhalten. Hätte noch viele Male nach ihm gefragt und noch viele Male gesehen und auch gehört, wie der oder jener Beamte mit Unwillen das Schalterfenster vor ihr herunterschob. Andere Fragende hatten mehr Glück und erfuhren an einem solchen

Schalterfenster, dass ihre Männer oder Söhne in einem anderen Gefängnis seien, oder schon in der Verbannung, wo sie allerdings vielleicht verhungern würden, vielleicht auch erfrieren. Dann schrien sie oder begannen zu bitten, manche weinten auch einfach still in sich hinein oder verstummten.

Was ihren Lebensunterhalt anging, hätte sie nicht, wie damals die Frau des verhafteten V. als Schneiderin arbeiten können, ein für alle Mal war sie ja ungeschickt in solchen Sachen, *schlunzig* und *schleißig*. Auch als Lehrerin an der deutschen Liebknecht-Schule in Moskau konnte sie sich nicht mehr bewerben, denn die Schule war wegen Verhaftung beinahe sämtlicher Lehrer und Lehrerinnen vor einem halben Jahr geschlossen worden. Am Marx-Engels-Institut, bei Radio Moskau, in dem Verlag, der deutsche Bücher in der Sowjetunion verlegte, und bei der *Deutschen Zentralzeitung* – überall wusste man, dass sie die Frau des verhafteten H. war.

Eine Hure aber war sie wahrhaftig nicht.

Oder?

Für 2 Paar Schuhe? 1 Liter Sahne? Für 15 Erdäpfel oder 1 halbes Pfund Fett?

Verehrter Genosse Dimitroff, bitte helfen Sie mir: Geben Sie mir Arbeit. Lassen Sie mich nicht untergehen.

Würde es denn wirklich so schlimm sein, ihren Körper und die Öffnungen ihres Körpers stunden- oder halbstundenweise zu verkaufen, um ebendiesen Körper am Leben zu erhalten?

Wem sie es schließlich verdankte, dass sie im letzten Moment doch bei der Zeitschrift *Internationale Literatur* als Übersetzerin für sowjetische Lyrik eingestellt wurde, hätte sie niemals erfahren.

Wo war eigentlich ein Gedicht, während es aus der einen Sprache in die andere übersetzt wurde? Nur in den wenigen Stunden, die sie in diesem Niemandsland der Worte verbrachte, hätte sie manchmal an etwas anderes zu denken

vermocht, als an den Mann, den sie liebte, und an ihr Unglück.

Sie hätte übersetzt, für einen Hungerlohn, aber immerhin, und die Deutschen hätten den Krieg angefangen, ihr Mann wäre verschollen geblieben, und sie hätte manchmal hier oder da Fenster geputzt, um sich etwas dazuzuverdienen, und die Deutschen hätten trotz des Nichtangriffspakts die Sowjetunion überfallen, und ihr Mann wäre noch immer nicht heimgekehrt, hätten Kiew bombardiert, und sie hätte auf ihn gewartet und gewartet, und Dimitroff hätte ihr angeboten, Beiträge für den illegalen Sender zu schreiben, Institut 101, Luftangriffe auf Moskau, und sie hätte für den Rundfunk geschrieben, und Moskau hätte sich mit Brettern und Farbe getarnt, sich unkenntlich gemacht für die Deutschen, und sie sprach Deutsch, die Moskwa, als ob sie kein Fluss mehr sei, mit Brettern zugedeckt, und die Kremlmauern wie Wohnhäuser getüncht, und die goldenen Kuppeln plötzlich grün, nachts zum Luftschutz in die Metrostation, und bis Anfang Oktober einundvierzig gewartet, und dann wäre im Rundfunk ihr einmal einer begegnet, dessen Gedichte sie kannte und schätzte.

Das freut mich sehr.

Sie sprechen gut Russisch.

Na, ich weiß wirklich nicht.

Aber ja.

Der sowjetische Dichter war, und sie hätte gefunden, dass er beinahe, und sie hätte ihren Körper, und er wäre, und beide, und dann, ach, alle Öffnungen, wie?, einfach verschenkt, und dabei an ihren Mann, doch alles nicht möglich, doch nicht, deshalb schon im Morgengrauen, bevor er noch, und noch immer Luftangriffe auf Moskau, und der Arzt hätte gesagt, eine Nierenbeckenentzündung, und sie evakuiert, Kursker Bahnhof, vier Koffer, Krieg, nach Ufa. Und erst dort, im Ural, hätte, keine Nierenbeckenentzündung,

sondern der sechste Monat, Moskau wird gehalten, und der sowjetische Dichter inzwischen in Taschkent, ja, so, das Kind ein Junge, niemals Gelegenheit, es dem Dichter zu sagen, niemals Briefe geschrieben, nie wieder gesehen, die Genossin O. dem Kind eine Wiege, weiter Sendungen schreiben, verbrannte Erde, Deutsch für Deutsche, nie die Gelegenheit, es ihm zu sagen, niemals geschrieben, er auch nie da. Und ihr Mann, H.? Anschreiben gegen die deutschen Faschisten, dem Feind keine Handhabe geben, das private, das einzelne Schicksal nicht überbewerten, das Kind anderthalb Jahre gestillt, andre verhungert, H. auf immer verloren? Und dennoch der Aufbruch, die gewaltige Leistung, je größer das Opfer für die richtige Sache, desto richtiger muss doch die Sache. Das schreiende Kind, seins hätte es sein sollen, das Kind ihres H., in Wahrheit. Guter Artikel, ganz wichtig, Antifaschismus und Krieg, wirklich gute Sendung, wirklich ihr H. auf immer verloren? Eine russische Njanja fürs Kind, wie schreibt man sich in die Herzen der deutschen Faschisten, die Kesselschlacht, Stalingrad wird gehalten, und dreht ihnen, wenn man drin ist, das Herz im Leib um? Mit drei Jahren das Kind mehr ein russisches Kind als ein deutsches. Und der Krieg schließlich aus, und sie nach Moskau zurück, mit ihren vier Koffern. Und der geliebte H. noch immer auf immer verloren, wahrscheinlich, und der ferne Dichter wahrscheinlich noch immer Gedichte geschrieben, auf Russisch. Und das Kind hätte auf Russisch gefragt, wo das Ende der Welt sei. Auf Einladung der Genossen, von ihr aus auch nach Berlin, ja, warum nicht, ihr Brief an die Mutter schon lange mit dem Stempel *Evakuiert nach dem Osten* an sie zurück, in Wien also keine Familie mehr, wahrscheinlich nirgendwo mehr. Sehr wahrscheinlich. Belorussischer Bahnhof also, Berlin. Kulturarbeit, Aufbau. Und das Kind viel zu klein, um ihm zu erklären, wer sein Vater, oder wer sein Vater in Wahrheit, und dieser Vater auch viel zu weit weg, um ihm zu sagen, wie

sein Sohn, und dass überhaupt, außerdem niemals Briefe geschrieben, kein einziges Wort. Neuanfang. Trümmer. »Sisyphos«, aus dem Koffer genommen, endlich gedruckt.

Ich will meine Freunde sehen!

Wer sind denn deine Freunde?

Die Wölfe, die Füchse und die Geister!

Zumindest noch immer in Taschkent, oder wo?, der sowjetische Dichter. Von H. niemals mehr Nachricht. Sozialistische Einheitspartei. Keine Gelegenheit zu sagen oder zu schreiben, und das Kind versteht ja noch nicht. Erstes Theaterstück, großer Erfolg, verehrte Genossin H. War ihr Mann vielleicht doch noch am Leben?

Wenn ich einmal tot bin, wird mein Spielzeug immer noch da sein.

Dem Kind all das ersparen.

Dein Vater ist bei Charkow gefallen.

Zum Beispiel.

Wölfe, Füchse und Geister.

Und sonst kein Wort.

Kurz vor Vollendung ihres sechsten Lebensjahrzehnts müssen wir von der Genossin H. auf immer Abschied nehmen.

Er zeigt auf einen der Kränze.

Zeit ihres Lebens hat sie all ihre Fähigkeiten in den Dienst der Arbeiterklasse und ihrer Partei gestellt. Mit ihr verlieren wir eine beispielhafte Vorkämpferin für die proletarisch-revolutionäre Kunst.

Er schreibt den Text, der auf die Schleife gedruckt werden soll: *Für meine Mutter.*

Mit schwarzer oder mit goldener Schrift?

Mit schwarzer.

Als Tochter eines österreichischen Beamten in Brody geboren, in Wien aufgewachsen, war sie seit 1920 Mitglied der Kommunistischen Partei. 1933 emigrierte sie über Prag nach Moskau. Dort trug sie zunächst als Übersetzerin für sowjetische Lyrik bei der Zeitschrift Internationale Literatur zur Völkerverständigung bei und begann sofort nach dem heimtückischen Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion ihre aktive antifaschistische Arbeit beim illegalen Sender von Radio Moskau.

Er sagt, ja, Rosenblätter sollen, von ihm aus, ins Grab geworfen werden.

Nach ihrer Rückkehr aus der Emigration übersiedelte sie nach Berlin und begann hier, in nimmermüdem Einsatz für Frieden und Sozialismus ihre ersten eigenständigen literarischen Werke zu veröffentlichen.

Wieviele?

Wieviele sind denn so üblich?

1 Körbchen, 2 Körbchen, 5 Körbchen – je nachdem, wie groß die Trauergemeinde ist.

Dann lieber 5, sagt er.

Seither trug sie mit bedeutenden Romanen,

Theaterstücken, Erzählungen, Reportagen und Hörspielen Entscheidendes zur Entwicklung der Kunst und Kultur der DDR bei. Wie wenige vermochte es diese große Künstlerin, unserem Volk die gerechteste Sache der Welt bewusst werden zu lassen.

2

Sie weiß im Fallen, dass sie fällt, und sie weiß, dass das Geländer schon zu weit weg ist, um es mit der linken Hand zu erreichen, und mit der rechten schon gar nicht, und plötzlich fällt ihr das Treppengeländer in Wien ein, und wie groß der Adler am Ende des Handlaufs ihr als Mädchen erschienen war, und wie es im Treppenhaus immer nach Kalk und nach Staub roch, das alles fällt ihr ein, während sie fällt, als wäre die Erinnerung auch ein Sturz. Jetzt ist sie zum ersten Mal tatsächlich ein gefallenes Mädchen, und wenn es nicht zum Sterben wäre, müsste sie lachen. Ob ihre Mutter auch an sie gedacht hat in ihrem letzten Moment? Ist das überhaupt der letzte Moment? Damals, als sie im Westberliner Radiosender die Geheimrede Chrustschows hörte, hat sie einen Herzinfarkt gehabt und überlebt, soll sie jetzt etwa sterben, nur weil sie buchstäblich aus den Latschen gekippt ist, von einem Schritt auf den andern? Das erste Kapitel eine Tragödie, das zweite immer eine Farce – hat sie Marx nur gelesen, um zu wissen, dass es jetzt wirklich mit ihr zuende geht? Woran erkennt man den letzten Moment? Daran, dass so viele Gedanken in ihm gedacht werden können, wie in keinem andern? Was ist das für ein Schlund, der sich da auftut und sämtliche Gedanken, die einer denken kann, in sich hineinsaugt, fragt sie sich, und wo war dieser Schlund zuvor? Was wird nur aus ihrem Sohn, wenn sie jetzt aus dem Leben hinausstürzt?

An dem Vormittag, an dem seine Mutter verbrannt wird, sitzt der Sohn zwei Stunden zu Hause auf dem Sessel am Schreibtisch, da, wo seine Mutter beim Arbeiten immer gesessen hat, und wartet, dass die Zeit vergeht.

Für ihr Schaffen wurde sie in den letzten Jahren mit zahlreichen hohen Preisen und Auszeichnungen unserer Republik geehrt, darunter mit der Genosse-G.-Medaille, dem Großen Vaterländischen Verdienstorden sowie dem Goethe-Preis.

Der Schreibtischsessel ist mit blauem Kunstleder bezogen und lässt sich um die eigene Achse drehen. Er hat sich als Kind manchmal darauf gesetzt und gedreht, bis ihm schwindlig wurde. Dass seine Mutter sich jemals mit dem Sessel gedreht hat, glaubt er nicht.

Ihr Wirken um das Schöne und Wahre wird uns Vermächtnis und Anreiz sein im Kampf um die Wiedervereinigung unserer Heimat und den Frieden.

Liebe Mutter, hat sie gegen Ende des Krieges ihrer Mutter geschrieben, *liebe Mutter, mir geht es sehr gut. Ich habe inzwischen einen Sohn bekommen, er ist jetzt drei Jahre alt und heißt Sascha.* Wie lange war es da schon her, dass die Mutter ihr die Schachtel mit den goldfarbenen Knöpfen vom Beamtenmantel des Vaters nach Moskau geschickt hatte? Und sie hatte sich nicht einmal dafür bedankt. Hatte gedacht, die Mutter wolle sich nun auch noch der letzten Andenken an ihren Mann entledigen, die Mutter wisse nicht, was es heißt, wirklich zu lieben. Durch den Beginn des Krieges und ihre Übersiedlung nach Ufa war der Kontakt nach Wien schließlich

völlig abgerissen. Erst gegen Ende des Krieges, als sie durch ihre Arbeit beim Rundfunk erfuhr, was in den von Deutschland besiegten Ländern mit den Juden geschah, hatte sie sich gefragt, wann das Päckchen der Mutter gekommen war, 1939 vielleicht, oder 1940? *Liebe Mutter, mir geht es sehr gut. Ich habe inzwischen einen Sohn bekommen, er ist jetzt drei Jahre alt und heißt Sascha.* Der Brief war mit dem Vermerk: *Evakuiert nach dem Osten* zurückgekommen. So geschlossen und mehrfach abgestempelt, wie er zurückgekommen war, lag er noch immer ganz unten unter den Laken im Wäschefach. Jetzt wird der Sohn diesen Brief irgendwann finden. Jetzt hat sie keine Geheimnisse mehr. Jetzt kann sie den Sohn nicht mehr schützen. Und auch sich nicht.

5

Am Fuß der Treppe hat die Haushälterin sie gefunden, als sie am Vormittag kam. Gegen halb elf, aber vielleicht ist es auch früher passiert, war der Sohn in der Schule gerade fertig mit seinem Aufsatz über das Gedicht »Willkommen und Abschied« von Goethe. Der Moment, in dem sich sein ganzes Leben verändert hat, sah nicht anders aus als alle anderen Momente davor oder danach. Wahrscheinlich, sagt die Haushälterin, hatte die Mutter sich oben gerade umgezogen und wollte ins Arbeitszimmer hinuntergehen. Die Treppe ist eben teuflisch, sagt die Haushälterin. Als kleines Kind ist er das Treppengeländer nur hinuntergerutscht, wenn seine Mutter nicht hinsah. Stürzen könne er, sich ein Bein brechen oder den Hals. *Sei so gut, und fall mir die Treppe nicht hinunter,* hatte die Mutter immer gesagt. Sicher ist sie niemals das Treppengeländer hinuntergerutscht, sondern immer nur Schritt für Schritt, Stufe um Stufe hinauf- oder

hinabgegangen, aber die Treppe ist eben teuflisch, wie die Haushälterin sagt.

6

Was ist eigentlich aus deiner Verwandtschaft geworden, hatte der Sohn sie, als er schon älter war, gefragt. Sie hatte gesagt: Es gab Bombenangriffe auf Wien. Nach so vielen Dingen, die leichter zu beantworten gewesen wären, hatte er sie noch nicht gefragt. Gern hätte sie ihm gesagt, welche Apfelsorte sie für den Strudel nahm. Jetzt stürzte sie. Jetzt fiel sie eine Treppe hinunter, und die Treppe führte nicht mehr ins Erdgeschoss ihres Hauses, nicht mehr zum Arbeitszimmer, nicht mehr zur Eingangstür, nicht mehr zur Küche, die Treppe führte für eine wie sie, die an nichts Überirdisches glaubte, vom Oberstock ihres Hauses nur noch ins Nichts. Niemals hätte sie gedacht, dass es so plötzlich geschieht, dass die Grenze zwischen dem, was ist, und dem, was nicht ist, sich auftut.

Wirklich nicht?, fragt ihre kleine Schwester.

Und dass es mitten im Leben passieren muss, auf so einer dummen Treppe.

Du wolltest eben vorwärts, wie immer.

Ach was, ich bin einfach zu schwer.

Man sieht, dass es dir gut geht.

Mich vom Hunger nie wieder erpressen lassen.

Das hast du geschafft.

Und jetzt sterb ich daran, dass ich so ein Koloss bin.

Blödsinn.

Einmal im Jahr fahre ich deswegen zur Kur.

Um dich vom Essen nicht erpressen zu lassen.

Einmal hab ich 12 Kilo verloren.

Das ist allerhand.

Die Haushälterin sagt, sie habe dafür gesorgt, dass die Männer, die die Mutter abholten, vorsichtig mit ihr umgegangen seien. Ein Bein habe sich im Geländer verklemmt gehabt, und sie habe kopfüber gelegen, aber genauer wolle sie das gar nicht beschreiben. Als er zur Schule ging, hatte er noch eine Mutter. Als er zur Schule ging, war die Mutter ihm noch im Bademantel bis zur Gartentür nachgelaufen. Wie immer, wenn es noch nicht über zehn Grad hatte, oder schon unter zehn. Er ist inzwischen beinahe doppelt so groß, wie er bei seiner Einschulung war, aber dennoch läuft sie ihm auch jetzt noch mit der Mütze bis zur Gartentür nach: *Junge, setz die Mütze auf.* Lief ihm bis heute. Dort, wo die Straße eine Kurve machte, konnte die Mutter ihn nicht mehr sehen, da nahm er die Mütze wieder ab. Er fror nie, aber die Mutter glaubte das nicht. Die Haushälterin sagt, sie würde jetzt gerne heimgehen, ganz durcheinander sei sie von alldem, was passiert sei, aber wenn er Hilfe brauche, morgen oder wann immer, er wisse ja, wo sie wohne. Heimgehen. Er nickt und macht die Tür hinter ihr zu.

Wie soll er jetzt jemals wieder diese Treppe hinaufgehen? Der Teppichbelag, mit dem die Stufen belegt sind, ist an einer Stelle zerkratzt, ist das die Stelle? Oder waren die Kratzer schon immer da? Ist seine Mutter abgerutscht oder gestolpert? Auf welcher der Stufen lag denn ihr Kopf, als sie aufgehört hat zu atmen? Aber selbst wenn er alles über den letzten Moment wüsste, in dem seine Mutter gelebt hat, dann wüsste er dennoch nicht, was das hieß, dass sie jetzt tot war. *Gestern wurde die große Künstlerin H., die Trägerin*

der Genosse-G.-Medaille, der Ehrennadel zum Großen Vaterländischen Verdienstorden in Gold, des Goethe-Preises sowie zahlreicher anderer hoher und höchster Auszeichnungen unserer Republik, plötzlich und unerwartet aus dem Leben gerissen. Wir werden der tapferen Antifaschistin und der der Sache der Arbeiterklasse treu ergebenen Genossin H. auf ewig ein ehrendes Angedenken bewahren.

8

Sie stürzt, und im Stürzen fragt sie sich, ob der Sturz wirklich damit enden wird, dass sie sich den Hals bricht.

Weißt du, ich habe noch immer keine Antwort auf die Eingabe wegen der Straßenbahnhaltestelle Kastanienallee, Ecke Schönhauser.

Die werden sich schon noch melden, sagt ihr Mann und streicht sich die Haarsträhne aus dem Gesicht.

Würde nämlich die Haltestelle weiter nach vorn verlegt, gäbe es dort nicht Tag für Tag Stau.

Sie stürzt, und während sie stürzt, schämt sie sich dafür, dass sie stürzt.

Ach was, das kann jedem passieren.

Ich habe auch wegen der Zustände im Feierabendheim Landsberg geschrieben. Die müssen mehr Personal einstellen, den alten Leuten geht's schlimm dort, hat mir jemand erzählt.

Das hast du richtig gemacht.

Und wegen der Intourist-Reisen nach Finnland, die sind schlecht organisiert.

Ist Finnland schön?

Sicher. Und denk dir, beim Volkseigenen Betrieb Vergaser- und Filterwerke kann man keine Ersatzteile direkt bestellen.

Ach was.

Das muss sich ändern.

Auf jeden Fall.

Sie stürzt jetzt aus dieser Welt hinaus, in der es noch so viel zu tun gäbe, bis alles so wäre, wie es sein soll. Wer wird sich, wenn sie nicht mehr ist, um diesen Staat kümmern, der ihr Staat ist und noch in den Kinderschuhen steckt?

9

Über den unsichtbaren Körper seiner Mutter hinweg, genaugenommen durch ihn hindurch, geht er nun doch die Treppe hinauf, nach oben. Immer wird er jetzt, wenn er die Treppe hinaufgeht, über den unsichtbaren Körper seiner Mutter hinweg-, beziehungsweise durch ihn hindurchgehen. Eigentlich hat seine Mutter nur die Seiten gewechselt. Aber er weiß nicht, wo die Seiten sind. Die Zeit und die Ewigkeit. Man kann doch in die Ewigkeit keinen Fuß hineinsetzen. Man erreicht sie nur durchs Fallen. Und das Fallen?

Der Bademantel, den seine Mutter beim Abschied am Gartentor noch trug, hängt jetzt im Bad an dem Haken, an den sie ihn immer hängt, wenn sie sich anzieht. Immer gehängt hat, wenn sie sich anzog. Er greift, er weiß selbst nicht warum, in die Tasche des Bademantels, darin steckt ein gebrauchtes Papiertaschentuch. Das Papiertaschentuch ist noch in der Gegenwart, aus der seine Mutter inzwischen hinausgestürzt ist. *Wenn ich dich noch einmal dabei erwische, dass du in den Ruinen kletterst!* Ohne ihn wäre sie ganz allein auf der Welt! Jetzt ist es umgekehrt. Er geht die Treppe wieder hinunter, durch die unsichtbare Mutter hindurch.

Kaum ein anderer Dichter verstand es, den sozialistischen Aufbau so anschaulich zu schildern wie die große Schriftstellerin H., deren Leben vorgestern auf so tragische Weise plötzlich und unerwartet zuende ging.

Eigentlich ist noch alles wie immer. Der Blumenstrauß, der auf dem Tisch im Empfangszimmer steht, ist noch ganz frisch. Er setzt sich auf das Sofa, auf dem schon oft der Kulturminister gesessen hat und die Tochter des Präsidenten, eine gute Freundin der Mutter, auch die Leiterin der Salatbrigade des Fischverarbeitenden Kombinats Sassnitz hat dort gesessen (die Salatbrigade trägt ehrenhalber den Namen seiner Mutter), gesessen hat dort der Aktivist der ersten Stunde, Adolf Hennecke, er wohnt zwei Häuser weiter, achtjährige Pioniere saßen auf diesem Sofa seiner berühmten Mutter gegenüber und wollten von ihr wissen, wie man Schriftstellerin wird, eine rheumakranke Frau setzte sich genau hier hin, wo jetzt er sitzt, könnte die Mutter vielleicht für sie eine Eingabe schreiben, damit sie zur Kur darf nach Sotschi?, aber auch der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes saß schon hier, und ein andermal der Intendant der Volksbühne Berlin, zusammen mit dem berühmten Schauspieler, der in dem berühmten Stück der Mutter die Hauptrolle gespielt hat, auf diesem Sofa hat gelegentlich auch der berühmte Bildhauer gesessen, mit dem zusammen sie seinerzeit den Vaterländischen Verdienstorden bekam, und kürzlich erst saß hier der berühmte Komponist, der aus einem Text von ihr eine Oper machen will.

Jetzt sitzt er, ihr siebzehnjähriger Sohn, auf diesem Sofa, vor dem Blumenstrauß, der noch kein bisschen verwelkt ist, und schaut auf seine unsichtbare Mutter, die in dem Sessel sitzt, in dem sie immer gesessen hat, wenn Besuch kam.

Und mein Vater?

Der ist bei Charkow gefallen.

Während es allmählich dunkel wird, versucht er, sich die viele Zeit vorzustellen, die er jetzt ohne seine Mutter verbringen wird. Mit ihrem Leben hören auch die Erinnerungen, die er an sie haben könnte, zu wachsen auf. Was man hat, hat man,

hat seine Mutter immer gesagt. Aber durch seine Vergesslichkeit wird er die Mutter nun früher oder später noch ein zweites Mal verlieren, dann stückweis.

Das große Fenster, das aus dem Empfangszimmer auf die Terrasse hinausführt, ist jetzt ganz und gar schwarz.

An vielen Abenden vieler Jahre, vom Frühling bis in den Herbst hinein, hat er mit seiner Mutter auf dieser Terrasse gesessen. Hier hat sie ihm von Valentinowka erzählt, dem Ort, in dem sie die Moskauer Sommer verbrachten, sie, sein Vater, der bei Charkow gefallen ist, und ihre Freundin O. Die Blätter riechen hier ganz genauso wie dort, hat sie immer gesagt. Nur war in Valentinowka ein Flüsschen jenseits der Straße, in dem ist sie jeden Morgen, noch vor dem Frühstück, geschwommen. Wohl durch diese Erzählungen seiner Mutter sieht er immer, wenn jemand von Moskau spricht, Bäume vor sich und gelbe Blätter, die auf einer feuchten Wiese liegengeblieben sind, sieht statt des Kremls und goldener Türmchen einen kleinen, sonnenbeschienenen Fluss, sieht unter der Oberfläche des Wassers Algen, die von der Strömung leise hin- und herbewegt werden, und kleine Fische.

Ob seine Mutter sich auch damals schon so vor Gewittern gefürchtet hat? Seit er sie kennt, fürchtet sie sich nicht nur vor Donner und Blitz, sondern auch vor dem Wind, der plötzlich durch das Haus fahren könnte und alles zerschmeißen. *Hast du die Terrassentür fest zugemacht?* Ja. *Und das Fenster im Esszimmer?* Ja. *Dann geh ich hinauf.* Gut. *Die Terrassentür?* Jaja. Dann ging sie hinauf in ihr Schlafzimmer, schloss auch dort sorgfältig die Tür und kam nicht eher wieder heraus, als bis vom Gewitter nur noch der Regen übrig war.

An warmen Abenden aber saßen er und seine Mutter oft bis zum Einbruch der Dunkelheit auf der Terrasse. Sie las, er machte seine Aufgaben für die Schule oder schrieb den

monatlichen Rechenschaftsbericht für seine Klassengruppe der *Freien Deutschen Jugend*.

Kannst du mir nicht helfen?

Was habt ihr denn gemacht?

Wir waren im Pergamonmuseum.

Dann schreibst du, wir waren im Pergamonmuseum.

Das reicht nicht.

Ach so. Dann schreibst du, ihr habt die Geschichte der Klassenkämpfe am Beispiel der antiken Sklavenhaltergesellschaft untersucht.

Gut.

Hast du gemerkt, wie hoch die Treppenstufen sind, die zum Pergamonaltar hinaufführen?

Ja.

So ist das, wenn die Leute Ehrfurcht haben sollen vor ihren eigenen Göttern.

Soll ich das schreiben?

Nein.

Seine Mutter sitzt draußen nahe beim Licht, er ist kurz ins Haus gegangen, um etwas zu holen, ein Glas Wasser, einen Schreibblock, ein Lineal. Als er wiederkommt, blickt er aus der Tiefe des dunklen Hauses auf ihren Rücken. Seine Mutter hat ein Buch auf den Knien, aber sie liest nicht, sie sitzt und schaut in die Nacht. Sie dreht sich nicht zu ihm um. Sie weiß ja, er kommt gleich wieder. Sie hat eine dicke Jacke an, weil es schon kühl ist.

Warum hast du mich einfach nur Sascha, und nicht Alexander, genannt?

Warum bist du nie auf den Dachboden gegangen?

Welche Apfelsorte ist für den Strudel am besten?

Mit der Mutter sind auch die Antworten auf diese Fragen gestorben.

Lag, als ich im April in Ufa geboren wurde, noch Schnee?

War das erste Wort, das ich sprach, deutsch oder russisch?

Wie hieß meine Njanja?

Mit der Mutter ist auch ihr Blick auf ihn gestorben, und alles, was jenseits seiner eigenen Erinnerung liegt. Um zu erfahren, was sie ihm bis jetzt nicht gesagt hat, wird er, und wenn er achtzig Jahre alt würde, von jetzt an nie mehr alt genug sein.

Hat sie wirklich kein Foto von seinem Vater?

Seine unsichtbare Mutter sitzt mit dem Rücken zu ihm, schweigt und gibt keine Antwort.

10

Hat ihr Sohn ihr überhaupt zugehört, wenn sie ihm von all dem Neuen, was sie hier versuchten, erzählte?

In der sonnigen Stille eines Sabbats fällt ein Brief aus einer sich öffnenden Hand in eine Hand, die jemand aufhält.

Warum fällt ihr jetzt ein, was die Großmutter ihr vor einem halben Leben erzählt hat?

Aber der eine muss den Brief abgeben wollen und der andre ihn nehmen, hatte sie der Großmutter entgegnet.

So ist es.

Und der Wille ist keine Arbeit?

Wenn ihr jetzt einfiele, was die Großmutter auf diese Frage geantwortet hat, würde alles noch einmal gut.

Aber es fällt ihr nicht ein.

Sie stürzt.

11

Schon oft hat er Angst gehabt, sie zu verlieren. Manchmal bekam sie Ohnmachtsanfälle, fiel von einem Augenblick auf den anderen hin und atmete dann so schwer, dass er

jedesmal dachte, sie würde ersticken. Sie sah dann anders aus als sonst, gar nicht mehr wie seine Mutter. Dass sie überlebte, bedeutete für ihn vor allem, dass sie sich zurückverwandelte in die, die er kannte.

War er vielleicht selber schuld an dem, was sie ihre *Zustände* nannte?

Als Kind hatte er manchmal vergessen, wie leicht sie außer sich geriet. Zum Beispiel, als er einmal den Schlüssel für ihren Wäscheschrank vom geheimen Haken nahm, weil er einen Kissenbezug für ein Faschingskostüm brauchte. Wie konnte er es wagen, an ihren Schrank zu gehen, ohne sie um Erlaubnis zu fragen? Oder als er mit Freunden selbstgebaute Feuerwerkskörper im Garten explodieren ließ. Oder mit einem Regenschirm vom Terrassendach sprang, um fliegen zu lernen. Sich in einer Kiste auf dem Dachboden versteckte und wartete, ob seine Mutter ihn fand – dabei wusste er doch, dass sie den Dachboden niemals betrat. Als er schließlich aus seinem Versteck kam, standen schon zwei Volkspolizisten im Flur, und die Mutter saß weinend auf der untersten Stufe der Treppe.

Der Treppe.

Vor drei Jahren hatte es den *großen Vorfall* gegeben, wie seine Mutter das immer nennt. Immer genannt hat. Seine erste Freundin war gerade bei ihm zu Besuch gewesen, als die Mutter von einer Reise heimkam, das Klingeln hatte er überhört. Die Mutter war, ohne zu klopfen, plötzlich in sein Zimmer getreten und hatte, nach einem Blick auf das sich küssende junge Paar, die Tür sogleich wieder zugeschlagen. Die Freundin schob er daraufhin, so schnell es ging, hinaus, sie kam auch nie wieder zu ihm, aber dennoch stand dieser *große Vorfall* vielleicht im Zusammenhang mit dem ersten Herzinfarkt seiner Mutter. Denn nur wenige Wochen später war sie in ihrem Arbeitszimmer zusammengebrochen und hatte mit Blaulicht abtransportiert werden müssen.

Wenn seine Mutter zur Untersuchung im Krankenhaus lag, zur Kur war oder verreiste, blieb er in letzter Zeit einfach mit der Haushälterin allein, die nach der Schule für ihn kochte und danach heimging. Die Haushälterin roch nach Schweiß. Als er kleiner war, hatte die Mutter diese oder jene Kinderfrau angestellt, um bei ihm im Haus zu wohnen, während sie selbst unterwegs war – Lesungen oder Premieren ihrer Stücke in anderen Städten hatte, mit Delegationen des Schriftstellerverbands nach Polen reiste, in die Tschechoslowakei oder nach Ungarn. Die eine Kinderfrau hatte beim Vorlesen eine feuchte Aussprache gehabt, die andere ihn bei der Begrüßung in die Wange gekniffen, die dritte war aus Prinzip nicht noch einmal an sein Bett gekommen, wenn er aus Angst vor der Dunkelheit nach ihr rief.

Die Haushälterin roch nach Schweiß.

Wenigstens muss er sich jetzt keine Sorgen mehr machen um seine Mutter.

Ganz gewiss ist jetzt, dass sie sich nie wieder zurückverwandeln wird in die, die er kennt.

Und sein Vater?

Der ist bei Charkow gefallen.

12

Als sei ein letzter Augenblick in einem anderen letzten gleichzeitig da, weiß sie genau, wie es an dem Vormittag war, als sie sich von ihrer Großmutter verabschiedete. Einen Tag, bevor sie unter falschem Namen nach Prag ging. Die kleine Standuhr schlug mit blechernen Schlägen gerade 11 Uhr, die Großmutter wickelte für sie noch ein paar Barches in ein Tuch und gab ihr einen Zettel mit, auf dem das Rezept stand. Die

Haut an den Händen der Großmutter war so dünn, dass die Adern violett durchschimmerten.

Aber die Dinge, die zum letzten Mal passiert sind, ohne dass es das letzte Mal hieß, hat die Zeit verwischt. Irgendwann hat ihre Mutter ihr zum letzten Mal das Haar hochgesteckt. Irgendwann hat sie selbst zum letzten Mal abgewaschen, während ihre Schwester am Küchentisch saß und ihre Hausaufgaben machte. Irgendwann ist sie zum letzten Mal im *Krasni Mak* gesessen. Zu vielen Zeiten ihres Lebens hat sie irgend etwas für immer zum letzten Mal gemacht, ohne zu wissen, dass es das letzte Mal sein würde. Also war der Tod gar kein Augenblick, sondern eine Front, lebenslang? Dann stürzte sie also nicht nur aus dieser Welt hinaus, sondern aus allen möglichen Welten? Stürzte aus Wien hinaus, aus Prag und aus Moskau, aus Berlin, aus den sozialistischen Bruderländern und aus der westlichen Welt? Stürzte aus der ganzen Welt und auch aus all der Zeit, die da war, da sein würde und da ist? Aber was wird jetzt aus ihrem Sohn?

13

Bei der Trauerfeier steht die Urne mit der Asche seiner Mutter vorn auf einem Podest, zwischen zwei Fahnen, von denen die rote auf der linken Seite so drapiert ist, als ob sie nach links wehe, und die Landesfahne auf der rechten Seite so, als wehe sie nach rechts. Wer ist nur auf die Idee gekommen, die Fahnen so zu drapieren, als käme der Sturm aus der Urne? Lächerlich, hätte seine Mutter gesagt.

Neulich erst ist die Mutter beim Friseur gewesen, um die Farbe ihrer Haare auffrischen zu lassen. Jetzt sind ihre frisch frisierten Haare verbrannt, und auch ihr Gesicht ist aus Asche, ihre Schultern sind da in dieser bronzefarbenen Büchse, und auch ihre Hände mit den fleischigen Fingerkuppen, ihre

runden Knie, die Füße, und auch die Zehnägel, perlmuttlackiert. Nackt hat er seine Mutter niemals gesehen, aber er hat gesehen, wie sie beim Schlafen aussieht, oder wie sie beim Sitzen die Beine übereinanderschlägt, gesehen, wie sie wartet, gesehen, wie sie sich Wasser einschenkt, wie sie aufsteht, sich einen Mantel anzieht, wie sie nach ihrer Handtasche greift, wie sie geht. Der Körper seiner Mutter war die Landschaft, die er von allen Landschaften auf der Welt am besten kannte.

14

Eine uralte Frau schüttelt direkt vor ihren Augen eine Kinderklapper aus Elfenbein, mit Glöckchen aus Silber. Hält still. Schüttelt. Hält still. Wenn die Glöckchen dreimal geklingelt haben, darf man ins Theater hineingehen.

15

In der Mitte, angelehnt an das Podest mit der Urne, sein Kranz, daran die Schleife, mit schwarzer Schrift bedruckt: *Für meine Mutter*. Davor der Kranz des Zentralkomitees der Partei: *Der verdienten Genossin*, der Kranz des Ministerrats: *Der treuen Kämpferin*, der Kranz der Volkskammer: *Mit sozialistischem Gruß*, der Kranz des Magistrats der Hauptstadt der DDR, Berlin: *Der Ehrenbürgerin unserer Stadt*, der Kranz des Schriftstellerverbands: *Der großen Schriftstellerin*, und: *Unvergessen*, der Kranz des Kulturbunds.

Wer hat die Schleifen so hingelegt, dass man all die Abschiede lesen kann?

Vor vierzehn Tagen waren es noch vierzehn Tage, bis er hier vor ihrer Urne sitzen würde, aber er hat es nicht

gewusst.

Rechts neben der Urne ist auf einem Sockel ein Samtkissen aufgestellt, darauf die Orden der Mutter: Die Genosse-G.-Medaille, der Vaterländische Verdienstorden, der Goethe-Preis und zweimal das Banner der Arbeit.

Und vor zehn Tagen zehn.

Und links neben der Urne ein Tisch mit ihren Büchern.

Die Musik, die gespielt wird, ist von Beethoven, steht im Programm. Wer hat eigentlich die Musik ausgesucht?

Also ist die Zeit immer schneller heruntergerauscht, bis sie um war? Warum hat er nichts davon gemerkt, und auch nicht seine Mutter?

16

Sie selbst ist es, die das Papier durchschneidet, den ganzen Stapel von oben bis unten mit einem Schnitt.

17

Die erste Rede hält der Kulturminister.

In Ufa hat mir dessen Frau die ersten zwei Windeln für dich geschenkt.

Dann wird wieder Musik gespielt, diesmal: *Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin. Wir stehen und trauern voll Schmerz, Herz und Sinn.*

Auf Russisch gefällt mir der Text aber besser.

Danach die zweite Rede, gehalten vom Präsidenten der Akademie der Künste.

Der gehört zu der Sorte von Funktionären, die a u c h schreiben.

Heute vor einer Woche hat seine Mutter noch gelebt. Da

ist schon der allerletzte Rest ihres Lebens weggerutscht, aber sie hat sich genauso langsam bewegt wie immer. Niemals hat er seine Mutter zum Beispiel rennen sehen. Aus der Entfernung sah sie immer schon wie eine alte Frau aus, gebeugt und irgendwie schief, auch schon mit fünfzig.

18

Wonach stehen all diese Leute an? Gibt es hier Dunkelheit umsonst? Aber davon wird doch keiner satt.

19

Am Schluss wird ein Stück von Haydn gespielt, währenddessen erheben sich alle, und der Sohn geht nach vorn, um, wie mit dem Protokollchef besprochen, seinen Kranz selber zu nehmen. Die Urne, das Samtkissen mit den Orden der Mutter, die Bücher, die Fahnen und die offiziellen Kränze werden von Soldaten des Wachregiments aufgenommen und an der Spitze des Trauerzuges zur Grabstelle gebracht. Der Sohn geht als erster Trauernder gleich hinter dem Träger der Urne, aber weil der Zug von diesem so langsam angeführt wird, muss er achtgeben, dass er dem nicht in die Hacken tritt. Will das Wachregiment die Gäste durch dieses langsame Gehen in die Trauer hineinzwingen? Wacht das Wachregiment über das vorgeschriebene Maß an Rührung?

20

Aus dem Dunkel streckt sich ihr eine kleine Hand entgegen,

auf der etwas Gelbes liegt. Ah, endlich reicht Sascha ihr die Zitrone, auf die sie schon so lange wartet.

21

Beim Grab angekommen, senken die Fahnenträger ihre zwei Fahnen, während die Urne in die Grube hinuntergelassen wird. *Völker hört die Signale, auf zum Jüngsten Gericht.* Ach, er hat sich nur verhört, denn er weiß ja, dass die Posaunen der Arbeiterklasse zum letzten Gefecht rufen, nicht zum Jüngsten Gericht. Aber der Tod ist doch das letzte Gefecht, oder nicht? *Die Internationa-a-le. Erkämpft. Das Men. Schenrecht.*

Der Sohn stellt sich jetzt, wie abgesprochen, links neben der Grube auf, hinter sich den Tisch mit den Büchern der Mutter. Auf der anderen Seite des Grabes hat man das Samtkissen mit den Orden wieder auf einen Sockel gestellt, zwischen Orden und Grube bietet der Friedhofsdieners den Trauernden seine Rosenblätter an (5 Körbchen).

Wer sich anstellt, muss zuerst an dem Kissen mit den Orden der Mutter, dann am Friedhofsdieners vorbei, dann an der Grube, in der unten der bronzefarbene Topf steht, und schließlich an ihm, dem einzigen Sohn.

Der Sohn schüttelt Hände.

Er schüttelt die Hand der Tochter des Präsidenten und die des Präsidenten selbst, schüttelt die Hand des Intendanten der Volksbühne Berlin, schüttelt viele Hände berühmter Schriftsteller, berühmter Bildhauer und berühmter Komponisten, er schüttelt die Hand der rheumakranken Frau, die Hand des stellvertretenden Botschafters der Sowjetunion in Berlin, Hauptstadt der DDR, und auch die Hand der Brigadeleiterin der Salatabteilung des Fischverarbeitenden Kombinats Sassnitz, schüttelt kleine Hände von Pionieren,

junge Hände von Frauen, die später vielleicht auch einmal Schriftstellerin werden wollen, und alte Hände der Genossen, die die Mutter noch aus Moskau kannten, aus Prag oder aus Ufa.

Ganz am Ende des Defilees streckt er einem fremden Mann seine Hand hin, und der Mann sieht ihn mit seinen eigenen graublauen Augen an, und der Mund des Mannes sieht genauso aus wie sein eigener Mund, den er jeden Morgen im Spiegel sieht. Mit genau solch einer brüchigen Stimme, wie er selbst sie hat, räuspert der Mann sich jetzt und spricht dann sein herzliches Beileid aus, nur heißt sein herzliches Beileid anders, als das der anderen Leute, es heißt: *Sobolesowanija* – und erinnert den Sohn der Verstorbenen so plötzlich, als sei die Erinnerung ein Vorhang, der auf einmal zerreißt, an seine russische Kindheit.

22

Danke, sagt er, und der Mann nickt ihm zu, aber dann kommen schon wieder andere, die dem Sohn die Hand schütteln wollen, und als die Schlange endlich zuende ist, und der Protokollchef die Orden der Mutter wieder in die entsprechenden Kästchen zurückgelegt hat und diese dem Sohn übergibt, und ein Soldat des Wachregiments die Bücher der Mutter in eine Tasche hineinsteckt und wegbringt, und ein Totengräber beginnt, die Grube wieder mit dem hellen, märkischen Sand zu füllen, und die eine oder andere Freundin der Mutter, Tränen in den Augen, dem Sohn noch einmal über den Kopf streicht, bevor sie geht, als die Trauergemeinde sich endlich zerstreut hat und verlaufen, ist auch der fremde Mann nicht mehr zu sehen, und er, der einzige Hinterbliebene, der noch nicht einmal volljährige Sohn der Verstorbenen, fährt mit der Straßenbahn Nr. 46 zurück in

das Haus, das er bis jetzt mit seiner Mutter bewohnt hat, und in dem ihn nun niemand erwartet.

Ich bitte dich, zieh im Flur deine Schuhe aus. Durch die unsichtbare Mutter hindurch steigt er die Stufen nach oben, geht in das Ankleidezimmer der Mutter, nimmt den Schlüssel vom geheimen Haken und schließt auf: Im Wäscheschrank liegen Bettbezüge, Kissenbezüge, Handtücher und Laken.

Ganz unten unter den Laken ein verschlossener Brief.

Russische Briefmarken, eine Wiener Adresse in der Handschrift seiner Mutter, darüber ein Hakenkreuz-Stempel:
Evakuiert nach dem Osten.

Seine Mutter hat den Brief irgendwann einmal dort unter die Laken geschoben.

Er hat ihn jetzt hervorgezogen.

Er schaut das Kuvert an, dreht es um, auf der Rückseite ist in kyrillischer Schrift eine Adresse geschrieben.

Er schiebt den Brief wieder unter die Laken.

Aber jetzt ist das Versteck kein Versteck mehr.

Hat sie wirklich kein Foto von seinem Vater?

Am Abend dieses Tages holt er sich aus dem Bücherregal seiner Mutter den Atlas.

Wo überhaupt liegt Charkow?

23

Am nächsten Morgen ist Sonntag.

Am nächsten Morgen ist seine Mutter noch immer tot.

Wenn sie nur bald mit dem Totsein aufhören würde, denkt er.

Wenn die Treppe nicht gewesen wäre, würde die Mutter noch leben, denkt er.

Wenn sie nicht in dieses Haus mit dieser Treppe gezogen

wären.

Wenn es der Mutter nicht so gut gefallen hätte, das Haus.

Wenn ihr der Ort, an dem sie sich das Genick brechen würde, nicht so gut gefallen hätte.

Die Treppe ist eben teuflisch.

In dem Atlas der Mutter, der von gestern Abend noch aufgeschlagen auf seinem Tisch liegt, blättert er von der Ukrainischen Sowjetrepublik mit der großen Stadt Charkow zurück auf die Seite von Berlin. Diese Stadt, in der die Mutter vor kurzem noch lebendig war, und in der sie jetzt tot ist, trägt laut wissenschaftlicher Vereinbarung die Koordinaten 52.58373 Grad nördlicher Breite und 13.39667 Grad östlicher Länge, der Ort hat diese Koordinaten schon vor ihrem Tod gehabt, und hat diese Koordinaten jetzt, nach ihrem Tod, noch immer. Da die Menschen schließlich nicht auf dem Mond herumspazieren und dort tot umfallen können, müssen also auch zwei von den Koordinaten in seinem Atlas die Koordinaten des Ortes sein, an dem er selbst aufhören wird zu leben. An dem seine Knochen verrotten. Von dem er jetzt noch nichts weiß, und wenn er es weiß, wird es ihm nichts mehr nützen.

Mama, dann wird also mein Körper auch einmal meine Leiche sein?

Mit all seinen Leberflecken und Narben, mit Haut, Haaren und Adern, die ich jetzt schon so gut kenne? Dann verbringe ich also im Grunde mein ganzes Leben mit meiner Leiche, Mama? Wachse, werde alt, und wenn die Leiche fertig ist, dann geht's ans Sterben?

Seit seine Mutter die Uhr an der Wand nicht mehr aufzieht, ist es im Haus stiller als jemals.

Auf dieser so vollständig vermessenen Welt ist er also allein.

Allein.

Allein mit Regalen, die mit Büchern gefüllt sind, Schränken mit Schubladen voller Akten und Notizen, allein mit Stühlen, Betten, Tischen, Sofas, Schränken, Garderobenhaken und Lampen, allein mit dem Kronleuchter, mit Teppichen, einer Korbtruhe, Wintermänteln, mit der Schreibmaschine seiner Mutter, allein mit Flaschenöffnern, Kopfschmerztabletten, mit Bettwäsche, Putzmitteln, Werkzeug, Schuhen und Töpfen, mit Bügelbrett, Wäscheständer, Teetisch und Wandbehang mit riesiger gelber Sonne, mit Besen und Schrubber, Kämmen, Bürsten und Schminkzeug der Mutter, mit Duschbad und Cremes, Geschirr, Messern und Gabeln, Blumenvasen, Büroklammern, Briefumschlägen, den Tagebüchern und Manuskripten seiner Mutter, mit Schallplatten und einem Schallplattenspieler, acht Flaschen Wein, einer Spieldose, Ketten, Ringen und Broschen, mit zwei Büchsen Linsen, einem Kühlschrank, darin ein halbes Stück Butter, drei Becher Joghurt, zwei Scheiben Käse, allein mit einem Drehsessel und zahllosen Graphiken in verschiedenen Größen, einigen Gemälden, eins davon ein Porträt seiner Mutter, allein mit zehn Äpfeln, einem Brot, etlichen Bleistiften und Füllern, Radiergummis und stapelweise weißem Papier, allein mit Bindfaden, Untersetzern, Topflappen, mit Münzen und Geldscheinen aus verschiedenen Ländern, mit Spiegeln, Verlängerungskabeln und einem Zimmerspringbrunnen, der nicht mehr funktioniert, allein mit zwei Gummibäumen, mehreren Bettdecken, Woldecken, Kissen, mit leeren Koffern, Handtaschen, Hausschuhen, Nussknackern, Tischdecken und Durchschlagpapier, Handtüchern, Brillen, Pullovern, Strümpfen und Blusen, Unterwäsche, mit Strickjacken und Halstüchern seiner Mutter, allein mit seiner eigenen Säuglingsgarnitur und einem Brettchen, das er noch im Moskauer Kindergarten bemalt hat.

Allein.

Wird er ihre Brille aufheben müssen, um sich an ihre Augen, und ihr Portemonnaie, um sich an ihre Finger zu erinnern, ein Paar Schuhe, um für immer ihre Füße in den Schuhen zu sehen, und ihre wollene Decke, um sein restliches Leben lang nicht zu vergessen, wie ihr Körper beim Mittagschlaf aussah? Wieviele Hüllen und Dinge wird er brauchen, damit sie wenigstens ihr Erinnerungsleben in seinem Kopf behält? Aber wahrscheinlich wird die Mutter, mit ihren Händen aus dem Totenreich herübergreifend, sich an keinem Ding, keinem Einrichtungsgegenstand, keinem Stück ihrer Kleidung so gut festhalten können wie an ihm selbst, dem sie zuerst ihren Herzschlag vererbt, dann, als er noch klein war, die Windeln gewechselt und die Nase geputzt, den sie immer wieder angeschaut hat, immer wieder betrachtet und angesehen hat, dem sie später, als er größer wurde, die Sprache beigebracht und vorgelesen hat, den sie an der Hand über jede größere Straße geführt, dem sie die Haare gekämmt, den Pullover übergezogen und die Schuhe zugebunden hat, den sie immer wieder angeschaut hat, immer wieder betrachtet und angesehen hat, den sie, wenn er hinfiel, tröstete, dem sie Fieber gemessen und Radfahren beigebracht hat, dem sie gesagt hat, was sie gut und richtig findet, und was falsch, was langweilig, lustig, interessant, den sie immer wieder angeschaut hat, immer wieder betrachtet und angesehen hat, den sie gescholten hat, angeschrien und verwünscht, und dann wieder gelobt und geküsst. Zum ersten Mal versucht er jetzt, sich selbst mit den Augen der Mutter, sozusagen von außen, zu sehen, aber das fällt ihm schwer. Merkwürdig, denkt er, dass man ausgerechnet den Ort als *toten Winkel* bezeichnet, der einem, um etwas erkennen zu können, zu nah ist. Dennoch ist es der Erinnerung wahrscheinlich viel lieber, wenn sie für das bisschen Blindheit einen lebendigen Körper eintauscht.

In den Frühjahrsferien wird er damit beginnen, das Haus leerräumen, denn im Sommer soll er in ein Heim übersiedeln, für das eine Jahr, bis er volljährig ist, hat der gesetzliche Vormund gesagt.

Als es klingelt, weiß er, es kann an einem Sonntag weder die Post sein noch die Haushälterin.

Der Mann sieht ihn mit seinen eigenen graublauen Augen an, und der Mund des Mannes sieht genauso aus wie sein eigener Mund, den er jeden Morgen im Spiegel sieht. Mit genau einer solchen brüchigen Stimme, wie er sie selbst hat, räuspert der Mann sich jetzt und sagt *Guten Tag* auf Russisch.

In der Stille, die nun folgt, mischt sich das deutsche mit dem russischen Schweigen.

Und dann packt der Vater den Jungen beim Haarschopf und zieht ihn zu sich.

Wie ein erschöpfter Boxer verharret der Junge kurz in der Umarmung, bevor er sich wieder abstößt.

Vom Flur aus kann man ins Arbeitszimmer der Mutter hineinsehen.

Hat sie da geschrieben?, fragt der Vater.

Ja.

Machst du uns einen Tee?

Der Junge nickt.

Während der Junge Teewasser aufsetzt, Tassen aus dem Schrank nimmt und Tee, und schließlich das Wasser aufgießt, lehnt der Vater am Türrahmen und schaut zu, wie sein Sohn herumgeht, hantiert, Dinge nimmt oder hinstellt.

Als der Tee fertig ist, nimmt der Vater die Kanne und geht voran.

Lass uns hier sitzen, sagt der Vater und betritt das Arbeitszimmer der Mutter.

Zum ersten Mal, seit der Junge denken kann, setzt sich ein Besucher nicht ins Empfangszimmer, sondern an den kleinen

Teetisch im Arbeitszimmer der Mutter. An der Wand hängt der Wandbehang mit der riesigen gelben Sonne.

Wohnen Sie eigentlich wirklich in Charkow?

Warum in Charkow?

Der Junge zuckt mit den Schultern.

Vornübergebeugt sitzt er auf dem Stuhl und hält die Tasse in den Händen.

Der Vater hört erst nur ein gleichmäßiges Tropfen und sieht dann, wie sich in der Teetasse seines Sohnes Ringe bilden, immer wenn wieder eine neue Träne von dessen Nasenspitze in den Tee hinein fällt.

Als ich deine Mutter traf, hatte sie auch gerade eine schwere Zeit.

Alles fing damit an, dass sie plötzlich zu weinen begann, als ich sie fragte, ob ihr Mann schon wieder da sei.

In dem Taschentuch, das ich ihr geben wollte, war noch ein Knoten.

Er war so fest geknüpft, dass ich ihn nicht gleich aufbekam.

Das war der Anfang.

Brauchst du vielleicht auch eins?

Ja, bitte.

Der Vater zieht ein gebügeltes Taschentuch aus der Hosentasche und reicht es seinem Sohn.

Woran sollte der Knoten Sie denn erinnern?

Daran, dass abends eine Versammlung ist.

Und dann?

Hab ich die Versammlung vergessen.

INTERMEZZO

Nur fünf Minuten später die Treppe hinunter und den Eingang in die Unterwelt verfehlen, der sich dann schon weitergeschoben hat und einem oder einer andern sein Loch hält, mit dem rechten Fuß auftreten statt mit dem linken und deshalb nicht straucheln, oder nicht an das oder das denken, sondern an dies oder jenes, und dabei noch die Stufen sehen, statt sie nicht zu sehen. Irgendein Tod wird schon auch dann der Tod sein. Wenn nicht früher, dann später. Ein Eingang muss ja der Eingang sein. Für alle, alle, alle und jeden und jede muss ein Eingang da sein. Dann hat diese Unterwelt wohl nur Löcher? Und sonst gar nichts? Hier weht ein anderer Wind. Hat nichts, was einen davon abhält, früher oder später, hier oder da, mitten hinein zu straucheln, zu taumeln, zu fallen, zu stürzen oder zu sinken?

Im Herbst neunundachtzig fällt die Wand zwischen dem östlichen und dem westlichen Teil Deutschlands, umgerannt wird sie, übersprungen, niedergemacht, die Volksmenge, die in Aufruhr geraten ist, stürzt aus dem eigenen Land hinaus und sinkt den kapitalistischen Brüdern und Schwestern in die Arme, Freudentaumel, vergisst sich, ein ganzes Staatswesen entleert sich, übergibt sich, wem eigentlich übergibt man sich, wenn man sich übergibt, übergibt die Gewalt, die Staatsgewalt, und sackt dann in sich zusammen, ist hin. Jetzt weht ein anderer Wind, was bisher ein Leben hieß, heißt nun ein vierzig Jahre langes Warten, das sich endlich gelohnt hat, was ist ein Fünfjahrplan? Alles heißt jetzt anders, neue Ufer brechen über die Menschen herein, die Worte, die schon lang nicht mehr genauso wirklich waren wie eine Tüte Mehl oder ein Paar Schuhe, haben versagt, außerdem wirtschaftlich völlig unhaltbar. Zwanzig Sorten Butter, wo früher nur eine, die Miete nimmt man mal zehn, im Theater werden andre Stücke gespielt, die Russen machen ihre Kasernen zu und verkaufen die Pelzmützen, Uniformjacken und die Orden ihrer Ahnen aus dem Großen Vaterländischen Krieg auf dem

Flohmarkt, Straße des 17. Juni. Am 17. Juni dreiundfünfzig empörten die Arbeiter im Osten Berlins sich gegen die zu hohen Normen, kamen aber nicht durch, indes bewohnte der Bergarbeiter und Aktivist der ersten Stunde, Adolf Hennecke, Normenbegründer, eine Villa in Pankow. Weg mit den Privilegien! Neunzehneunzig lehnen die, die bis dahin Minister waren, arbeitslos jetzt, am Gartenzaun und halten mit Rentnern, die ihren Hund ausführen, einen Plausch. Ob sie ihr Grundstück behalten dürfen, wird gerade geklärt. Das Volk holt sich im Westen das Begrüßungsgeld ab und ist von da an ein Westvolk. Der Osten nichts weiter mehr als eine Himmelsrichtung. Der Verlag, der die Bücher der *verdienten Autorin* verlegt hat, geht pleite. Die Leser haben jetzt andres zu tun als zu lesen, sie wollen erst einmal auf die Kanaren. *Es genügt nicht, achtzehn zu sein.* Das Jahrhundert, das früher einmal so jung war, ist nun sehr alt. Sehr alt ist auch die Mutter.

Der Sohn besucht sie am Sonntag um vier.

Sie sagt, sie merke, dass sie Sachen verstecke. Dass sie sich nicht mehr an alles erinnere, was sie tue. Dass sie nicht mehr sie selbst sei.

Die Haushälterin bringt auf einem Tablett Kaffee und Kuchen. Dann geht sie wieder hinaus.

Die Mutter fragt ihren Sohn: Soll ich mich umbringen?

Der Sohn sagt: Aber nein, Mutter.

Sagt: Ach, Mutter.

Sagt: Wie kannst du das fragen.

Der Sohn besucht seine Mutter am Sonntag um vier, und seine Mutter hat einen Unterarm, der ganz blau ist. Er fragt: Bist du gefallen?

Nein, sagt die Mutter, ihre Haut färbe sich an manchen Stellen aus heiterem Himmel einfach so blau.

Die Haushälterin sagt dem Sohn in der Küche, sie glaube

nicht, dass das wahr sei, aber die Mutter erzähle ihr nichts.

Der Sohn besucht seine Mutter am Sonntag um vier. Die Haushälterin sagt, als sie ihm den Mantel abnimmt: Die Mutter sei erst seit einer halben Stunde wieder wach, denn als sie morgens zum Dienst kam, habe die Mutter unausgekleidet auf dem Bettrand gesessen, offenbar seit dem Abend davor. Sie habe sie deshalb über Tag schlafen gelegt.

Danke, sagt der Sohn, haben Sie vielen Dank für Ihre Mühe.

Die Haushälterin ruft morgens um halb acht beim Sohn an, die Mutter sei nicht zu Hause. Ob sie vielleicht bei ihm sei? Der Sohn sagt: Nein. Er sagt: Ich komme.

Der Sohn sagt eine Sitzung ab, sagt dem Großen, er müsse heute mit dem Bus ins Gymnasium, und zwar, weil es schon spät sei, so schnell wie möglich, bittet seine Frau, die Kleine zur Schule zu bringen, die Frau sagt: Bist du völlig verrückt, um halb neun sitz ich in der Maske, achso, sagt der Vater und ruft in der Schule an, die Kleine sei krank, die Kleine sagt, als er aufgelegt hat: Man soll nicht lügen, der Vater sagt: Nimm ein Buch, lies und warte, bis ich zurück bin.

Dann fährt der Sohn zum Haus seiner Mutter.

Die Haushälterin: Was soll ich denn machen?

Der Sohn: Sie können ja nichts dafür.

Der Sohn sucht seine Mutter in den umliegenden Straßen. Irgendwo sitzt sie im Nachthemd auf einem Bordstein und weint.

Abends, als die Kinder im Bett sind, sagt der Sohn zu seiner Frau:

So geht's mit meiner Mutter nicht weiter.

Die Frau sagt: Ich weiß nicht, was du meinst.

Meine Mutter, sagt er, hat doch ein großes Haus.

Die Frau sagt: Vergiss es.

Der Mann sagt: Ich weiß, es wäre für dich nicht ganz leicht.

Die Frau: Sie hat die Kinder immer nur gegen mich aufgehetzt. Wenn du Krieg haben willst, können wir gern bei

ihr einziehen.

Der Mann: Aber sie kann sich selbst nicht mehr helfen.

Die Frau: Sie hat mir nicht e i n mal mit den Kindern geholfen, als du das Jahr in Leningrad warst.

Der Mann: Sie hält das eben nicht aus, wenn der Große so laut Musik hört.

Und die Kleine?

Ihr war die Verantwortung einfach zu groß.

Siehst du, und jetzt halte ich das eben nicht aus, und jetzt ist mir die Verantwortung auch einfach zu groß.

Wir werden doch alle irgendwann einmal alt.

Aber ich werde den Teufel tun, die Kinder dann zu erpressen.

Sie erpresst mich doch nicht.

Naja.

Sie weiß nicht mehr, was sie tut.

Das geschieht ihr ganz recht, nachdem sie immer alles besser gewusst hat.

Sei doch nicht so hässlich.

Jetzt bringt sie uns noch auseinander.

Ach was.

In der Woche, in der Frau Hoffmann, einen Tag nach ihrem neunzigsten Geburtstag, sterben wird, hat Schwester Renate Frühdienst.

In der Woche, in der Frau Hoffmann, einen Tag nach ihrem neunzigsten Geburtstag, sterben wird, teilt sie sich, wie schon in den vergangenen sieben Monaten, das Zimmer mit Frau Buschwitz, deren Angewohnheit es ist, jeden, der sich ihr auf mehr als einen Meter nähert, zu kratzen und zu schlagen. Gleich beim Einzug von Frau Buschwitz in das Zimmer von Frau Hoffmann hatte diese ihren ersten und einzigen Kampf mit der neuen Zimmergefährtin ausgefochten, sie hatte sich Frau Buschwitz genähert, um sie freundlich zu begrüßen, daraufhin hatte Frau Buschwitz, wie es nun einmal ihre Art war, Frau Hoffmann attackiert, worauf diese in der Überraschung nach dem nächsten Gegenstand in ihrer Reichweite, der sich zur Verteidigung eignen könnte, gesucht und nichts anderes erwischt hatte als ein Stück Zwieback, das auf dem Tisch lag. Mit diesem Zwieback hatte sie Frau Buschwitz über das Gesicht geschrammt, woraufhin diese von ihr abließ. Frau Hoffmann hatte sich von da an der Zimmergefährtin nie wieder auf mehr als einen Meter genähert.

Auch diese Woche, in der sie, einen Tag nach ihrem neunzigsten Geburtstag, sterben wird, beginnt mit einem Montag, wie alle anderen Wochen, und auch dieser Montag mit dem Frühstück um acht, wie alle anderen Tage, und das Frühstück wie immer damit, dass die diensthabende Pflegerin sie mit dem Rollstuhl aus dem Zimmer in den Frühstücksraum hinüberschiebt, mit großem Bogen um Frau Buschwitz herum. Was ist ein Montag?

Frau Hoffmann sitzt wie immer an dem langen Tisch

zwischen Frau Schröder und Frau Millner, die noch auf Stühlen sitzen können. Zwischen den Stühlen von Frau Schröder und Frau Millner ist, wie immer, für ihren Rollstuhl ein Platz freigelassen. Auch Frau Hoffmanns rote Haare sind inzwischen grau, so dass jemand, der sie von früher kennt, sie zwischen den vielen nickenden, schiefgelegten, schlafenden oder gebeugten grau- und weißhaarigen Köpfen kaum herauskennen könnte. Wenn sie beim Frühstück spricht, stört das niemanden hier, denn die Ohren all der Damen und Herren sind schon sehr alt. Und wenn Marmelade auf ihre Bluse fällt, stört es auch niemanden hier, denn die Augen all der Damen und Herren sind gleichfalls sehr alt. Nach wenigen Bissen schiebt sie ihren Frühstücksteller von sich und mag nicht mehr essen.

Tausende sind von den verschiedensten Ebenen her zu diesem Essen eingeladen worden. Aber ich kann das nicht essen.

Schwester Renate, die Tee ausschenkt, sagt:

Aber Frau Hoffmann, Tausende sind wir hier wirklich nicht.

Doch – Tausende! Und ich weiß nicht, warum diese Menschen zusammengekommen sind, ich kann den Grund, den Sinn dieses Treffens nicht in Erfahrung bringen – aber es muss doch einen Sinn haben!

Frau Hoffmann, jetzt essen Sie mal.

Es ist aber so ärmlich! Man muss doch eine Auswahl haben. Warum essen all die Tausende dieses Zeug, das ihnen hier vorgesetzt wird?

Frische Brötchen vom Bäcker, Frau Hoffmann.

Darüber müsste einmal gesprochen werden, über dieses Essen, und über den Sinn davon, dass alle nur noch so ärmliches Zeug essen – aber ich konnte noch mit niemandem darüber sprechen.

Aber, aber, Frau Hoffmann.

Nein, ich kann das nicht essen. Ich muss erst in Erfahrung

bringen, welche Entwicklung diese Menschen – der verschiedensten Art! – genommen haben, was sie bewegt, wofür sie zu gewinnen wären und wofür nicht.

Zwischen halb neun und halb zehn, nachdem das Frühstück abgeräumt ist, lohnt es sich nicht, sich ins Zimmer zurückfahren zu lassen. Man sitzt. Um halb zehn geht es in Rollstühlen in den Gymnastiksaal, bewegt werden Finger, Hände, Füße und Köpfe derer, die überhaupt nicht mehr, oder zumindest nicht mehr aus eigener Kraft aufstehen können, um 11 Uhr zurück in den Aufenthaltsraum. Von elf bis halb zwölf sitzt man. Der Fernseher läuft. An der Wand hängt eine große Uhr. Manche schlafen, in eine Decke gewickelt, im Rollstuhl.

Sie würde gern lesen. Wenn sie sich das Buch ganz dicht vor die Augen hielte, könnte sie die Buchstaben sogar entziffern, aber ihr fehlt in den Armen und Händen die Kraft, es zu halten.

Frau Zeisig war eine geschickte Skiläuferin.

Abfahrt! Ich wünsch mir so, noch einmal da runter zu sausen, aber es geht nicht.

Herr Behrendt war Pfarrer.

Ich wünsch mir so, manchmal etwas aufzuschreiben, aber der Kopf macht nicht mehr mit.

Frau Braun hat nach dem Krieg den ganzen Weg von Heydekrug an der Memel bis nach Berlin zu Fuß zurückgelegt, mit drei Kindern.

Was das heißt, kann sich keiner mehr vorstellen.

Und alle durchgebracht.

Alle drei tüchtige und liebe Kinder.

Aus der Küche ist das Klirren der Teller zu hören.

Mein Ältester hatte neulich schon selbst goldene Hochzeit.

Es riecht nach Eintopf. Von der Aushilfe wird der Tisch gedeckt. Der Aufenthaltsraum ist voller Wünsche. Um halb

zwölf gibt es Mittag.

Frau Hoffmann sagt zu Frau Millner, die schwerhörig ist:

Wir müssen die Gruppe organisieren. Einige werden eher eintreffen, andere später – wir müssen alles koordinieren, und dann warten wir auf den Befehl der Führung.

Frau Millner blickt Frau Hoffmann nicht an, sie versucht, die kleingeschnittenen Hühnerstückchen vom Frikassee auf ihre Gabel zu spießen.

Auf keinen Fall dürfen wir handeln, ehe nicht der Befehl eingetroffen ist.

Frau Millner nickt, aber nicht, weil sie Frau Hoffmann zustimmen würde, sondern weil ihr das Frikassee schmeckt.

Ich warte jetzt auf meinen Mann, sagt Frau Hoffmann.

Ich habe immer an der Ecke gestanden und gewartet.

Mein ganzes Leben habe ich an der Ecke gestanden und gewartet.

Frau Hoffmann, sagt Schwester Renate im Vorbeigehen, Sie müssen aber auch etwas essen.

Wenn ich jetzt anfangen zu essen, sagt Frau Hoffmann, wird mir so elend.

Aber, aber, sagt Schwester Renate.

Ich kann nicht.

Wenigstens einen Löffel, Frau Hoffmann.

Es wäre ja gut, wenn ich essen könnte, dann wäre das Leben noch irgendwie gefestigt.

Genau, Frau Hoffmann.

Aber ich kann nicht.

Nach dem Mittagessen versucht sie, die Räder ihres Rollstuhls selbst anzuschieben, um in ihr Zimmer zurückzufahren, aber sie kommt nicht voran, weil sie in den Händen nicht genug Kraft hat.

Ach, Frau Hoffmann, lassen Sie mich mal, sagt Schwester

Renate und hilft ihr.

Auf dem Weg zu ihrem Zimmer sieht Frau Hoffmann vorn, am Ende des Ganges, den jungen Pfleger aus einer der vielen Türen herauskommen, sie ruft: Hallo! Hallo! Und hebt zum Grüßen die Hand, aber er hat es offenbar eilig, vielleicht auch hat er ihr Rufen nicht gehört, schon ist er in einer anderen der vielen Türen wieder verschwunden.

Er hat jetzt keine Zeit für Sie, Frau Hoffmann, aber vielleicht später.

Frau Hoffmann nickt. Wir müssen ein bisschen geduldig sein, nicht wahr?

Genau, Frau Hoffmann.

Mit unserer Sache.

Sicher.

Aber das ist alles nicht so ganz einfach.

Nein, da haben Sie recht.

Die Schwester schiebt den Rollstuhl ins Zimmer und in großem Bogen am Bett von Frau Buschwitz, die sich zum Mittagsschlaf hingelegt hat, vorüber.

Vor das Fenster, Frau Hoffmann?

Ja, bitte.

Als die Schwester den Rollstuhl arretiert hat und hinausgehen will, hält Frau Hoffmann sie am Ärmel fest:

Was soll ich jetzt machen?

Das kann ich Ihnen nicht sagen, Frau Hoffmann, sagt die Schwester und streift die alte Hand von ihrem Ärmel ab, kalt ist die, legt die kalte Hand von Frau Hoffmann in Frau Hoffmanns Schoß zurück und geht hinaus. Die Türen schließen hier so leise, dass Frau Hoffmann nicht hört, dass die Schwester schon fort ist.

Warum und was?, fragt sie noch in die frühnachmittägliche Stille hinein, bekommt aber keine Antwort.

Ihr Körper ist eine Stadt. Ihr Herz ein großer schattiger Platz,

ihre Finger Passanten, ihre Haare das Licht von Laternen, ihre Knie zwei Häuserblöcke. Sie hat versucht, den Menschen Wege zu geben. Sie hat versucht, ihre Wangen und ihre Türme aufzumachen. Sie wusste nicht, dass die Straßen so wehtun. Sie wusste nicht, dass es so viele Straßen überhaupt bei ihr gibt. Sie will mit dem Körper aus dem Körper hinausgehen. Aber sie weiß nicht, wo der Schlüssel ist. Ich habe Angst, meinen Kopf zu verlieren. Angst, dass mir jemand meinen Kopfschlüssel wegnimmt.

Um 15 Uhr gibt es Kaffee, dazu ein Schälchen Eis. Frau Buschwitz hat sich aus dem Zimmer hinausführen lassen, aber Frau Hoffmann bleibt da, trinkt den Kaffee, rührt so lange in dem Eis, bis es geschmolzen ist, dann schlürft sie es Löffel für Löffel. Dann klopft es. Es ist Herr Zabel aus Wohnbereich III, der sie manchmal besuchen kommt, wenn er wieder einmal seine Frau vermisst, die vor zwölf Jahren gestorben ist.

Frau Hoffmann, wissen Sie vielleicht, wo meine Frau ist?

Wie sieht sie denn aus?

Sie hat braune, lockige Haare, bis auf die Schultern, und lacht immer gern.

Nein, hier war sie nicht, aber wenn sie vorbeikommt, werde ich ihr sagen, dass Sie nach ihr suchen.

Das ist nett von Ihnen, Frau Hoffmann.

Herr Zabel hat viele Male vergessen, dass seine Frau gestorben ist, wieder und wieder ist deshalb die schreckliche Nachricht mit der ganzen Schwere über Herrn Zabel hereingebrochen, wenn jemand nicht achtgegeben und ihm zur Antwort gegeben hat:

Ihre Frau? Aber die ist doch längst tot.

Viele Male musste er deswegen zum ersten Mal um seine Frau trauern, nur Frau Hoffmann, und das vergisst er ihr nie, verspricht immer, ihn zu verständigen, falls seine Frau vorbeikäme. Herr Zabel setzt sich auch gern für ein Weilchen

zu Frau Hoffmann. Sie ist höflich, und mit ihr kann er über alles sprechen, was ihn bedrückt. Er sagt dann zum Beispiel:

Ich beginne langsam, kranksam, zum Tier zu werden.

Und Frau Hoffmann sagt:

Ich habe Angst, allmählich nach beiden Seiten durchzuschimmern.

Und Herr Zabel sagt:

Die Kranken beginnen, ihre Ehre aufzugeben.

Und Frau Hoffmann sagt:

Es ist so schwer, das alles zu ertragen.

Und Herr Zabel:

Wollen wir nicht versuchen, unsere Krankheiten aufzubeißen?

Frau Hoffmann fällt dazu ein Vers aus ihrer Kindheit ein:

*Lieber Gott, lieber Gott, den wir Vater heißen,
wenn du uns schon Zähne gabst,
gib auch was zu beißen.*

Und Herr Zabel dichtet weiter:

*Lieber Gott, lieber Gott, den wir Vater heißen,
wenn wir schon zusammengehören,
gib auch was zu greifen.*

Seltsam, nicht wahr, sagt Frau Hoffmann, wie sich e i n Wort seinen Weg durch das Dickicht der Worte bahnt.

Ja, das ist wirklich seltsam, sagt Herr Zabel und schweigt dann eine Weile.

Irgendwann steht er auf, macht eine kleine Verbeugung gegen Frau Hoffmann und geht wieder zurück auf sein Zimmer im Wohnbereich III, vielleicht ist seine Frau ja schon zu ihm unterwegs.

Um halb sechs werden die, die selbst gehen oder im Rollstuhl hinausgeschoben werden können, zu Tisch geführt, um sechs gibt es Abendbrot, *Nachtmahl* sagt Frau Hoffmann noch immer dazu, obwohl es schon ein Leben her ist, dass sie in

Wien gewohnt hat. Zwischen Frau Schröder und Frau Millner ist der Platz für ihren Rollstuhl.

Da macht man so viel Gewese ums Essen, sagt Frau Hoffmann zu Schwester Katrin, die ihr das belegte Brot in kleine Quadrate schneidet.

Da *geht man schön essen*, sagt sie, und lacht kurz auf.

Ist doch auch schön, sagt Schwester Katrin, *candle light dinner*, nicht wahr, Frau Hoffmann?

Und eigentlich isst man nur, um nicht zu sterben.

Na na, Frau Hoffmann, lassen Sie es sich mal schmecken.

Ohne Essen stirbt man, so einfach ist das, sagt Frau Hoffmann.

Aber Schwester Katrin hört nicht mehr zu, sie ist inzwischen an einem der anderen Tische damit beschäftigt, einer Dame den Latz umzuhängen.

Nur weil man essen m u s s, macht man soviel Gewese darum, sagt Frau Hoffmann.

Aber weder Frau Schröder kann hören, was ihre Tischnachbarin sagt, noch Frau Millner.

Nur, damit es einem nicht langweilig wird.

Und dann kommt der Abend.

Frau Buschwitz hat Kopfhörer aufgesetzt und begonnen, Radio zu hören. Schwester Katrin hat Frau Hoffmann beim Umziehen geholfen und ihr das Wasserglas gehalten, während diese auf der Bettkante gesessen und ihre Medikamente eingenommen hat. Dann ist Schwester Katrin gegangen.

Frau Hoffmann sieht ganz genau, dass inzwischen jemand in ihrem Sessel am Fenster Platz genommen hat. Und obwohl sie sie lang nicht gesehen hat, erkennt sie sie sofort wieder. Vor dem gelben Abendhimmel sieht sie wie ein Schattenriss aus.

Ich bin jetzt in einem Stadium des Übergangs, sagt Frau Hoffmann.

Die Mutter schweigt.

Und ich weiß nicht, was ich machen soll, sagt Frau Hoffmann.

Die Mutter schweigt.

Es ist die Frage, ob ich durchkomme gegen den. Er ist sehr mächtig, er ist sehr gemein zu mir. Ich hätte um ein bisschen mehr Liebenswürdigkeit gebeten. Aber er hat kein bisschen Liebenswürdigkeit. Er ist grob und gemein zu mir.

Die Mutter schweigt.

Es wird ein verdammt Kampf. Ich greife ja nicht an. Er greift an, oder s i e. E r oder s i e greift mich an, von allen Seiten. Und ich will doch nicht – ich habe doch noch so viele, so viele Möglichkeiten. Ich weiß vieles nicht mehr, aber doch etwas...

Ach, Maideleh, sagt die Mutter da plötzlich, und ihre Stimme hört sich gar nicht so alt an.

Ich würde gern etwas gegen diesen Herrn oder diese Dame unternehmen, weißt du, sagt Frau Hoffmann. Bis jetzt hat es keinen gegeben, keinen!, der es gewagt hätte, mit mir zu kämpfen.

Nicht einmal ich, sagt die Mutter und lächelt.

Nicht einmal du, sagt Frau Hoffmann.

Am Anfang der Woche, in der sie, einen Tag nach ihrem neunzigsten Geburtstag, sterben wird, lächelt Frau Hoffmann zum ersten Mal in ihrem Leben gemeinsam mit ihrer Mutter.

Du musst eins wissen, Kind, sagt die Mutter:

In Wahrheit kann man ihn mit einer Handvoll Schnee erschrecken.

Tatsächlich?, sagt Frau Hoffmann erleichtert.

Aber dann fällt ihr ein, dass Mai ist.

*Die Bäume wieder grün.
Und lass uns an dem Bache
Die kleinen Veilchen sehen.
Wie möcht' ich doch so gerne
Ein Veilchen wieder sehen
Ach, lieber Mai, wie gerne
Einmal spaziergehen.*

Fünf Jahre alt oder sechs oder sieben waren sie, als sie das Lied gelernt haben. Jetzt sitzen sie hier und singen es mit ihren altgewordenen Stimmen, ins Alter eingesperrt wie in ein Gefängnis, sie sind immer noch die, die sie mit fünf, sechs oder sieben Jahren waren, und sind gleichzeitig unaufhebbar weit davon entfernt, vielleicht werden sie nicht einmal das Ende des Monats, den sie besingen, erleben, liegen, wenn der Gärtner im Herbst die Blätter zusammenharkt, die sich jetzt gerade entfalten, vielleicht schon unter der Erde. Dienstags von zehn bis elf ist Gesangskreis. Sonst ist am Dienstag nichts, nachmittags kommt kein Herr Zabel, und ihr Sohn kommt auch nicht, am Sonnabend, hat er gesagt, holt er sie ab und macht mit ihr einen Ausflug. Was ist ein Dienstag? Zum Mittag gibt es Verlorene Eier, zum Kaffee ein Stück Kuchen mit Sahne, draußen beginnt es zu nieseln und hört bis zum Abend nicht wieder auf. Einmal bittet Frau Hoffmann Schwester Katrin, das Fenster zu öffnen, und zieht in tiefen Zügen die feuchtwarme Luft ein, nach Blättern riecht es, so wie damals, als sie mit ihrer Freundin an der Donau im Freien übernachtet hat. Frau Buschwitz schläft, wie auch sonst oft, mit Kopfhörern ein.

Wir haben uns vorgenommen, wir werden es alles machen.
Und dann ist es so armselig geworden.

Wir haben versucht, alles zu machen, aber wir haben es falsch gemacht.

Wenn Frau Hoffmann heute Nacht stürbe, wären das ihre letzten Worte, aber es wäre niemand da, um sie zu hören.

Am Mittwoch sagt Frau Millner zu Schwester Renate beim Frühstück, dass sie immer zwei Scheiben Toast isst. Ich weiß, sagt Schwester Renate, laut genug, damit Frau Millner, die schwerhörig ist, sie auch hören kann. Frau Millner sagt: Eine mit Marmelade und eine mit Honig. Ich weiß, sagt Schwester Renate. Ihr Mann aber habe immer nur eine gegessen. Na, wenn er nicht mehr Appetit hatte, sagt Schwester Renate. Ja, aber das war ein Fehler, sagt Frau Millner, sonst würde er jetzt vielleicht noch leben. Essen hält Leib und Seele zusammen, sagt Schwester Renate. Genau, sagt Frau Millner.

Was ist ein Mittwoch?

Neben Frau Millner sitzt Frau Hoffmann mit geschlossenen Augen und zählt die Sekunden, weil sie weiß, dass seit 8 Uhr mit den Erschießungen begonnen wurde. Pro Minute werden jeweils zehn Häftlinge erschossen. Sie zählt stumm für sich bis zehn, nickt zu jeder Zahl, und wartet dann auf den Beginn der nächsten Minute. Sie muss nicht auf die Uhr schauen, um zu wissen, wann eine Minute um ist. Endlich ist sie alt genug, um sich in der Zeit frei zu bewegen.

Eins. Zwei. Drei.

Frau Schmidt: Die Straßmannstraße Nr. 2 haben die Russen gesprengt, weil wir die Panzersperren nicht schnell genug weggeräumt haben. Wir konnten ja nicht schneller, hatten ja keine Kraft mehr.

Vier. Fünf. Sechs.

Frau Podbielski: In den Teig für den Bienenstich habe ich manchmal das Innere von Pflaumenkernen hineingemengt, die Pflaumenkerne kann man knacken wie Nüsse.

Sieben. Acht. Neun.

Frau Giesecke: Am Subbotnik haben meine Kinder immer mitgeholfen, das zerknüllte Papier aus den Büschen zu sammeln.

Der Aufenthaltsraum ist voll unerzählter Geschichten.

Zehn.

Auch in der Woche, in der Frau Hoffmann, einen Tag nach ihrem neunzigsten Geburtstag, sterben wird, ist die Zeit ein Brei aus Zeit, ist zäh, will nicht vergehen, muss totgeschlagen werden, verbracht, abgesessen werden, und zieht sich. Was ist ein Donnerstag, was ein Freitag? Nachmittags ist mal der gekommen, mal der oder die, hat ihre Hand gehalten, warum?, hat sie bei der knöchigen Schulter gefasst und gesagt: Kopf hoch! Oder ist niemand gekommen? Die Tage, an denen jemand kommt, und die Tage, an denen sie einfach nur sitzt, fallen alle in eins zusammen, die Zeit ist ein Brei aus Zeit. Wer bist du? Vom Leben ist nur noch das übrig, was ganz am Grund liegt, wenn alle anderen Vorräte schon ganz und gar aufgezehrt sind: Dann kommt der eiserne Vorrat zum Vorschein.

Eine rechts, eine links, die Kursleiterin hilft ihr dabei.

Ich bin so ein schreckliches Schaf.

Aber Sie machen das gut, Frau Hoffmann.

Ich habe noch nie gewusst, wie so etwas geht.

Hier mit der Nadel hinein und den Faden durchziehen.

Ah so.

Prima, Frau Hoffmann.

Wissen Sie, ich bin nicht – wie man so sagt – verträumt. Das ist es nicht. Es ist etwas anderes: Angst.

Der eiserne Vorrat, die Angst.

Angst, ich mache wieder etwas falsch.

Angst vor dem Tag, Angst vor der Nacht, Angst vor dem Gewitter, vor Fremden, die sie besuchen, Angst vor dem Gift im Essen und vor der Schwester, die freundlich tut, aber in Wahrheit ihr Goldarmband stehlen will, Angst, wohin der Rollstuhl, in dem sie sitzt, geschoben wird, und von wem?, Angst vor dem Arzt und Angst vor den Schmerzen, Angst vor ihrem Sohn, der sie hierher gebracht hat, Angst vor dem Leben und Angst vor dem Tod, Angst vor der vielen Zeit, die noch abgelebt werden muss.

Aber Frau Hoffmann, Sie müssen doch keine Angst haben.

Diese Angst, dass ich etwas falsch mache, ist so groß, dass ich dann auch immer etwas falsch mache.

Sie haben doch schon eine ganze Reihe tadellos gestrickt, Frau Hoffmann.

Nein, nein, irgend etwas ist immer falsch. Ich weiß das und kann es nicht ändern.

Schauen Sie, jetzt drehen Sie das Ganze herum, und es geht wieder von vorn los.

Es ist richtig so?

Aber ja, richtiger geht's nicht.

Das wird halten?

Ja, warum sollte es nicht?

Vor ungefähr achtzig Jahren hat eine Handarbeitslehrerin in Wien die Arbeit einer Schülerin als *schlunzig* und *schleißig* bezeichnet. Hat diese Schülerin vielleicht nur deshalb ein so langes Leben bekommen, damit der Satz der verhassten Wiener Handarbeitslehrerin jetzt durch den Satz einer anderen Handarbeitslehrerin endlich ausgelöscht und begraben werden kann? Ist diese Schülerin nur darum so lang auf der Welt, damit durch sie hindurch zum Beispiel diese zwei Sätze gegeneinander antreten können, und der schlechtere Satz endlich unterliegt? Bildet vielleicht die Summe all dessen, was irgendwann einmal irgendwo auf der Welt gesagt wurde und wird, ein lebendiges Ganzes, das nur manchmal nach dieser, manchmal nach der anderen Seite Auswüchse hat, am Ende aber sich wieder ausgleicht? Dann wäre also dieses das Ende?

Eine rechts, eine links.

Genau.

Und dann umdrehen, und es geht wieder von vorn los.

Das ist die ganze Kunst?

Das ist die ganze Kunst.

Ein Mann sitzt in Wien im Café *Museum* vor einem Glas Wasser und überlegt, womit er bei seiner Rückkehr der Mutter eine Freude machen könnte, der Mutter, die in Wien ein Kind war. Soll er ihr einen kleinen bronzenen Stephansdom kaufen, eine Sachertorte direkt im Hotel *Sacher*, oder ihr einfach nur einen Zweig mitbringen von einem Baum auf dem Arenbergplatz, unweit der Wohnung, wo sie früher gelebt hat? Er kann sich nicht vorstellen, dass seine Mutter einmal ein Kind war. An dem Tag vor anderthalb Jahren, als er kam, um sie ins Heim zu bringen, hatte sie ihn bereits, in Hut und Mantel auf dem Stuhl in der Vorhalle sitzend, erwartet und sich als Major der k.u.k. Armee vorgestellt, der zum Abmarsch bereit sei. Neben ihr stand ein kleiner, dunkelblauer Koffer, auf dem Schoß hielt sie das Kästchen mit den goldenen Knöpfen. Das Kästchen kannte er gut, mit diesen Knöpfen hatte er in Ufa bei seiner Njanja zwei oder manchmal auch drei Kilo Luft eingekauft, hatte die Knöpfe, wenn ihm beim Warten auf die Mutter langweilig wurde, poliert und den doppelköpfigen Adler darauf oft betrachtet. Hier in Wien breitete dieser Adler nicht nur an der Hofburg seine Flügel aus, überall in der Stadt blickte er gleichzeitig nach rechts und nach links: auf schmiedeeisernen Gittern, an Brunnen, über Hauseingängen und sogar auf dem Ladenschild der Trafik, wo der Mann sich vorhin Zigaretten gekauft hat, dabei war der Kaiser nun schon seit einem Dreivierteljahrhundert tot. Überall breitete hier immer noch dieser Adler die Flügel über seine zwei Köpfe, wie um sie zusammenzuhalten.

Verging in Wien die Zeit tatsächlich so langsam?

Oder gar nicht?

Da war im Osten Deutschlands ein Staat gegründet worden, war vierzig Jahre lang Staat gewesen, war vierzig Jahre lang Alltag gewesen, Neubauten, Schulkinder, der

Sozialismus siegt, Sie werden platziert, Held der Arbeit, 10 Pfennige Fahrgeld, ich schreib eine Eingabe, hol mal schnell aus dem Konsum ein Eis, Stellplatz am 1. Mai: Karl-Marx-Allee Ecke Andreasstraße, Kirschenpflücken in Werder, Ernst Busch singt vom Bauernkrieg, der Fahrstuhl steckt wiederum fest, sozialistische Bruderländer, liebe Genossinnen und Genossen, und irgendwann, nach einem ganzen Leben in diesem Leben, waren Alltag und Staat zugrundegegangen, verschwunden, in den Boden gestampft, von der Landkarte gewischt, zusammengekracht, vom Volk hinweggefegt – in Wien aber hat, wie es ihm scheint, indessen einfach nur alles, was immer schon da war, überdauert. Dass am Ende des Krieges auch auf Wien Bomben gefallen sein sollen, wie seine Mutter immer gesagt hat, kann er sich beim besten Willen nicht vorstellen, so groß und unzerstört sind hier alle Häuser, die er bisher gesehen hat.

Ogleich er seit der Öffnung der Grenze schon oft in Frankfurt am Main gewesen ist, auch in London, in Triest und einmal sogar mit Frau und Kindern in New York, um die Freiheitsstatue zu sehen, nennt der Mann die Stadt Wien bei sich immer noch *westliches Ausland* und fallen ihm beim Kaffeegeruch im *Café Museum*, ob er will oder nicht, die Pakete ein, die seine erste Freundin von ihrer bundesdeutschen Verwandtschaft bekam, heißt die neue Zeit bei ihm immer noch *die Zeit der Gewinner*, und kann er nicht anders, als sich wieder einmal darüber zu wundern, dass die sogenannte Moderne ihre Überlegenheit einzig und allein daraus ableitet, dass es sie schon seit einhundertundfünfzig Jahren gibt. Ob er will oder nicht, sieht er den Leuten hier an, dass sie daran gewöhnt sind, in schnellen Autos zu fahren, dass sie wissen, was eine Steuererklärung ist, und keinen Grund haben zu zögern, bevor sie beim Kellner ein Glas Prosecco zum Frühstück bestellen. Schon daran, wie sie bei

ihrem Eintritt die Tür hinter sich zufallen lassen, kann er erkennen, dass sie sicher sind, überall in der Welt in der richtigen Welt zu sein. Jetzt sitzt auch er in dieser richtigen Welt, jetzt hat auch er das richtige Geld im Portemonnaie, und sitzt dennoch vor einem Glas Wasser, um *Westgeld* zu sparen. *Ich muss draußen bleiben.* Die Schilder, auf denen Hunde abgebildet sind, die nicht in den Fleischerladen, nicht ins Restaurant, nicht ins Schwimmbad dürfen, gab es im Osten genauso wie im Westen Deutschlands und wie wahrscheinlich überall auf der Welt. Inzwischen ist die Grenze, die ihn früher vom Westen trennte, zwar längst gefallen, dafür ist sie bei ihm, wie es scheint, nach innen gerutscht, und trennt jetzt den, der er war, von dem, der er sein soll und dürfte. Ich weiß nicht, woran man einen Menschen erkennt, hat seine Mutter bei seinem letzten Besuch zu ihm gesagt. Er will keinen Prosecco zum Frühstück, ob er will oder nicht. Und es ist ihm auch völlig egal, ob die anderen an seinem Blick, seinen Haaren, seinen Wangen erkennen können, dass er aus dem zu Recht, endlich, gottseidank, Zeit wurde es ja, untergegangenen Land kommt, wo es, so ein Schwachsinn, volkseigene Betriebe gegeben hat, am 1. Mai rote Nelken fürs Knopfloch, gefälschte Wahlen, Greise mit Baskenmütze aus dem Spanischen Bürgerkrieg und als Schulstoff Dialektik. *Ein Mensch, wie stolz das klingt.* Morgens um sechs, als er aus dem Nachtzug stieg, hat er welche gesehen, die auf Pappen im Bahnhof schliefen. In welcher Welt ist er die letzten vierzig Jahre gewesen? Wo ist diese Welt geblieben? Hat er nun für den Rest seines Lebens das Herz eines Hundes?

Später geht er mit sich selbst aus dem Café hinaus, um vor dem Termin, den er erst am Nachmittag hat, ein wenig zu schlendern, Pferdefleisch wird auf dem Naschmarkt verkauft, Kräuter, Äpfel und Blumen, er dreht eine Runde und spaziert

dann auf die Rechte Wienzeile hinüber, für das Pornokino, das es da gibt, ist es zu früh am Tag, nichts wollen will er, er spaziert blindlings in eine der Seitengassen hinein, biegt planlos rechts ab, und weiter, Straßenbahnschienen, aus den Toreinfahrten riecht es nach Kalk und nach Staub, als wäre schon Sommer, an schmutzigen Schaufenstern geht er entlang, immer weiter die Straße hinunter. Er ist froh, wenn er nichts besichtigen muss, was ein Fremder in Wien besichtigen würde, er geht gern einfach nur so durch einen Alltag. Dort, wo vor sehr langer Zeit einmal ein Engel über einen Hauseingang gewacht hat, steht jetzt kein niedriges Haus mehr, sondern ein fünfstöckiges, modernes Hotel. Das Haus, in dem seine Urgroßmutter einmal gewohnt hat, fiel kurz vor Kriegsende März fünfundvierzig tatsächlich noch einer der wenigen Bomben zum Opfer, aber da war seine Urgroßmutter schon über vier Jahre tot und ihre Wohnung lange ausgeräumt und an andere Leute vergeben. Aber er weiß weder, wer seine Urgroßmutter war, noch, wo sie gewohnt hat, er weicht aus, als die Drehtür des Hotels eine Gruppe Reisender auf den Gehsteig entlässt. Wien ist, was den Mann angeht, von Geschichten ganz und gar eingewaschen, und es hat nicht einmal ein Menschenleben gedauert, bis ihn, den Nachfahren einer Wienerin, diese Stadt nichts mehr angeht. Nicht einmal ein Menschenleben, bis Herkunft und Heimat zweierlei sind. Frei ist er, doppelt frei, in seinem Innern trägt er als ein großes schwarzes Land all die Geschichten, die seine Mutter ihm nicht erzählt oder verschwiegen hat, mit sich herum, trägt vielleicht sogar diejenigen Geschichten, die nicht einmal seine Mutter wusste oder in Erfahrung gebracht hat, mit sich herum, kann sie nicht loswerden, aber sie auch nicht verlieren, weil er sie gar nicht kennt, weil all das in ihm begraben ist, weil er mit Innenräumen, die ihm nicht gehören, schon aus seiner Mutter geschlüpft ist und sein eigenes Inneres nicht anschauen kann.

Sein Vater war vor beinahe vierzig Jahren einmal für drei Wochen in Berlin, aber er hat davon nicht erfahren, wie auch? Sein Vater hat später eine Ewigkeit in Workuta gelebt und ist vor zwölf Jahren auch in Workuta gestorben, aber der Sohn weiß weder das eine noch das andre. Der Sohn kann, wo er will in der Welt, zum Beispiel in Berlin, zu Haus sein. Wenn er wissen würde, welche Fragen er stellen müsste, und dass überhaupt und wem, dann hätte ein Beamter der Israelitischen Kultusgemeinde von Wien sicher diese oder jene Liste hervorholen und ihm sagen können, dass seine Urgroßmutter mit dem ersten Transport Februar einundvierzig nach Opole im Distrikt Lublin gebracht wurde, seine Großmutter nach sechs Umzügen innerhalb Wiens im Juli zweiundvierzig über Minsk nach Maly Trostinez, und die Tante, die sich noch lange bei einer Freundin versteckt gehalten hatte, vierundvierzig nach Auschwitz. So aber ist für den Mann die Stadt Wien so staubig wie jede andere Großstadt. Kettenbrückengasse, Mariahilfer Straße, Siebensterngasse, Mondscheingasse. Dort, auf der *drüberen* Seite, wie seine Mutter es nennen würde, ist ein Altwarenhandel, wer weiß, vielleicht findet er hier etwas, das er ihr mitbringen kann.

Die kleine Standuhr, die in einem Regal gleich neben dem Eingang steht, schlägt mit blechernen Schlägen zehn Uhr, dabei, das weiß er, muss es mindestens schon halb zwölf sein. Er sieht ringsumher Tische und Schränke, Stühle mit Flechtwerk, Schemel und Hocker, Vitrinen mit Knäueln aus Schmuck und altem Silberbesteck, von der Decke baumeln Lampen herab, an den Wänden hängen Ölgemälde und Spiegel, Setzkästen, Barometer, Kruzifixe, in den Regalen stehen Kerzenleuchter, Teller, Bücher und Gläser, und unter den Tischen hölzerne Eimer und Körbe mit Wäsche. Alles ist ineinander verkeilt, eins macht dem anderen Schatten, so dass der Raum auch an diesem hellen Maitag in seiner eigenen

Dämmerung liegt. Einen Verkäufer kann der Mann zunächst nicht sehen, es begrüßt ihn auch niemand, erst als seine Augen sich an das wenige Licht gewöhnt haben, sieht er am hinteren Ende des Ladens einen Herrn in einem Fauteuil sitzen und lesen.

Was nun würde seiner Mutter gefallen? Seiner Mutter, die ins Altersheim nichts mitnehmen wollte als den gelben Wandteppich mit der usbekischen Sonne, den kleinen, dunkelblauen Koffer, dessen Inhalt er nicht kennt, und das Kästchen mit den goldenen Knöpfen. Gern hätte er für sich selbst die Goethe-Ausgabe letzter Hand, die hier erstaunlicherweise vollständig im Regal steht und bestimmt nicht so teuer ist wie in einem richtigen Antiquariat, den 9. Band, der am Rücken leicht abgeschabt ist, zieht er auf gut Glück heraus, blättert ein wenig darin herum, *Lebt wohl*, und stellt den Band dann wieder zurück, denn wie sollte er eine ganze Goethe-Ausgabe im Zug nach Berlin transportieren. Eine Brosche mit Amethysten könnte hübsch sein, oder ein silberner Löffel mit dem Wappen von Wien, aber er mag den Verkäufer nicht bitten, die Vitrine zu öffnen. Schließlich sieht er ein Miniaturbild an eine Meißner Suppenterrine angelehnt stehen, darauf sind der preußische Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Joseph als Verbündete aufgemalt, *In Treue fest*, steht auf dem Bild, und weil es seine Wiener Mutter schließlich nach Preußen verschlagen hat, denkt er, das könnte passen, politisch ist es auf jeden Fall lange verjährt, er nimmt das Bild aus dem Regal, tritt näher und fragt den Herrn: Entschuldigen Sie, wieviel?

und der kleinen Standuhr, als sie alles zurücklassen muss und im Februar einundvierzig, auf den Arm ihres Vetters gestützt, den Weg ins Jüdische Altersheim in der Malzgasse antritt, wo der Einfachheit halber die erste Sammelstelle für Transporte in den Osten eingerichtet worden ist. Die Uhr schlägt elf, die Uhr schlägt zwölf, *Morgenwind umflügelt die beschattete Bucht*, dann kehrt der Vetter in die leere Wohnung zurück, sitzt kurz an dem Tisch, an dem er noch vorhin mit der alten Frau zum letzten Mal gemeinsam Tee getrunken hat. *Es vert mir finster in die oymen*. Dann schlägt die Uhr eins. Zur Metallsammlung hatte die alte Frau schon letztes Jahr ihren siebenarmigen Leuchter abgeben müssen. Der ist inzwischen sicher schon lange geschmolzen. Aber zumindest die Goethe-Ausgabe, immer drei oder vier Bände auf einmal, räumt der Mann nun in denselben Koffer, in dem er sie vor zwanzig Jahren auf seinem Karren hertransportiert hat, er hängt das Pendel der Uhr aus, schlägt die Uhr in einen Polsterbezug ein, bindet aus der Uhr ein Paket, das er in einen Kohlesack stecken und sich so über die Schulter hängen kann. Mit Koffer und Sack verlässt er die Wohnung, die jetzt schon ganz und gar ausgekühlt ist, auf dem Wasser im Eimer hat sich bereits eine dünne Eisschicht gebildet. Hätte er nicht das Pendel in die Brusttasche seiner Jacke gesteckt, würde er glauben, er höre durch den Sack und durch das weiche Tuch hindurch wie unter Schnee die Uhr noch immer ticken, könnte schwören, dass sich hinter seinem Rücken noch immer die Zeiger bewegen. Die alte Frau hat ja, bevor sie den Weg in die Malzgasse antrat, die Uhr noch einmal aufgezogen, so wie sie es jeden Morgen in den letzten fünfzig Jahren getan hat. Mit der angehaltenen Uhr auf dem Rücken geht der Vetter durch die Februarkälte, das Pendel schaut mit dem feinen Häkchen aus seiner Brusttasche heraus, und der Schlüssel zum Aufziehen steckt in seiner Hosentasche und wird langsam warm. Der Vetter geht in die Gegend um den

Arenbergplatz, klingelt, spricht mit irgendwem, nickt, fährt dann mit der Straßenbahn in die Mariahilfer Straße 117, klingelt, spricht, nickt, fährt dann in die Linzer Straße 439, klingelt, spricht, Haidgasse 4, zum Schluss steht er in der Dampfschiffstraße 10/6 im II. Bezirk vor einer Tür, klingelt, spricht, und wird dort endlich seine Last los, die jetzt ein Erbe geworden ist, die eine Frau an etwas erinnert, an das sie nicht erinnert werden wollte, die Dinge sprechen ohne zu sprechen, und die Frau weiß jetzt, was sie nicht wissen wollte, nämlich dass es einen Moment gibt, in dem es für immer zu spät ist. Zuletzt noch den warmgewordenen Schlüssel aus der Hosentasche des Vetters, achja, und das Pendel. Die Frau nimmt Schlüssel, Pendel, Koffer und Kohlesack, trägt alles in ein Zimmer, das nur unter anderem ihres ist, in dem sitzen fremde Leute auf Betten, spielen fremde Kinder unter dem Tisch, streiten Fremde miteinander, dort zieht sie, als ginge das alles sie wenig an, das Paket aus dem Sack, wickelt es aus, stellt die Uhr auf den Tisch, hängt das Pendel ein, und schon beginnt das Uhrwerk wieder zu ticken, in der gespannten Feder steckt noch das Leben ihrer Mutter, sie scheucht ein paar Kinder weg, setzt sich vor die Uhr und schaut zu, wie die Zeit, die jetzt für immer zu spät ist, vergeht. Die Zeit ist wie ein Dornenstrauch, der sich in Wolle verfangen hat, den man mit aller Gewalt herausreißt und hinter sich wirft. Die Minuten, auf die es jetzt nicht mehr ankommt, vergehen, durch den Minutenzeiger säuberlich eine von der andern getrennt.

Noch zweimal werden der Koffer und der Kohlesack mit der in einen Polsterbezug gewickelten Uhr von der Frau durch die Wiener Stadt transportiert, denn auf eine weitere amtliche Anweisung hin muss sie von der Dampfschiffstraße in die Obere Donaustraße umziehen, und drei Monate später von der Oberen Donaustraße in die Hammer-Purgstall-Gasse 3/12.

Obgleich der Frau das Umziehen inzwischen schon schwerfällt, schleppt sie sich beide Male auch mit dem gesamten Goethe ab und mit der Uhr, den zwei Habseligkeiten ihrer bereits deportierten Mutter. Und wickelt die Uhr, wenn sie angekommen ist, da oder dort wieder aus, zieht sie auf und legt dann den Schlüssel daneben, genau so, wie es ihre Mutter immer getan hat. Vielleicht hat es mit diesen Hinterlassenschaften ja eine geheime Bewandtnis, so wie im Märchen, wo in größter Not aus einem Kamm, den man hinter sich wirft, ein Wald wächst.

Bis zum 13. 8. 1942, an dem sie am Aspangbahnhof in Wien den Zug besteigt, der nach Minsk fährt, wächst aber kein Wald.

Das Aufbrechen, Inventarisieren und Leerräumen der jüdischen Sammelwohnung in der Hammer-Purgstall-Gasse 3/12 durch die Gestapo-Verwertungsstelle für jüdisches Umzugsgut dauert zweieinhalb Tage. Die kleine Standuhr ist inzwischen zum Stillstand gekommen. Der Schlüssel zum Aufziehen liegt, wie immer, daneben. Chaim Safir steckt den Schlüssel durch die kleine ovale Öffnung, durch die man das Pendel sieht, in das Uhrengehäuse hinein, und stellt dann die Uhr in einen Wäschekorb, in dem schon ein Stapel Teller, eine Blumenvase aus Porzellan, mehrere Gläser und eine Kristallkaraffe auf ihren Abtransport warten. Damit nichts zerbricht, legt Chaim Safir ein paar Kleidungsstücke dazwischen, dann nimmt er den Korb, trägt ihn nach unten und sagt zu Herrn Gschwandtner: Jetzt wären da nur noch die Möbel. Herr Gschwandtner folgt ihm zur Kontrolle, sieht sich im Zimmer um und macht die Schranktüren auf, schaut unter die Betten, stößt eine kleine Fußbank beiseite und zieht dann mit sicherem Griff den Koffer hervor, da sind wohl noch Juwelen, du Kerl, Chaim Safir sagt, das tut mir leid, den Koffer hab ich übersehen. Herr Gschwandtner sagt, ist das ein

Trum, der Deckel will erst nicht aufspringen, dann schließlich doch, hast a Maß ghabt, sagt Herr Gschwandtner zu Chaim Safir, alles nur Bücher, liest, was auf dem Rücken der Bücher steht, sagt: alles nur Goethe, klappt den Koffer wieder zu, *Sein oder Nichtsein*, sagt er im Aufstehen und grinst, Chaim Safir nickt, ohne Herrn Gschwandtner dabei anzuschauen, Herr Gschwandtner tippt mit der Fußspitze an den Koffer, sagt: Den noch nach unten.

Das Wochenende verbringen der Koffer und die Uhr zwischen all den anderen Dingen im Lager. Montagfrüh kommt der Schätzmeister und sortiert die Neueingänge nach Wert, den Korb mit Uhr, Karaffe und Geschirr schickt er zum Freihandverkauf in die Krummbaumgasse, Parterre, und weil der Koffer so schäbig aussieht, macht er ihn gar nicht erst auf, sondern sagt gleich: Den auch. In der Krummbaumgasse, Parterre, werden solche schäbigen, bereits gepackten, aber übriggebliebenen Koffer für 2 RM das Stück verkauft, Katze im Sack, auf gut Glück, blindlings, in Bausch und Bogen, Überraschung muss sein, samt Inhalt, aber aufmachen darf man vorher nicht. In der Zeitung erscheint eine Anzeige für den Freihandverkauf der neu eingelangten Möbel und Accessoires, ein frisch kriegsverheiratetes Mädchen bewirbt sich um einen Einladungsschein, ihren Gehaltszettel legt sie bei, arm genug ist sie und hat den Mann an der Ostfront, sie muss selber schauen, wie sie durchkommt. Zwei Freunde oder Verwandte darf sie mitbringen, wenn sie den Schein einmal hat, und sie bekommt ihn, bringt also Mutter und Freundin, ach da schau her, ist das aber herzig, und wirklich nicht teuer, eine Vase, eine Karaffe aus Kristall, eine Bettwäsche-Garnitur oder ein Teller. Schau mal die Uhr, durch das Loch sieht man das Pendel, die geht vielleicht nicht, ach wird schon, was klappert denn da, schau, der Schlüssel, ich fisch ihn heraus, Vorsicht, ich zieh sie mal auf, Meingott, der

Teller hier ist ja riesig, kein Wunder, die schlachten doch Kinder, ach geh, der ist wirklich schön, und ich nehm mir hier diesen Koffer, der ist extra billig, ja mach nur, wer weiß, was da drin ist, Jessas ist der schwer, vielleicht Steine, vielleicht ein Schatz, darf ich da vielleicht doch vorher einmal hineinschauen? Gnädigste, schauen wär teurer, gut, wenn Sie meinen, viel kann ja nicht schiefgehen, ich nehm ihn jetzt einfach, erlebe vielleicht mein blaues Wunder, aber wir machen ihn erst zu Haus auf, warum denn, ich will wissen, was drin ist, na, nicht immer so neugierig sein. Die Uhr schlägt drei, dabei ist es erst kurz nach halb zehn. Die hört sich aber schön an, mir gingat das Schlagen auf die Nerven, mir nicht, ich stell sie auf die richtige Zeit, ich find sie hübsch, ich auch, was willst du denn mit einer Uhr, eine Uhr braucht man immer. Und ich nehm den Teller. Den jüdischen Teller? Warum denn nicht, der wird gleich am Samstag getauft: Schweinshaxn mach ich.

Die Kriegsverheiratete hat zwei Jahre später, als der Krieg endlich aus ist, zwar eine Tochter, aber der Mann ist in Russland gefallen. Die Standuhr schlägt mit blechernem Klang all die Stunden, die so ein Leben in der Friedenszeit hat, schlägt eins bis zwölf, eins bis zwölf, und am nächsten Tag wieder zweimal von eins bis zwölf, schlägt in aller Frühe, wenn die Hausreinigung mit dem Besen von außen gegen die Eingangstür stößt, schlägt vormittags in einer leeren Wohnung, während das Mädchen in der Schule ist und die Frau in einem Büro, schlägt nachmittags zu Kaffee und Kuchen, und abends mitten ins Schlaflied hinein, *Der Mond ist aufgegangen*, schlägt auch spät in der Nacht, wenn die Kriegerwitwe ihr Haar löst und keinen Mann hat, der den Gürtel über die Stuhllehne hängt. Schlägt eins bis zwölf ein friedliches, arisches Leben lang.

Als die Kriegerwitwe selbst schon an die fünfzig Jahre alt ist, stirbt ihre alte Mutter, sie löst zusammen mit der inzwischen erwachsenen Tochter den Haushalt auf und findet dabei im Keller die Goethe-Ausgabe, das blaue Wunder von damals, die Katze im Sack, die riecht nach Keller, ist aber nicht verschimmelt. Der Antiquitätenhändler von nebenan, der immer in seinem Laden herumsitzt und liest, zahlt ihr anständig Geld für *des Klumpert*. In dem schäbigen Koffer aber, der seinerzeit, sogar mit Inhalt, nur 2 RM gekostet hat, liegen jetzt verschiedenfärbige Flicker, die kann sie selber noch brauchen.

Noch über zwanzig weitere Jahre lang schlägt die Uhr mit blechernem Klang in diesem, einem beliebigen Wiener Haushalt täglich von eins bis zwölf, und noch einmal von eins bis zwölf, bis Tag für Tag um ist, die Tochter hat jetzt ihr eigenes Leben, wenn die Enkel kommen, schauen sie durch das ovale Loch das Pendel der Uhr an, wie es, ohne jemals müde zu werden, hin- und hergeht, aber anfassen dürfen sie nicht, das Vertiko müsste einmal abgestaubt werden, die Frau braucht zum Lesen schon eine Brille, das Gehen fällt ihr allmählich schwer, die Tochter besucht sie leider zu selten, aber was soll man machen, die Frau schläft vor dem Fernseher jetzt manchmal ein und wacht erst auf, wenn mitten in der Nacht die Uhr zwölfmal schlägt, die Enkel sind ziemlich verzogen, die Frau isst zum Frühstück immer ein Kipferl, und lebt und lebt und zieht immer die Uhr auf und legt immer den Schlüssel daneben. Und schließlich, als ihr letztes Stündlein geschlagen hat, stirbt die Frau einen friedlichen, arischen Tod.

Ihrer Tochter gefällt der alte Kram überhaupt nicht, eine Wohnung muss hell und leer sein, Hausrat hat sie selbst mehr als genug, mein Gott, was die Mutter nicht alles aufgehoben hat, der schäbige Koffer mit den Flicker landet sofort im Müll, und was den Rest angeht, da schau her, der

Antiquitätenhändler von damals sitzt ja noch immer in seinem Laden und liest! Braucht er vielleicht so eine Standuhr, wirklich ein ganz besonderes Stück aus Großmutter's Zeiten, ja, der Schlüssel ist auch mit dabei, und die Uhr hat, wenn sie zur vollen Stunde schlägt, so einen hellen, freundlichen Klang, da geht einem richtig das Herz auf.

5

Der Verkäufer schaut nur kurz von seinem Buch auf, 280 Schillinge, sagt er und liest weiter. Und so kauft der Mann für seine Mutter als Mitbringsel aus Wien das Miniaturbild *In Treue fest*, und weil er zwar einige Zeit, jedoch keine ganze Stunde, in dem Laden verbracht hat, hört er die kleine Standuhr, die bei seinem Eintritt die falsche Zeit angegeben hat, kein zweites Mal schlagen. Auf der Rückfahrt nach Berlin denkt er noch einmal kurz an den Goethe, für den im Nachtzug noch ein ganzer Liegeplatz frei gewesen wäre, aber Band 9 zumindest war ja am Rücken beschädigt, und außerdem, wer weiß, ob ihm in seinem Leben überhaupt noch genug Zeit zum Lesen einer Gesamtausgabe bleibt, auch er ist ja nicht mehr der Jüngste.

6

Am Samstag hat Frau Hoffmann ihren neunzigsten Geburtstag. Auf ihrem Platz zwischen Frau Millner und Frau Schröder stehen ein Blumenstrauß von der Heimleitung und ein Fläschchen Sekt. Als sie sich setzt, singen die, die noch singen können, auf ein Zeichen von Schwester Renate: *Wir freuen uns, dass du geboren bist, und hast Gebu-u-rtstag heut*. Frau Hoffmann nimmt zur Kenntnis, dass sie Geburtstag

hat, und dankt in die Runde. Frau Millner nickt ihr zu, oder nickt vielleicht auch, weil ihr der Toast mit Honig so gut schmeckt, während Frau Schröder sich nur darauf konzentriert, ihren Kaffee nicht zu verschütten. Auf dem Rückweg zum Zimmer sagt Schwester Renate: Heute holt Sie ja Ihr Sohn ab und macht mit Ihnen einen Ausflug, nicht wahr, Frau Hoffmann? Ach, das wusste ich nicht, sagt Frau Hoffmann. Dann will sie doch, bevor ihr Sohn kommt, sich noch die Haare kämmen und den Marmeladenfleck von ihrer Jacke abwischen. Aber selbst auch nur den Arm zu heben, um an ihren eigenen Kopf zu reichen, fällt ihr schwer, mein eigener Körper ist schon zu groß für mich, sagt sie zu Schwester Renate, ach was, sagt die Schwester, ich mach Sie hübsch, sie nimmt ihr den Kamm aus der Hand, fährt ihr ein paarmal durch die wenigen grauen Haare und sagt, um elf komm ich wieder und bring Sie nach unten, in Ordnung? Jaja, sagt Frau Hoffmann, wird schon in Ordnung sein.

Und dann sitzt sie mit ihrem Sohn in irgendeiner Sonne, unter irgendeinem blauen Himmel, mitten in der guten, frischen Luft, mitten in der Welt.

Es ist so schön, dass du da bist, sagt sie.

Ich freue mich auch, dich zu sehen.

Es ist für mich eine solche Hilfe, aber davon weißt du nichts, und es ist auch gut so, dass du es nicht weißt, es ist nicht gut, mehr zu wissen.

Der Sohn schweigt.

Erzähl mir, war es schön unterwegs?

Der Sohn erzählt von Wien, vom Naschmarkt und vom Café *Museum*.

Ich habe solche Sehnsucht.

Der Sohn sagt, ich hab dir etwas mitgebracht.

Hübsch, sagt sie, und betrachtet Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Joseph.

Es ist aus einem Geschäft in der Mondscheingasse, kennst du die vielleicht?

Weißt du, ich möchte leben, und ich kann nicht. Wenn ich sterbe, wird nur ein Platz leer, und ein neuer Platz besetzt sein.

Ich habe dich lieb, sagt der Sohn und nimmt die Hand seiner Mutter.

Wirklich? Das ist schön, sagt sie.

Ihre Hand liegt kalt und knochig in seiner großen und warmen Hand.

Weißt du, sagt sie, ich habe Angst, dass alles verlorengeht – dass die Spur verlorengeht.

Welche Spur, fragt der Sohn

Ich weiß nicht mehr, woher und wohin.

Der Sohn schweigt.

Über den weiten Himmel ziehen ein paar Wolken. Zwei Flugzeuge, die ganz weit oben geflogen sind, haben Kondensstreifen hinterlassen, die sich jetzt langsam wieder in Himmel verwandeln. Dem Sohn fällt ein, dass es bis vor wenigen Jahren mitten in solche Stille hinein manchmal einen ohrenbetäubenden Knall gab, wenn Überschallflugzeuge bei einem militärischen Manöver die Schallgrenze durchbrachen. Jetzt sind die Russen, genannt *die Freunde*, längst abgezogen, und die Übungsplätze der Nationalen Volksarmee anderswohin verlegt, und wahrscheinlich ist es auch von Gesetzes wegen nicht mehr erlaubt, zu Übungszwecken die Schallgrenze zu durchbrechen. Jetzt ist es still, und der Himmel ist beinahe so leer wie zur Zeit der Jäger und Sammler.

Ich denke, wenn wir versuchen zu spielen, dass das ein merkwürdiges Spiel sein wird, sagt seine Mutter.

Vier Wochen vor dem Fall der Mauer hatte seine Mutter für ihr Lebenswerk den Nationalpreis Erster Klasse bekommen. An seinem Arm war sie nach vorn gegangen, um die Urkunde

und das Kästchen in Empfang zu nehmen. Jetzt sitzt er mit ihr auf einer Bank an einem Waldrand, die Blätter rauschen in ihrem Rücken, und vor ihnen liegt ein weites, sanft abfallendes Feld, auf dem das Korn erst kniehoch und noch blaugrün ist. Wenn der Wind darüber hinstreicht, sieht es beinahe so aus wie Wasser.

Ich wollte dir nur sagen, sagt seine Mutter, es ist mein gutes, gutes schönes Lebewohl.

Ach Mutter, sagt er und streicht ihr über den Rücken.

Ich habe, sagt sie, meine Angst vor dem Werdenden nicht gescheitert.

Ein paar Freunde wollten zum Geburtstag der Mutter kommen, aber er hat ihnen abgesagt. Weil er sich für seine Mutter schämte? Oder weil er fand, dass seine Mutter ihren Freunden so in Erinnerung bleiben sollte, wie sie früher war? Hatte er ihr einen Gefallen getan, den Freunden oder sich selbst?

Das senkt sich auf dich herab von oben nach unten – du weißt nicht, von welcher Seite. Ich weiß es nicht, und du weißt es wahrscheinlich auch nicht.

Nein, ich weiß es auch nicht.

Noch nie hat er so wenig gewusst wie jetzt.

Das Einzige, was er weiß, ist, dass sein Nichtwissen von ganz anderer Art ist als ihres. Das Nichtwissen seiner Mutter ist so tief wie ein Fluss, an dessen jenseitigem Ufer eine ganz andere Art von Welt liegen muss als die, in der er wohnt.

Ich weiß nicht, woran man einen Menschen erkennt.

Ich weiß nicht, von wem kann ich alles verlangen?

Kommen sie zu uns oder kommen sie von uns?

Ich weiß nicht, was kommt.

Ich weiß nichts.

Ich weiß nicht, wann groß und wann klein ist.

Ich weiß nicht, was ich machen soll.

Ich weiß nicht, wo ich zu Haus war.

Ich weiß so vieles nicht.

Ich weiß nicht, was alles passiert.

Langsam beginnt es, und langsam hört es wieder auf. Ich weiß nicht, was ich lieber habe.

Ich weiß nicht, ob mein Herz wieder schlagen wird.

Ich weiß nicht den großen Unterschied.

Ich weiß ihn nicht.

Ich weiß ihn nicht und verstehe ihn auch nicht.

Ich weiß, was ich weiß – aber es ist nicht mit dem Namen vermischt.

Ich glaube, das ist alles gesponnen.

Ich glaube, das ist es.

In diesem Land, in das seine Mutter übersetzt, indem sie alles, was sie jemals verstanden hat, nicht mehr verstehen kann, wird sie keine Worte mehr brauchen, so viel versteht er. Einen kurzen, hellen und scharfen Moment lang versteht er, wie es wäre, wenn er mit ihr dort ankommen könnte: Das Kornfeld wäre von Grund auf da, ebenso wie das Rauschen der Blätter in seinem Rücken, die Stille wäre von der Abwesenheit dieses Knallens, das nur noch in seiner Erinnerung wohnt, ausgefüllt bis zum Rand, und die Erinnerung, die diese Stille ausfüllt, wäre ebenso wirklich wie die Schritte aller Menschen, die in diesem Augenblick gerade über die Erde gehen, wie ihr Hinfallen, Springen, Kriechen und Schlafen in ebendem Augenblick, wäre ebenso wirklich wie alles, was währenddessen stumm in der Erde liegt oder fließt: die Quellen, die Wurzeln und die Toten, der Ruf des Kuckucks da drüben wäre genauso wirklich wie der Stein, der unter seiner Schuhsohle knirscht, wie die Kühle des Abends und das Licht, das durch die Blätter hindurch ihm vor die Füße fällt, wie seine Hand, mit der er seiner Mutter über den Rücken streicht und unter der dünn gewordenen, alten Haut ihre Knochen spürt, die bald blankliegen werden – kurz, scharf und hell weiß er einen Moment lang, wie es sich anfühlen

würde, wenn das Hörbare und das Unhörbare, das Ferne und das Nahe, das Innere und das Äußere, das Tote und das Lebendige gleichzeitig da wären, keines wäre über dem anderen, und dieser Augenblick, in dem alles gleichzeitig da wäre, würde ewig dauern. Aber weil er ein Mensch ist, ein Mann im mittleren Alter, Frau, zwei Kinder, Beruf, weil er noch einige Zeit vor sich hat, in der er, wenn er etwas nicht weiß, in einem Lexikon nachschlagen kann oder einen seiner Kollegen fragen, ist dieses sprachlose Wissen ebenso plötzlich, wie es ihn befallen hat, auch wieder vorbei. Um diese andere Welt mit den Augen seiner Mutter zu sehen, wird ihm noch eine gute irdische Zeitlang das Wichtigste fehlen: das Fortgehen.

Ich habe geträumt, dass ich geträumt habe.

Und auf einmal war es kein Traum mehr.

7

Frau Buschwitz schläft schon, als die Mutter abends von ihrem Sohn ins Zimmer zurückgebracht wird. Auf dem Tisch am Bett der Mutter steht eine ausgewaschene, gläserne Limonadenflasche, die mit Knete beklebt ist. Aus der Knete ist eine rote »90« geformt, rings um die »90« ist ein gelber Kreis, und jenseits des Kreises sind wurstförmige grüne und blaue Strahlen. In der Flasche steckt eine einzelne Rose, gegen die Flasche gelehnt ist eine Geburtstagskarte, auf der steht: *Herzlichen Glückwunsch! – von Herrn Zander und seiner Frau.* Wer sind Herr Zander und seine Frau? fragt der Sohn. Gute Freunde, gibt ihm seine Mutter zur Antwort. Aha, sagt der Sohn. Bevor er geht, nimmt er noch das Miniaturbild und lehnt es auch an die Flasche. *In Treue fest.*

Langsam, sagt die Mutter, will ich versuchen, die Bürde mit dem Bürdentitel anzusprechen.

Kommst du zurecht, fragt der Sohn.

Jaja, sagt die Mutter. Ein Jahrhundert hab ich auf die Arme gezwungen. Momentan, meine ich.

Ich sage der Schwester Bescheid, dass sie dir beim Umziehen hilft und dich zu Bett bringt, in Ordnung?

Ich weiß nicht, sagt die Mutter, was mag es bedeuten, dass wir so traurig sind.

Ich geh dann, Mutter, sagt der Sohn.

Jaja, sagt die Mutter, geh nur, Junge, und setz die Mütze auf.

52.58867 Grad nördlicher Breite, 13.39529 Grad östlicher Länge.

Als früh um sechs das Telefon klingelt, weiß der Sohn, dass es nur für ihn sein kann. Zwischen 4 und 5 Uhr sei leider, für ihn sicher sehr schwer, aber für die Mutter vielleicht besser, wir alle in Gottes Hand.

Noch eine Woche lang wird er jeden Morgen genau um 4 Uhr und 17 Minuten wach werden, jeden Morgen genau im Moment der größten Stille, unmittelbar bevor die Vögel anfangen zu singen. In diesen Nächten wird er zum ersten Mal Träume haben und sich, wenn er aufwacht, an diese Träume erinnern.

Da liegt seine Mutter knapp unter der Erde, ihr Kopf schaut noch heraus: Bist du der, der mit mir in Ufa war, fragt sie. Ja, antwortet er und hebt die zehn Zentimeter Erde wie eine Decke an, um ihr ein Foto seiner zwei Kinder zuzustecken.

Und dann wacht er auf, es ist ganz still, und dann beginnen auf einmal die Vögel zu singen, es ist 4 Uhr und 17 Minuten.

Viele Morgende wird er in dieser Frühe, die ganz allein ihm gehört, aufstehen und in die Küche gehen, und dort wird er so weinen, wie er noch niemals geweint hat, und dennoch wird er sich, während ihm der Rotz aus der Nase läuft, und er seine eigenen Tränen verschluckt, fragen, ob diese

merkwürdigen Laute und Krämpfe wirklich alles sind, was dem Menschen gegeben ist, um zu trauern.

DANK

Für die Unterstützung meiner Arbeit danke ich Herrn Wolf-Erich Eckstein vom Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, dem Wiener Stadt- und Landesarchiv, dem Archiv der Akademie der Künste Berlin, dem Deutschen Rundfunkarchiv und dem »Haus Immanuel« in Berlin-Niederschönhausen.